Die
Alten und die Jungen.

Die Alten und die Jungen.

Sozialer Roman

von

Conrad Alberti.

„Rackers, wollt ihr denn ewig leben?"
Friedrich d. Gr.

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast —
Verwirf es, um Dich zu besitzen!
Frei nach Goethe.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Erstes Buch.

I.

. . . Während er so auf dem Rasen lag, festgehalten von einer unbegreiflichen, unüberwindlichen Kraft, löste sich plötzlich der schwarze, verwitterte Felsen über ihm und stürzte krachend herunter, auf ihn zu, ihn unter seiner Wucht begrabend . . .

Mit einem lauten Schrei fuhr Franz Treumann empor, warf die Arme von sich — und erwachte.

Entsetzt blickte er um sich. Das war derselbe enge, schmutzige Eisenbahnwagen der vierten Klasse, den er gestern Abend auf dem Breslauer Bahnhofe bestiegen, das waren dieselben schmierigen, verhungerten galizischen Auswanderer, mit den wirren Haaren voll Ungeziefer, den geflickten, kothigen Kleidern, den unsauberen Gesichtern, mit denen ihn der brutale Schaffner zusammengepfercht hatte, und er lag auf dem staubigen, mit durchfetteten Papieren, Cigarrenstummeln und Speichel bedeckten Boden der Wagenecke, neben seinem alten, abgeschabten Handkoffer, von dem er während des Schlafens hinabgeglitten war.

Er hatte also nur geträumt! Wie unsagbar widerwärtig auch der Ort war, an dem er sich befand, wie häßlich, unsauber und abstoßend auch das Volk, mit dem er ihn theilen mußte, wie schmerzvoll auch sein leerer Magen zuckte, wie ihn der kühle Morgenwind auch durchfröstelte, der durch die Spalten und Ritzen des Schiebefensters hereindrang, wie das Rasseln und Donnern des dahinstürmenden Zuges, das Schüttern und Sichwerfen der Räder auch seine Nerven zittern machte — er lebte doch wenigstens! Die entsetzlichen Gespenster, die ihn während der ganzen, unheimlichen Nacht ohne Unterlaß verfolgt hatten, waren wenigstens keine Wirklichkeit: er hatte eine Zukunft vor sich, die ihm gehörte, Wochen, Monate, Jahre, die er ausfüllen durfte, nach seinem Willen, mit einer regelmäßigen, nützlichen Thätigkeit, die ihm vielleicht Freude bringen würde, Geld, Ehren, Erfolge. Das Leben war noch sein, der Stern glänzte ihm noch hell, dem er zuflog auf ehernen, nimmer müden Rädern, von dem er Alles erwartete, einen sicheren Platz, Nahrung, Glück, Freunde, Liebe — Alles, was er noch nie besessen hatte, so lange er fähig war zu denken, was er herbeisehnte mit glühender, verlangender Einbildungskraft — und der Stern, von dem er alles dies erhoffte, hieß: Berlin.

Franz Treumann gähnte, einmal, zweimal; ein kalter Schauer durchlief seinen Körper und machte die Gesichtsmuskeln heftig zucken, er schüttelte sich und

zog den abgeschabten Sommerüberzieher dichter um den Leib. Dann erhob er sich, strich mit der Hand über das trockne, nach Wasser dürstende Gesicht, in dem ihn die Augen heftig zu drücken und zu brennen begannen, und durch das wirre, rebellische Haar, warf einen Blick voll unsagbaren Widerwillens über die Gruppen der Auswanderer, die auf dem Boden hockten, eng aneinander gedrängt, und trat an das Fenster. Der Morgen zog eben herauf. Ganz hinten, am Rande des Horizonts, da wo der jagende Zug herkam, stieg ein rother, glühender Wolkenball empor, und wie riesige, knochige Finger spreizten sich von demselben aus bis zur Höhe des Himmelsgewölbes lange Streifen. Kleine, losgerissene Feuerflocken schoben sich gegen Westen vor, als wollten sie dem Zuge voraneilen und der Hauptstadt seine Ankunft verkünden. Er folgte ihnen mit den Augen: sie rückten weiter und weiter, bis sie begannen zu verblassen, sich mit fahlem Grau überzogen und plötzlich in Nichts aufgelöst zu sein schienen, ohne Schatten, ohne Spur, untergegangen in dem stählernen Blau des Firmaments, von dem weißen Tageslichte verspeist, welches sich immer stärker und unwiderstehlicher in die nüchterne Dämmerung hineinzubohren strebte. Unverwandten Blickes stand Treumann und schaute noch lange auf dieselben Stellen, welche diese rosenfarbenen Flocken eben eingenommen. War es eine Vorbedeutung? War auch er solch eine zarte, rosig angehauchte junge

Morgenwolke, die spurlos untergehen würde in dem grellen fluthenden Lichtmeer der Riesenstadt, das ihn bereits in wenigen Viertelstunden von allen Seiten umschlungen haben mußte?

Ihn hungerte. Er durchkramte seine Taschen: nichts Eßbares mehr darin zu finden. Er verließ den Platz am Fenster, da ihm die hereindringende Kälte unerträglich dünkte, und ließ sich wieder auf seinem kleinen Koffer nieder, mit gespreizten Beinen, den Kopf gegen die Wand des Wagens gelehnt und vergeblich versuchend neuen Schlaf zu finden. Von Zeit zu Zeit schlug er die Augen auf; dann fiel sein Blick auf die magre, von Kummer und Wochenbetten abgezehrte Frau drüben, welche eben ihrem wimmernden und schreienden Säugling die welke, gelbbraune Brust reichte, ohne Scheu, ohne sich nur umzuwenden — auf den schmierigen Alten mit den Stirnlöckchen, welcher seinem Sohne, dem kleinen magern Menschen mit der riesigen Habichtsnase und dem langen Kaftan, der ihn bis zu den Stiefeln umwallte, in unverständlichen, näselnden und singenden Lauten ernste Vorhaltungen machte. Der Kopf schmerzte Treumann. Wenn nur der Geruch im Wagen wenigstens etwas besser gewesen wäre! Das duftete nach Zwiebeln, Öl, Fett, Knoblauch, Leder, Schweiß — ein wahrer Strauß von Mißdünsten, eine Nasenfolter! Eine grenzenlose Abspannung bemächtigte sich des jungen Mannes, eine Gleichgiltigkeit gegen Alles. Das

fürchterliche Donnern der Räder, das Schütteln der Wagen, die Stöße beim Überschreiten der Weichen, alles das erfüllte ihn mit einer fast krankhaften Mißlaune, und wenn man ihm gesagt hätte, der Zug werde im nächsten Augenblick mit einem anderen zusammenstoßen und ihn unter den Trümmern begraben — er hätte wohl kaum aufgeblickt.

So flogen die Viertelstunden dahin. Plötzlich holte Treumann seine Taschenuhr hervor, eine große, platte Spindel ältesten Baues, in silberner, abgegriffener Schale, mit dünnen, verbogenen Zeigern, und sah nach der Zeit. Noch vierzig Minuten — und sie waren in Berlin. Eine nervöse Unruhe bemächtigte sich seiner jetzt. Er trat ans Fenster und ließ den gespannten Blick schweifen über die Stoppelfelder, auf denen hier und da noch die zusammengestellten, runden Getreideschober emporragten, zum Theil von dem weißen Morgenreif glänzend, über die wogenden Nebelmassen, welche sich aus den Wiesen emporwanden, und über niedre ärmliche schindelgedeckte Bauernhäuser. Von Zeit zu Zeit durchschnitt die Bahn einen Wald, eine Anpflanzung hochaufgeschossener, magrer, schwindsüchtiger Fichten ohne Zweige, nur ganz oben von durchsichtigen, schmalen Nadelkronen bedeckt, zwischen deren Oeffnungen sich die Fetzen des Rauchs aus der Lokomotive hindurchwanden. Der Boden hatte eine helle Farbe, ein hungriges, trocknes Gelb: Sand und nichts als Sand, auf dem sich nur

geringe Pflanzen von natürlicher Genügsamkeit halten konnten, und überall Reif und welke Blätter: die Zeichen des fliehenden Herbstes. O auch er war genügsam, er . . . sein ganzes junges Leben lang hatte er sich darin geübt — er war auch solch eine magre, dünne, in die Höh' geschossene Fichte, er wollte ja keine Krone erobern auf diesem neuen Boden, keine Million — ein ehrenvolles, sicheres Plätzchen nur, und wie zufrieden würde er sein! Und das mußte ihm doch glücken, das wenigstens! Wie Viele hatten es hier gefunden, fanden es Tag für Tag — warum hätte es ihm gerade fehlen sollen?

Er blickte gegen Westen, ob noch kein Schlot, kein Thurm zu sehen war. Noch nichts! Unruhig ging er umher, soweit es der schmale Raum gestattete, sah ununterbrochen auf die Uhr, hinaus zum Fenster. Einmal versuchte er dasselbe zu öffnen, um sich hinauszulehnen und weiter blicken zu können, doch schon rief der alte luftscheue Galizier entsetzt: „Um Gott, mache Se ßu 's Fenster, s ßieht." In derselben Sekunde flog ihm ein Kohlenstäubchen ins Auge, und eiligst zog er das Glas wieder hoch.

Der Zug verlangsamte seinen Gang, bald hielt er an. „Friedrichshagen," ertönte draußen, fast unverständlich, der Ruf des Schaffners, langgedehnt, in zehnfacher Wiederholung verhallend, und der Zug setzte sich schnaubend, ächzend und stoßweise wieder in Bewegung. Sie waren an der Schwelle der Welt-

stadt! In fieberhafter Aufregung klammerte sich Franz an die Fensterbrüstung, jede Spur seiner übernächtigen Mattigkeit war geschwunden, sein Herz pochte in immer heftigeren Stößen, und jeder Nerv brannte dem Ziele entgegen. Sie flogen vorüber an den Vororten, den kleinen Colonieen, Köpenick, Sadowa, Ostend. Plötzlich, hinter einem Walde, tauchte mit einem Schlage in den Nebeln der Ferne ein neuer Wald auf, ein dampfender, rauchender, schwarzer Wald von Essen und Schloten, noch spitzer und schlanker als die Fichten. Treumann biß die Zähne auf die Lippe, um nicht laut aufzuschreien. Es war noch nicht Berlin, noch nicht die eigentliche Stadt, aber es waren die Orte unmittelbar vor derselben, Stralau, Rummelsburg. Und mit einem Male versperrten ungeheure Massen durch- und neben einander geschobener Eisenbahnwagen aller Klassen, aller Linien jede Aussicht, ein gewaltiger Park; in großen, runden Schuppen glänzten Lokomotiven. Einzelne vorgeschobene Häuser tauchten jetzt auf, riesige, nüchterne, schmucklose Gefängnisse für freie Leute, andere schlossen sich daran, sie bildeten Ketten, Blocks, Würfel — und unversehens hielt der Zug in einer Halle, einem ungeheuren gläsernen Bogen, so lang, daß der Blick sich anstrengen mußte, bis an sein Ende zu dringen.

Sie waren in Berlin . . .

Die Galizier verließen den Wagen, Treumann sandte ihnen einen Blick nach voll Mitgefühl und Trost.

Waren sie nicht im Grunde eher bedauernswerth als verächtlich, trotz ihres Schmutzes? Und war ihr Loos nicht auch das seine? Gingen sie nicht wie er auf neuem, nur weit fernerem Boden einer ungewissen Zukunft entgegen, von der sie alles bisher vergeblich erstrebte Glück erhofften?

Der Zug brauste weiter auf den hohen Mauern der Stadtbahn mitten durch das Häusermeer Berlins, das in unendlichen Wellen bis an den Schienendamm heranzufluthen drohte. Im Fluge sah er durch halbblinde, verstaubte Fensterscheiben Familien beim Morgenkaffee sitzen. Trüb glänzte tief unter ihm der Spiegel der Spree, endlose, nüchterne Fabriken pflanzten sich neben einander, aus den Essen dampften schwere Rauchwolken zum finstern Himmel, Zillen wurden bis zum Rande beladen und glitten mühsam und schwerfällig dahin, auf weiten Stätteplätzen lagerten dunkle Holzmassen, schwarze, langgestreckte, alte Gebäude flogen vorüber, über eine Brücke drängten Hunderte beladener Menschen, schwer bepackter Wagen in wirrem Knäuel — und schon hielt der Zug in einer zweiten riesigen Glashalle, an deren Wölbung sich unzählige schwarze Eisenschienen in allen Winkeln kreuzten.

Treumann stieg hier, am Alexanderplatz, aus dem Wagen, nahm seinen Koffer in die rothe, halb erfrorene Hand und eilte, die Anerbietungen eines Gepäckträgers abweisend, die Treppe hinunter, über den weiten Platz, nach einer jener kleinen, engen, schmutzigen Gassen,

welche sich hier in der Alexanderstadt, nahe der Kaserne, in reichem Gewirr ausdehnen: Straßen, noch ganz im Charakter der Vorstadt, niedere, dunkle, schmucklose Häuser mit kleinen Fenstern, hinter denen das sparsame Kleinbürgerthum sich eingenistet, das sich mit zwei, drei Zimmern begnügt, und noch eines davon an Fremde abgiebt. Treumann kannte Berlin von früherem, gelegentlichem Verweilen, wenigstens flüchtig, er wußte hier eine Wittwe, die Tante eines früheren Genossen, die sich durch das Vermiethen von Zimmern und Schlafstellen den nothwendigen Zuschuß zu ihrer kärglichen Pension verdiente. Die gute weißhaarige Alte begrüßte ihn aufs herzlichste in ihrer scharfen Berliner Mundart, ihrer nuschelnden Sprache: „Det's recht, Herr Treimann, det Sie sich ooch wieder 'mal bei mich sehen lassen!" und wies ihm seine Stube an, ein enges, einfenstriges Gemach, das er zur Nacht noch mit zwei Schlafgenossen theilen mußte, einem Schneidergesellen und einem Steindrucker, und das außer zwei Betten und einem Sofa nur einen Tisch und drei alte, wurmstichige Holzstühle enthielt. Die dicke Alte mit dem rothen Gesicht trippelte nach der Küche, um dem halb Erstarrten wenigstens eine Tasse warmen Kaffees zu bringen, einen dünnen, hellen, übel schmeckenden Saft, den er hinuntergoß als wäre es Nektar, und ein faustdickes, mit bleicher Margarinbutter gestrichenes Stück Brot. Aus einer Glaskaraffe mit zerbrochenem Halse goß Treumann Wasser in ein

braunes, irdenes Becken, um die Spuren dieser wüsten Nacht von seinem Antlitz, seinem Oberkörper zu entfernen. Er solle sich eine Stunde zur Ruhe legen, meinte die Alte, die mütterlich um ihn besorgt war. Schlafen? Wie hätte er das vermocht! Er zitterte vor Erregung; jede Fiber brannte in ihm, die neue Luft einzuathmen, diese nervöse, unaufhörlich zitternde Berliner Luft, die von tausend Gerüchen durchsetzt ist, die ein unablässiges, dumpfes Gewirr aller möglichen Laute durchbraust, aus dem nicht ein klarer, scharfer Ton herrschend hervortritt, diese Atmosphäre, welche den kaltblütigsten Mann so schnell verwirrt, aufregt, in Unruhe versetzt, die durch alle Poren in den Körper, in das Hirn drängt, der sich Niemand mehr zu entziehen vermag, wenn er sie nur kurze Zeit eingeathmet, die auf den Menschen wirkt wie der Alkohol, das Morphium, das Cocaïn, erregend, belebend, abspannend, tödtend: die Luft der Weltstadt.

Er durchirrte die Straßen, stundenlang, ziellos, wahllos. Jede Droschke, die von dem müden Gaul widerwillig gezogen, sich in langsamen Stößen fort bewegte, schien ihm ein Wunder der Technik, hinter jedem Schaufenster öffnete sich für ihn ein Feenland, und er konnte sich kaum von dem Anblick losreißen; das Schreien, die rüden Witze der Ausrufer dünkten ihm Offenbarungen, jede Dame ein Ideal von Schönheit, ein Muster der Eleganz, in jedem Soldaten verehrte er einen Moltke, jedes Haus schien ihm ein Palast, desgleichen er nie zuvor gesehen.

Wie Einer an dem Andern vorüberschritt, ohne sich um ihn zu bekümmern, ohne seinen Rock, seine Stiefel einer Musterung zu unterziehen! Daheim, an den kleinen Orten, wo er bislang gelebt, blickte man jeder unbekannten Erscheinung minutenlang nach, unterzog jede Person der eingehendsten Kritik, bis auf den Hut, bis auf die Handschuhe! Ach, wahrhaftig, lieber in der Volksküche zu Mittag essen und in einer Penne übernachten und vom Morgen bis zum Abend Steine klopfen, aber nur in Berlin, nur in dieser glühenden, sinneberauschenden Luft den Athem der Freiheit trinken, der unbeobachteten, rücksichtslosen Freiheit, in der Jeder nur sich selbst verantwortlich war — angeweht von dem Hauche der Weltgeschichte, die von hier aus bestimmt ward, umringt von all dem Glanz, der Größe, der Schönheit, dem Reichthum, die sich hier in jedem Hause ausbreiteten, auf jedem Pflastersteine, Allen zugänglich, die Kraft und Muth hatten, sie zu ergreifen, zu erobern, und deren Berührung allein genügte, den Traum ihres Besitzes zu erwecken . . .

Am Nachmittag des zweiten Tages beschloß Treumann einen Besuch zu machen. Er wollte Paul Hoffmeister aufsuchen. Das war ein Berufsgenosse: Musiker, Componist; er vermuthete in ihm einen Altersgenossen. Vor einiger Zeit waren ihm einige Compositionen Hoffmeisters untergekommen, eine Sammlung norwegischer Stimmungsbilder: kurze, eigenartige Schöpfungen, von einer seltsamen, düsteren Kraft, einer wahr-

haft dämonischen Gewalt. Die ganze unheimlich großartige Natur des Nordens sprach aus diesen knappen Stücken; man meinte aus den Noten die fürchterliche Einsamkeit der Gletscher herüberstarren, die Schneefelder blitzen zu sehen, und das Meer donnernd an an den nackten, zerklüfteten Felsen hinaufspritzen zu hören, welche steil und unzugänglich in die Wolken ragen. Nie hatte Treumann geglaubt, daß sich durch Töne, gewöhnliche Töne der bekannten Instrumente, der Eindruck und der Charakter der lebendigen, erzürnten und erstarrten Natur, die Sprache der Elemente, bis zu solchem Grade wiedergeben lasse. Der Tondichter scheute freilich vor den grellsten, schreiendsten Dissonanzen nicht zurück, und alle die üblichen, gewohnten Forderungen einer durchgehenden, sich fortentwickelnden Melodie warf er über den Haufen, er sprang fortwährend aus einer Tonart, einem Rhythmus in andere, der Vortrag stellte an Auffassung, Aufmerksamkeit, geistiges Eindringen, Nüancirung und Fertigkeit unerhörte Anforderungen, und zum Vorspielen im Salon nach beendeter Tafel waren diese oft gespenstisch schaurigen Stücke kaum geeignet. Das verzieh das Publikum, das sich in der Musik vor Allem auf leichte Weise unterhalten wollte, dem Tondichter freilich ebensowenig wie die Kritik, die größtentheils in den Händen von Leuten war, welche jede Abweichung von den Ueberlieferungen Mozarts und Beethovens als eine Tempelschändung betrachteten und

von der „edlen Kunst Euterpens“ vor Allem liebliche, anmuthende, zierliche und geschlossene Melodieen verlangten, eine durchsichtige, nach sofort erkennbarem systematischem Plan gefertigte Arbeit, die man beim ersten Hören, bei einem kurzen Blick in die Partitur ohne Rückhalt verstand, indem sie behaupteten, daß eine Kunst, die dem Zuhörer geistige Arbeit statt des Genusses zumuthe, die von ihm erst verlange, statt gleich zu geben, aufhöre Kunst zu sein. Treumann aber verehrte die ursprüngliche, so durchaus neue Eigenart dieser Begabung, aus der eine wahrhaft unerhörte, urwüchsige Kraft sprach — so wenig er sich über gewisse Flüchtigkeiten in der Ausführung, Seltsamkeiten in der Anlage täuschte. Aber was wollten diese bedeuten gegen das nervöse Erfassen des Duftes der Natur, ihres sinnlichen Athems, wie es diesem Künstler gelang! Man konnte sich einbilden, beim Hören seiner Werke den unerklärlichen Geruch des Erdbodens einzuziehen, jenen scharfen Duft des Ozons, des Tanges, der Fische zu riechen, welcher am Meeresstrande unsere Nase trifft, einen salzigen Geschmack auf der Zunge zu fühlen, die Möve schreiend über die Brandung hinflattern zu sehen . . . das war eine Musik, welche nicht nur einen Sinn beschäftigte, sondern alle, und deren Noten unwiderstehlich ganz bestimmte Empfindungen und Vorstellungen auslösten. In aufrichtiger Bewunderung hatte Treumann dem unbekannten Künstler diese seine Eindrücke geschildert, und

in einem warmen Antwortschreiben hatte dieser ihm seinen Dank ausgesprochen. Man konnte aus seinen Zeilen deutlich die Freude erkennen, sich endlich einmal verstanden zu sehen, endlich einmal einen Gleichgesinnten gefunden zu haben. Später hatte ihm Treumann seinen Entschluß mitgetheilt, nach Berlin überzusiedeln, und Hoffmeister hatte ihn umgehend aufgefordert, ihn dann ja sofort nach seiner Ankunft zu besuchen.

Treumann wußte nur von gelegentlichem Hörensagen so viel, daß Hoffmeister ein noch junger Mann sei, der Sohn des berühmten Architekten dieses Namens, und in sorgenfreien Verhältnissen in dem Cottage seines Vaters lebe, vor dem Schlesischen Thore, an der Straße nach Treptow. Es war ihm nicht schwer, das Haus aufzufinden. Das war ein reizendes Familienhaus, unmittelbar hinter dem schlesischen Busch, einer etwas verwahrlosten Anlage, und kurz vor dem Eingange zum Treptower Park, in freier Landluft, mitten im Grünen und völlig abgeschlossen von dem Lärm, dem Schmutz, der eintönigen Nüchternheit der Straßen des Ostens mit ihren zahllosen Fabriken, ihren himmelhohen Miethskasernen. Im reinsten gothischen Stil erhoben sich die Spitzbogen der Butzenscheibenfenster, der Thüren über den Pfeilerbündeln der Pfosten, und spitzzulaufende Thürme krönten die vieleckige, kleine Burg.

Hoffmeister war nicht zu Hause, er war mit

seinen Eltern in die Stadt gefahren, allein der Diener versicherte, er müsse jeden Augenblick zurückkehren, und forderte den Besuch dringend auf, im Garten zu verweilen. Treumann trat also ein. Saftige Rasenbeete, von gut gepflegten Baumgruppen unterbrochen, zogen sich hinunter bis zur Spree, welche hier vorbeiströmte. Am Uferrande, auf einem künstlichen Hügel war eine Laube errichtet, von wildem Wein umrankt, dessen breite, jetzt schon roth schillernde Blätter den Insassen jedem Blick von außen entzogen. Der junge Mann ließ sich auf einem Gartenstuhl nieder. Zu seinen Füßen glitt die dunkle breite Flut dahin, der Wind jagte kleine, lange Wellen darüber, welche der Fläche den Anschein eines gliederlosen, geschuppten Ungethüms gaben. Weiße Segel tauchten auf und verschwanden wieder. Flach stieg das andere Ufer an, der gelbe Sand leuchtete herüber, und der Schatten einiger Rauchwolken malte sich darauf, welche aus hohen, rothen, an der Mündung tief geschwärzten Essen emporstiegen. In Zukunftsträumen verloren, stierte Franz zwischen den zackigen Blättern hindurch, mehrere Minuten lang. Mit einem Male zuckte er zusammen, wie von einer Schlange gestochen. Ein Ton stürmte von drüben, vom Wasser her, so grell, so schneidend und erschütternd, daß er das Trommelfell in seinen Ohren zu zerreißen, das Mark seiner Glieder zu durchstechen drohte. Es klang wie das letzte, wahnsinnige Aufkreischen eines Sterbenden, wie der Ent-

setzensruf eines armen Sünders klingen muß, der zum ersten Male von Satans Krallen in die höllische Fluth getaucht wird. Wachsbleich saß Treumann da, ein heftiges Zittern durchlief ihn von den Knieen bis zum Antlitz, den Fingerspitzen. Ängstlich, als fürchte er das gewisse Nahen eines unentrinnbaren Unheils, lugte er zwischen den Holzstäben hinaus. Und wahrhaftig, da kam er herauf, der Schleppdampfer, drüben von Stralau her — da kam er langsam herangeschwommen, plump und schwerfällig wie ein Nilpferd, breit, kurz, keuchend und dampfend, als kämpfe er mühsam gegen die Gewalt der Strömung an; zwei weiße schäumende Streifen ihm zur Seite, als fliehe das Wasser vor ihm, lange, mit rothen Ziegelmassen beladene Zillen hinter ihm, denen die Flut bis an den Rand stieg, und dumpf und hell klatschte das Wasser an das Ufer. Und wieder ertönte jener schrille, gräuliche Ton der Dampfpfeife, heulend, langgezogen, mörderisch jener Ton, der ihn zittern und schwitzen machte, jener Klang, der von allen Tönen der Welt sein musikalisches Ohr, seine feinen empfindlichen Nerven verletzte wie kein anderer, der ihn immer an ein Unglück denken machte, einen Mord, und vor dem er sich jetzt mit den Fingern die Ohren verstopfte mit fast komischer Angst, wie vor einer Unglücksbotschaft.

Die Pfeife des Schleppdampfers!

Ach, er kannte diesen gräßlichen Ton nur zu gut; denn er verfolgte ihn überall hin, sein ganzes Leben

lang, ohne Unterlaß, in allen Gegenden des Vaterlandes, er brachte ihm Noth und Unglück, er war ihm erklungen in den qualvollsten Augenblicken seines Daseins, den Stunden seiner tiefsten Erniedrigung, seiner verzweifeltsten Verlassenheit, und so oft er ihn hörte, riß er ihn heraus aus der friedlichen, glücklichen Beschaulichkeit des Augenblicks, trieb ihn heimathlos von Provinz zu Provinz — und die ganze Leidensgeschichte seines Daseins trat dann jedes Mal wieder mit einem Schlage vor das Auge seines Geistes, wie er sie unter Thränen und Sorgen durchlebt in fast ununterbrochener Kette.

Daheim, am Ufer der Oder hatte er diesen Ton zuerst gehört, in der großen schlesischen Residenz, wo er die traurigen Tage seiner Jugend verlebt: eine freudenlose Jugend der Erniedrigung und Entbehrung, unter deren Lasten er frühzeitig gereift war. Eine Jugend? Er konnte sich kaum besinnen, jemals jung gewesen zu sein, jene Zeit der holden Träumereien genossen zu haben, der harmlosen, gedankenlosen Reigenspiele, des sanften Einschlummerns auf dem Schooße der Mutter, den leisen Druck der Finger in ihrem Haar spürend — die Zeit der Märchen, der Weihnachtsbäume, der Puppentheater, in der eine Tasse Chokolade ein Ereigniß darstellt: die Tage, von denen die Dichter so süß und rührend zu singen wissen. Nur ganz fern erschien sie ihm, hinter einem dichten Nebelschleier, in leichten, kaum erkennbaren Umrißlinien. Das Erste, was in deutlicher, fester Zeichnung vor

seinen Augen stand, war ein schwarzer Sarg und ein Zimmer voll bärtiger, weinender, durch einander sprechender Leute. Es war ein stürmischer, regnerischer Frühlingsabend, der erste, an dem man nicht wie gewöhnlich zur Nacht gegessen hatte. Warum? Man sagte ihm, seine Mutter sei gestorben. Was er auf diesen Bescheid hin gethan, wußte er nicht mehr, er erinnerte sich nur, an diesem Abend sehr gehungert zu haben. Und dann war eine schreckliche Zeit gefolgt, zehn lange Jahre der Sorge, Qual und Noth, und je länger sie hinter ihm lagen, desto weniger begriff er, wie es möglich gewesen, sie so lange zu tragen. Freilich, was weiß ein Kind von erträglich und unerträglich? Fühlt sich der Grönländer unglücklich, wenn ihm die Sonne ihren Anblick für Monate entzieht?

Vielleicht hatte seine Erziehung Treumann so viel Widerstandskraft gegeben? Seine Erziehung! Er wußte noch heut nicht, ob er jemals eine genossen. In die Schule hatte ihn sein Vater geschickt, aufs Gymnasium sogar. Was war das für eine unablässige, ein Jahrzehnt fortgesetzte Mißhandlung seines Geistes, seiner Seele, als gälte es, von vornherein Alles aus ihm bis aufs letzte Korn hinauszutreiben, was sich eigenartiges, selbstständiges, frisches, gesundes in ihm zu regen begann! Er liebte die Freiheit, die Natur über Alles, lieber als das väterliche Haus. Halbe Tage lang umherzuschweifen an dem breiten Wasserspiegel des Stadtgrabens, unter den Birken und

Kastanien der ehemaligen Wälle, auf denen sich jetzt die herrlichsten Anlagen erhoben, weit draußen in einsamer Stille, an den Ufern der Oder, im Schatten riesiger Eichen im Grase zu liegen, ganz allein, nur auf das Zwitschern der kleinen Vögel zu hören, auf das dumpf und verworren herüberdringende Rollen und Athmen der Großstadt: das war seine höchste Seligkeit. Unter fremden Menschen fühlte er sich verlegen, verwirrt, am unrechten Platze. Man sperrte ihn in eine weißgraue, kahle, enge Stube, im Quergebäude eines düstern, traurigen, kasernenartigen Riesenbaues hinter einer alten, schwarzen Kirche, ein kalkduftendes Loch mit zerschnitzelten Bänken und Tischen, deren Enge ihm Rücken und Brust einpreßte, ein Gefängniß, in das nur im Hochsommer ein Strahl der Sonne fiel, zur Zeit der Ferien, in dem man an den Wintervormittagen nur bei Gaslicht zu lesen vermochte. Dieses Verließ mußte er theilen mit dreißig, vierzig Altersgenossen, lebhaften, lebensfreudigen Knaben wie er, zu einem sechsstündigen täglichen Schweigen verurtheilt. Er schwärmte für alle Ideale der Jugend, Mannesmuth, Heldenkühnheit, Vaterlandsliebe, und die Bücher, die man ihm in die Hand zwang, erzählten wohl von solchen Männern, solchen Thaten; aber diese herrlichen, großen Menschen, die er liebte, für die er schwärmte, von denen er träumte, und ihre Thaten und Leiden waren es nicht, von denen er sprechen durfte, beileibe nicht; man untersagte es ihm streng.

Was in seinem jungen Gehirn haften durfte, waren nur die Worte, in denen von alledem gesprochen ward. Er wollte wissen, warum die Schwalben im Sommer zwitschernd um das Fenster flogen und nicht im Winter, es dürstete ihn zu erfahren, warum die kleinen Locken der Kleeblüthen so süß schmeckten und die Blätterlanzen des Sauerampfers so bitter, er wälzte sich des Nachts schlaflos auf dem Lager, weil er nicht wußte, weshalb der böse Kleon den guten Sokrates so haßte. Man sagte ihm harte Dinge, wenn er sich unterstand darnach zu fragen, und man sperrte ihn ganz allein in ein kahles Zimmer, stundenlang, wenn er das Participium perfecti passivi eines unregelmäßigen Verbums der dritten Conjugation nicht wußte und ein s setzte, an dessen Stelle ein t gehörte. O wie gleichgiltig sie ihm waren, diese s und t, diese Participien und Supina! wie er die Bücher haßte und zehnmal des Tages hätte verbrennen mögen, in denen alle diese thörichten Dinge aufgespeichert waren! wie er die Lehrer haßte, die finsteren, bärtigen Menschen, die ihn auf seine Fragen barsch zur Ruhe verwiesen und ihn beleidigten und bestraften, wenn er die ihren nicht zu beantworten vermochte! Wie er stundenlang zu Hause blutete und schwitzte, stundenlang einsam am Oderufer entlang streifte, sich nur immer diese furchtbaren Formen wiederholte, die einander so ähnlich klangen und deren Unterschiede er nicht zu behalten vermochte, wie er sie mit aller Macht in sich hinein-

zupressen suchte, nur um den ewigen Beschimpfungen vor den Genossen zu entgehen, und wie dann am andern Morgen sein Kopf wüst und leer war und nicht ein, ein Wort darin zurückgeblieben! Wenn er so auf den Schulbänken saß, matt, zerschlagen und die tonlosen, gleichmäßig schnarrenden Stimmen der Lehrer, der antwortenden Schüler schlugen an sein Ohr, erst laut, dann immer leiser, verworrener, entfernter, und sein Auge haftete brennend und fragend an dem jungen, noch zusammengeballten Blätterkeim der alten Linde drunten im Schulhofe, welcher sich vor seinen Augen zu entfalten schien — dann plötzlich schnitt eine scharfe, spitze Frage in sein Ohr, er fühlte den Rippenstoß eines Nachbarn, er fühlte seine Wangen brennen, eine rauhe, grobe Hand schien ihm die Kehle zuzuschnüren . . . dann rieselte eine Flut heftiger Worte auf ihn nieder, und mit Stunden der Angst und des Weinens mußte er jene eine Minute des seligen Träumens erkaufen, in der ihm so süße Melodieen durch das Ohr gezogen waren. Nachher, wenn er zu Hause saß, allein, beim gelben Schimmer der Lampe, dann gelang es ihm wohl, seine trocknen, mechanischen Aufgaben mit dem träumerischen Schimmer einer märchenhaften Dichtung zu umgeben und halb ahnungsvoll eine Brücke zu finden zwischen ihnen und alle dem, was so mächtig und nebelhaft unklar in seiner engen, schmalen Brust wogte und braute, und mit jugendlicher Lebhaftigkeit und gutem Gelingen

machte er sich an die Lösung derselben. Bei seinen trefflichen Anlagen gelang ihm Alles überraschend, was er mit Fleiß und Eifer unternahm — aber er konnte diese nur zeigen für Dinge, welche seine Theilnahme erregten, sein Herz; und wo sein Herz nicht war, da wurde sein gesunder, natürlicher Wille schwach, kraftlos, und seine Augen, seine Ohren, sonst so scharf und schnell, wurden plötzlich stumpf und träg. Nun brachte er seine Arbeiten wohl voll Stolz dem Lehrer. Wie? ein so schlechter Schüler der Klasse, der jede Frage schuldig blieb, sollte daheim so annehmbares leisten? Das war Betrug! Ein Schüler, der daheim sich so tüchtig erwies, sollte hier so zerstreut, so träg, so unfähig sich zeigen? Das war hartnäckiger Trotz, arger Wille! Franz war für den Einen ein Lügner, für den Andern ein Ungerathener. Jener glaubte ihm nicht, wenn er noch so heilig versicherte, jeder Buchstabe in seinen Arbeiten sei sein redliches Eigenthum: öffentlich zieh er ihn schmähend der Unwahrheit — dieser beschloß den Starrsinn mit Gewalt zu brechen, mit den strengsten Strafen. Und er, er haßte jede Unwahrheit, wie er jeden Zwang haßte, er wünschte sich jedem Menschen zu fügen, er dürstete darnach, geachtet, geliebt zu werden! Wie er seine Lehrer haßte, ihre stumpfe Gleichgiltigkeit gegen Alles, was ihm lieb und werth war, ihre Verbissenheit, ihn mit Dingen zu quälen, die er verabscheute, die er nicht zu fassen vermochte! Er hätte sie tödten mögen, erwürgen; hätte er die Macht gehabt, er würde es

gethan haben, mit kaltem Blute. Sie nannten ihn einen Lügner — er hatte noch nie eine Unwahrheit gesprochen; jetzt sprach er sie, denn es war ihm eine süße Genugthuung, diese Menschen zu belügen. Er hatte wissentlich noch Niemanden erzürnt, er war noch nie trotzig gewesen — sie nannten ihn einen Starrsinnigen: ihnen setzte er mit aufgeworfener Lippe den verstocktesten Trotz entgegen, denn ein Gefühl der wollüstigsten Rache kam über ihn, wenn er sah, wie sie vor innerem Zorn erblaßten, vor dem nagenden Verlangen, ihn sich zu unterwerfen, und er triumphirte, wenn es ihnen mißlang, trotz aller Strafen, aller Wuth. Es war ein furchtbarer, erbitterter Kampf zwischen Lehrer und Schüler, ein Kampf bis aufs äußerste, von beiden Seiten mit einer Verbissenheit geführt, welche kein Nachgeben kannte. Er verhöhnte sie, er ahmte ihre Manieren, ihre Schwächen übertreibend nach vor ihnen selbst. Er verbreitete schmähende Gedichte. Er strengte seine ganze Einbildungskraft an, neue Pläne zu ersinnen — und wie erfinderisch ist die Phantasie des Knaben! Und sein höchstes Glück war das Gelingen eines Streiches ohne Entdeckung des Thäters. Aber er ward entdeckt, einmal, häufig, und der Feind, der in ihm auch den Urheber der unaufgeklärten ahnte, nahm fürchterliche Rache durch Einsperrung, schlechte Zeugnisse, Züchtigungen und alle ersinnlichen Kränkungen vor den Altersgenossen.

Es gab nur eins, was ihn fesselte, ihn ergriff außer den an diesem Orte so spärlichen Reizen der Natur. Das war die Musik. Jeder Leierkasten, den ein Blinder im Hofe drehte, bannte ihn an die Stelle und entlockte ihm Thränen, der aufziehenden Musikbande folgte er durch die Stadt, er sparte sich die Pfennige zu Groschen, um auf der höchsten Gallerie, im dichtesten Gedränge, in unerträglicher Hitze die Oper zu besuchen; er strolchte, statt seine Schularbeiten anzufertigen, bis tief in die Nacht vor den Vergnügungsgärten längs der Promenade hin, aus denen ernste und lustige Weisen erklangen, ohne an die Schläge zu denken, denen er, nach Hause kehrend, nicht entging; er umkreiste gegen Mittag die Hinterseite des Stadttheaters, nur um einige abgerissene Töne aufzufangen, welche von der Bühne, aus dem Probensaale herausgeflattert kamen. Wenn er allein auf einer Bank in den Promenadenanlagen tief unten am Wasserspiegel kauerte und das Auge mit den weißen Schwänen über die blitzende Fläche dahinsegelte, so brauste in seinen Ohren ein Meer von klagenden Tönen des Cello, von fröhlichen Jauchzern der Flöte, von finstern Drohungen der Posaune: und in diesen Tonfluten, die er sich einbildete zu hören, schien er die Stimmen seiner Lehrer, seines Vaters, seiner Genossen wiederzuerkennen. Alles sang und klang um ihn, so wie er sich allein fand, die Bäume, die Schwäne, die Häuser, die rasselnden, eisenbeladenen Lastwagen, die

Laternen, deren Flammen im Winde flackerten, der Himmel: Alles schien seine körperliche Existenz verloren zu haben und nur noch als Töne zu leben, jedes in einer andern Lage, einer andern Tonart, einer andern Klangfarbe, einer verschiedenen Melodie. Die Sonne strahlte nicht mehr — sie sang: die Blumen dufteten nicht mehr — zarte, glockenspielartige, helle Laute gingen von ihnen aus, die Menschen waren keine Menschen mehr, sondern nur wandelnde Harmonieen, und nur als solche schienen sie ihm echt, wahr, wirklich — ihre Leibhaftigkeit, ihre Mienen, ihre Bewegung, ihr Sprechen: das Alles war nur Schein, das träumte man nur, das war eine zweite, niedere Gestalt der Natur.

Wie oft bat er seinen Vater mit thränenüberströmten Wangen, ihn von der Höllenqual der pedantischen Zuchtruthe der gelehrten Schule zu erlösen, die mit Gewalt tausend Dinge in sein Hirn stopfen wollte, welche nun einmal nicht darin festzuhalten waren, ihn aus den Fesseln eines Zwanges zu erlösen, der, er fühlte es, Alles in ihm morden mußte, was heiteres, lebensfreudiges, ursprüngliches in seiner Brust sich zum Licht durchzuringen strebte. Sein Vater — ja wohl, das war der rechte Mann ihn zu verstehen! Ein hoher breitschultriger Mann mit einem langen, braunen Barte, Angestellter eines großen Bankinstituts, hatte er in seiner Jugend den glühendsten, leidenschaftlichen Drang empfunden, sich ganz der Wissen=

schaft hinzugeben. Der Machtspruch des Vaters aber war hindernd dazwischen getreten. Albert Treumann sollte ein Kaufmann werden, ein großer Kaufmann, der das väterliche Geschäft zu Glanz und Macht emporführte. Nur die härteste Gewalt hatte ihn in diese Laufbahn zu zwingen vermocht. Und als das Opfer gebracht war, vernichtete eine schwere wirthschaftliche Krise das Vermögen des Alten bis auf den Pfennig. Er erkannte des Sohnes Unfähigkeit, das Verlorene wieder einzubringen, und starb in Verzweiflung über den Sturz seiner Familie. Treumann fühlte sich entsetzlich unbehaglich in seiner beschränkten Stellung, welche ihn, den trotzigen, aufbrausenden Charakter, zwang, den Vorgesetzten nach Augen und Lippen zu sehen, ihn zur willenlosen Maschine machte, ihn nöthigte, mit Zahlen zu rechnen, mit brutalen materiellen Dingen — Thalern und Groschen, gegen die er einen fürchterlichen Haß empfand. Die Wissenschaft allein war seine Göttin; sie, die man ihm entrissen, bedeutete für ihn das Höchste, Hehrste, Heiligste. Er hatte niemals Italien gesehen, aber die Nachricht der Auffindung einer antiken Bildsäule ohne Kopf, ohne Arme und Beine, machte ihn vor Wonne zittern. Nur der Gelehrte war ein Mensch, nur er wandelte auf den Höhen der Humanität, jener höchsten Blume der Kultur, von welcher Schiller, Goethe, Herder so herrlich geschrieben, die Ideale seiner Jugend. So wie er aus dem Bureau heimkehrte, nahm er seine

geliebten Bücher zur Hand; in der Rechten die Gabel, in der Linken den Plato oder Lessings Antiquarische Briefe saß er da; den Büchern widmete er jede Stunde, jede Nacht bis tief in den grauenden Morgen. Wie hätte sein Sohn jemals etwas anderes werden dürfen als ein Gelehrter? Vielleicht gar ein elender Götzendiener des Mammon, oder ein Sklave, der seinen Vorgesetzten seinen Geist verkaufen, ihn in Ketten beugen mußte? Er würde ihm die Knochen zerschlagen haben, wenn er nur solch einen Gedanken gewagt hätte. O nein, schon sah er ihn im würdigen, wallenden Talare auf dem Lehrstuhl sitzen und der begierig lauschenden Jugend die Schönheiten des Versbaues des Aeschylos erläutern, oder den Tiefsinn der Aussprüche Justinians. Wie, er weigerte sich, er trotzte? er war böswillig genug, für den Unterschied des Aorist vom Perfectum nicht zu schwärmen? er war zu träge, die Verba auf μι herzusagen? er bat, er flehte, ihn mit diesen schrecklichen Dingen zu verschonen, die nun einmal in seinem Kopfe nicht hafteten, und wenn er Stunde um Stunde darüber brütete? Der Thor, der Faule! Das Rohr, das auf seinen Rücken niederbrannte, sollte ihn belehren, welches der Weg war zu den höchsten Idealen der Menschheit.

Und wie dachte er sich denn seine Zukunft? Als Fiedler, als Musikant durch die Welt zu ziehen, ein Künstler, ein liederlicher Lump? Schließlich hatte er ja nicht einmal dazu die Begabung! Denn so viel auch in seinem

Kopf summte und brummte, so sehr er auch alle möglichen Werke über Contrabaß und Harmonielehre zusammenschleppte, so genau er schon jetzt jede bedeutende Stelle in dem ganzen Mozart oder Beethoven kannte und auswendig wußte, so geschickt er vermochte, die Stimme jedes Instrumentes in einem nicht zu langen Musikstücke, das er nur wenige Male vernommen, aus freiem Gedächtniß aufzuzeichnen — so wie er einmal zu Hause, vor Bekannten, in befreundeter Familie sein Können zeigen, eine Sonate, ein Salonstück, einen Walzer vom Blatte herunter spielen sollte — da war es zu Ende mit seinem Talent, und der erste beste mittelmäßige seiner Mitschüler vom Conservatorium beschämte ihn. Nein, er war kein geborener Künstler! Was also hätte er erreichen können auf diesem Felde? Den Ruf eines Bummlers, das elende Leben eines verkommenen Genies, die Verachtung, das Achselzucken der Welt. Und auf der anderen Seite die Ehren, die Würde, der Ruhm des Gelehrten, der Menschheit höchster Stolz! Nur mit äußerstem Widerwillen gestattete ihm der Vater den Besuch der musikalischen Ausbildungsstunden, und versagte sie ihm eines Tages ganz und unerbittlich, als das Zeugniß über seinen Vortrag wieder so ungünstig lautete wie früher. Marsch, auf der Stelle an den Cicero, den Homer, in die kalte trostlose Stube des Gymnasiums oder — und des Alten nervige Faust erhob sich drohend und schreckend.

Der Alte war ein Mensch, der sich nicht unterzuordnen verstand, der seinen Vorgesetzten gegenüber nie mit der eigenen Meinung, der Mißbilligung zurückhielt, ehrlich, brav, aber unpraktisch, große akademische Grundsätze in das geschäftliche Leben hineinzutragen bemüht, wo nur der Nutzen galt, und jeder Lebensklugheit entbehrend, lieber hungernd als gegen seine Ueberzeugung handelnd! So verlor er denn eines Tages seine Stellung, als er seinem Vorgesetzten gegenüber wieder anläßlich einer geschäftlichen Operation seinen idealen Standpunkt der höchsten Gerechtigkeit wahrte. Und nun brach eine Zeit des schrecklichsten Elends an in der Familie Treumann. Unfähig sich zu beugen, zu schweigen, um Gunst und Fürsprache zu bitten, blind für die Bedürfnisse der Oeffentlichkeit, für die Bedingungen, die nun einmal die Welt an den stellt, der mit ihr und von ihr leben muß, fand Treumann keinen Posten mehr, keinen Beruf, keinen Verdienst. Alle Versuche begann er verkehrt, überall kam er zu spät, Niemandem wußte er zu bieten, was dieser brauchte, und bot sich ihm einmal eine Gelegenheit, einen Schlag zu machen, so war irgend ein Nebenumstand, eine kleine alltägliche Lüge, eine nicht ganz aristokratische Art des Betriebs, welche Treumann mit seinen Grundsätzen nicht in Einklang bringen konnte — und die Angelegenheit zerschlug sich. So fand sich denn von jetzt an ein dritter ständiger Gast an der Treumannschen Familientafel ein: der

Hunger. Treumann verdiente so gut wie nichts, die wenigen Ersparnisse waren schnell aufgebraucht, ein Stück Hausraths nach dem andern wanderte ins Leihamt, die Goldsachen, die besseren Möbel, die Wäsche, die Betten. Je älter Treumann wurde, desto unrettbarer schien er die Fühlung mit dem Leben zu verlieren. Der Schlächter, der Bäcker, der Schneider kamen mit großen unbezahlten Rechnungen, der Gerichtsvollzieher versiegelte und führte weg, was über die Lebensbedürfnisse eines Proletariers hinausging. Sie waren oft froh, wenn der Alte zufällig ein paar Pfennige auftrieb, daß man spät am Abend einige Kartoffeln und ein Stück Brot hinunterschlingen konnte. Der Wirth schloß die Wohnung: sie lagen an einem feuchten, nebligen, die Knochen bis ins Mark erkältenden Herbsttage auf der Straße, ohne Obdach, ohne Heim. Die Kleider waren so abgeschabt und geflickt, daß man sich kaum unter Leuten sehen lassen konnte, daß Franzens Genossen, daß die Lehrer scharfe Bemerkungen über seine Erscheinung machten. Und der Alte brütete stundenlang am Fenster, bei Tageslicht und beim Schimmer der blakenden Funzel, über den Schönheiten der Antigone des Sophokles, die dampfende lange Pfeife im Munde. Franz bemühte sich, seinen Unterhalt durch Stundengeben zu erwerben. Für Alles in der Welt hatte er Begabung, nur nicht für das Lehrfach. Die Fehler seiner Schüler regten ihn auf, er gerieth außer sich, er brachte sich um den

nothwendigen Respect, keiner seiner Schüler machte bei ihm Fortschritte, nicht in den Wissenschaften, nicht in der Musik; man kündigte ihm seine Stellung. Das Elend wuchs von Tag zu Tag.

Nein, so konnte es nicht ferner gehen! Noth des Herzens, Noth des Geistes, Noth des Magens! Noth und Verzweiflung überall, Verbohrtheit, Haß, Plattheit auf allen Seiten. Und jenseits dieser verwitterten, steilen Mauern von schwindelnder Höhe ein Stückchen lachenden blauen Himmels, von einer Welt erzählend, welche alle Träume seines jugendlichen Hirns wahr machte, in der ein immerwährendes harmonisches Klingen war, in der die Hand sich nur auszustrecken brauchte, um die rothen Aepfel zu erfassen, in der die Kräfte sich bethätigen durften, die im Innern lebten und gährten und fast seine Lungen, sein Herz zu sprengen drohten: das Leben und die Kunst! Keine abgeschlossene, faulige, bracke Lache, sondern das volle, bewegte, endlose, herrliche Meer! Was thun, was thun, um dahin zu gelangen? Noch ein, zwei Jahre in diesen Verhältnissen, und er ging unter, er wurde wahnsinnig, er starb vor Entkräftung, er wurde ein Fälscher, ein Strolch, ein Dieb. In Nacht und Nebel wanderte er dahin am flachen, sandigen Oderufer, im sprühenden, feinen Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte, den Jammer im Herzen, und vergeblich versuchend, mit den Augen in das schwarze, schweigende Grab zu dringen, das sich um

ihn ausbreitete, über ihm, und tief zu seinen Füßen. Da drang es nun aus dieser unergründlichen, schauerlichen Tiefe herauf, so grell und heulend, so heiser und langgedehnt, daß er entsetzt anhielt und sich an einen Baumstamm anklammern mußte, um nicht umzusinken. War es sein eigenes, gequältes Herz, das sich Luft machte in so schaurigem, wahnwitzigem Aufstöhnen? Er hätte in diesem Augenblick selbst nicht zu sagen gewußt, ob der Ton aus seiner Brust käme oder aus der des gequälten, belasteten Schleppdampfers drüben, der auch nicht frei seines Weges ziehen durfte, sondern die fremde Last zeitlebens mit sich schleppen mußte, die unfähig war, sich aus eigner Kraft zu bewegen. Das Eine aber klang ihm heraus durch den Regen, den Sturm und die Nacht, daß auch er sein ganzes Leben lang nicht frei die Kräfte regen würde, die Gott in ihn gelegt, sondern sich an einer Kette werde dahinschleppen müssen, einer schweren, unzerreißbaren Kette, und daß die Lasten, die sich an ihn hingen, den Genius ewig niederzerren und zum Schneckenkriechen zwingen würden, der brausend unter Trompetentönen in ihm die Flügel regte. Aber wie der schauerliche Ton sich wiederholte, allmählich schwächer und schwächer werdend und endlich in der Ferne verklingend, wie dei zwei feurigen Augen des schnaubenden Ungethüms, die ihn so gräulich angestiert, verblaßten und von der Dunkelheit verschlungen wurden, da wußte er, daß es für ihn nur einen Weg gebe:

diese Ketten mit einem Entschlusse abzustreifen und Alles, was ihn in die Tiefe zerrte, in die Knechtschaft. War es die Stimme des Genius, was in seiner Brust rief und schlug? War es nur eine thörichte Knabenlaune? Er wußte es nicht, er dachte nicht darüber nach: nur das fühlte er, daß er dieser Stimme Freiheit geben mußte, Erlösung, Raum, daß er es sich selbst schuldig war, der Schöpferkraft, die ihn erzeugt, der Natur, welche keine Kraft vergeudet und keinen Keim aussäet, aus dem sie nicht eine Pflanze erziehen will, daß ihm nur ein Weg blieb: die Flucht, und daß er diesen Weg wählen mußte, wie vielen Verläumdungen, welchem Spott, welcher Nachrede er sich auch immer aussetzte.

Und doch — schien es nicht, als sei Alles nur eine Täuschung gewesen, und jener heulende Ton, den er nachher für den Schrei des kreißenden Herzens genommen, das einen großen Gedanken gebiert, nur der sinnverwirrende, geistbethörende Ruf eines bösen Dämons, eine Stimme, wie der Wandrer sie in schwülen Nächten in der Wüste vernimmt, wenn ihm zur Seite die Knochen gefallener Karawanen im Mondlicht bleichen? Wie bald hatte er ihn wieder gehört, an anderer, entfernter Stelle, und diesmal hatte er einen noch heisereren Klang, röchelnder, angstvoller, wie das Echo seiner noch gesteigerten Noth, seiner noch verschlimmerten Lage. Am Ufer der Weichsel hörte er ihn erschallen, in den eintönigen, traurigen,

sumpfigen Niederungen Preußens, welche sich nach dem Meere zu streckten im ersten morgendlichen Reifglanz, wie ein ungeheures Leichentuch. Das jugendliche, unbezähmbare Verlangen in seiner Brust nach dem Erfassen des vollen Lebens, nach dem Aufgehen in den wallenden Tonmassen der Kunst, in denen sein Geist badete, hatte ihn einer wandernden Theatertruppe in die Hände geführt, welche die östlichen Provinzen bereiste, von Landstädtchen zu Landstädtchen, mit besondrer Vorliebe der Orte, an denen ein Bataillon oder eine Schwadron in Garnison lag, und mit sorgfältiger Vermeidung all der größeren Plätze, an denen ein durch ständige Theater verwöhnteres Publikum geargwohnt ward, und welche auch auf rohen Bühnen, eng wie Gefängnißzellen, aus Latten und Brettern in den Sälen der Gasthöfe schnell zusammengefügt, mit zwei oder drei Decorationen, an denen irgend ein unglücklicher Ortskünstler sich versündigt hatte, die älteren und die neuesten Operetten aufführte. Da war ein Director, welcher die komischen Rollen sang, die Banditen, Magister, Hofmeister und dergleichen, mit einer von übermäßigem Biergenuß gänzlich verschleimten Kehle, der sich seines Körperumfangs wegen kaum noch fortzubewegen vermochte, niemals ein Wort lernte, stets den Einsatz verfehlte und Abend für Abend stecken blieb; seine Gattin, welche an den Abenden die Vorsteherinnen der Mädchenpensionate, Oberhofdamen u. s. w. darstellte und am

Vormittag im schlampigen, zerrissenen Unterkleide und in Filzpantoffeln Erdäpfel putzte; ein Tenor mit gänzlich ausgesungener Kehle, der nur noch von Zeit zu Zeit einen hörbaren Ton vorbrachte, aber behauptete, daß Niemann ein Stümper gegen ihn sei, und im übrigen stets auf zehn Schritte nach Alkohol duftete; eine Primadonna mit einem Sopran, so spitz und schneidend wie ein frischgeschliffenes Küchenmesser, deren eigentlicher Beruf erst nach dem Theater begann, wenn sie Abend für Abend von Kavalieren zum Souper eingeladen zu sein behauptete; und einige junge Leute mit Stimmen wie Zwirnsfäden, gebrannten Löckchen, Papierwäsche und einem einzigen, sehr abgeschabten Röckchen, welche den Tag über keine andere Beschäftigung kannten, als in den Kneipen zu liegen, Grogg zu trinken und sich gegenseitig im Kartenspiel zu betrügen. Zwei bis drei junge Mädchen gehörten noch zur Truppe, deren Unterröcke am Stoß immer von Schmutz starrten und die sich auch am Tage die Wangen mit dicken rothen Krusten überzogen. Sie bewohnten zwar ein gemeinsames Zimmer im obersten Stock des Hotels, gewöhnlich pflegten sie jedoch abwechselnd in den Wohnungen der Offiziere Aufenthalt zu nehmen, welche diese ihnen zur Verfügung stellten. Bei diesen Schmierern versah Treumann die Stelle eines sogenannten Kapellmeisters. Er mußte den „Künstlern" ihre Parthieen einstudiren, sie mit ihnen wiederholen, und am Abend

die Aufführung am Piano nach dem Klavierauszuge oder der Partitur begleiten. Mit diesem Gesindel war er nun gezwungen, Tag und Abend zu verkehren, er, der Mensch von Bildung, mit seinem Herzen voll Begeisterung und Liebe; mit Lüderlumpen, Raufbolden, Spielern, Dirnen, mit rohen Subjekten aus der Hefe des Volkes, ehemaligen Maurern, Schlächtern und Dienstmädchen, Leuten ohne eine Spur von Erziehung, Kenntnissen, Geist, Witz, aus deren Munde jedes Wort eine Unfläthigkeit war, eine Rohheit, eine Zote. Das waren seine Genossen, Seinesgleichen, die Priester jener göttlichen Kunst, welche allein in seinem glühenden Hirn, seinem entflammten Herzen lebte. Wie ihn vor dieser Gesellschaft ekelte, vor diesen halb bezechten Männern, diesen unzüchtigen Weibern, die sich ihm anboten, die aber nur zu berühren ihn geschaudert hätte, und die dann, empört durch seine Zurückweisung, aus Rache, die gemeinsten Lügen über ihn verbreiteten, den elendesten Klatsch. Und welches Leben sie führten, eines Viehes unwürdig! Im engen, schmutzigen Stellwagen, bei bittrer Kälte, bei Sturm und Guß oft stundenlang über die Haide zu fahren, von einem Landstädtchen zum anderen! Zogen sie in eine Stadt ein, so begegneten sie nur mißtrauischen Gesichtern; andere Schmieren waren vor ihnen da gewesen und hatten den Ort nächtlich verlassen, ein Dutzend geprellter Gläubiger schaute ihnen nach. Kein Credit, keine Achtung! —

Gar der Gehalt, wie windig stand es mit ihm! Zu Beginn und in der Mitte des Monats war vertragsmäßig die winzige Summe fällig — doch der Director zuckte dann regelmäßig die Achseln und murmelte etwas von schlechten Geschäften: markweise mußten sie sich ihr sauer verdientes Lumpengeld von ihm erbetteln. Von Zeit zu Zeit erschien dann wohl vom Lande her irgend ein verrückter, verlodderter Gutsbesitzer, der das ganze Jahr über wie in der Einöde lebte und nun wenigstens einmal auftollen wollte, ein liederlicher, polnischer Aristokrat oder dergleichen, den seine Kasse juckte, den der Zug nach der Gosse für eine Nacht zu ihrem Kneipbruder machte, der ein satanisches Vergnügen empfand, die ganze Gesellschaft wie die Raben über die Leckereien herfallen zu sehen, die er ihnen vorsetzte, sie betrunken zu machen und in viehischem Zustande zu sehen. Wie dann Alles durcheinander turkelte und taumelte! Die Weiber schamlos in den Armen der Männer liegend, auf ihren Knieen sitzend und um die Wette mit ihnen unanständige Anecdoten über den Tisch schreiend. Die Fasanen und Rebhühner stapelten sich auf den Schüsseln auf; Niemand war mehr fähig, sie in den überfüllten Magen hinabzuzwängen, man warf sie in Verlegenheit den Hunden hin, man goß den Sekt, den man nicht mehr zu trinken vermochte, im Übermuth unter den Tisch. Aber am nächsten Morgen der alte Zank mit den Wirthsleuten, die sich weigerten

das Frühstück zu geben, ehe die vorige Monatsrechnung bezahlt war, ein Mittagsmahl aus trocknem Brot und Käse, das man vielleicht nur heimlich der naiven Zuneigung einer gutmüthigen Köchin verdankte, die mit Liebe bezahlt sein wollte, und dieser furchtbare, unbezähmbare Ekel vor sich selbst und diesem Leben! Abend für Abend der gleiche erbärmliche, jeder Spur des Ernstes, des Anstandes baare, freche Kram der Pariser Modekomponisten, der elendeste Kitzel der impotenten Sinnlichkeit, und die milchbreiartige Langweiligkeit der Deutschen: eine Schändung der Kunst, deren Dienst Treumann als das höchste erschienen. Mit welcher cynischen Gleichgiltigkeit diese Leute ihren Part herunterkrächzten, nach dem Vorbild des Leierkastens, wie sie seiner Bemühungen spotteten, in diese schalen Späße durch die Kraft der Ausführung Witz und Leidenschaft hineinzutragen! Was nutzte es ihm, daß er jede freie Stunde benutzte, sich in die Werke der großen Meister zu vertiefen, sie ganz in sich aufzunehmen, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, daß er las, was er an guten, schönen, lehrreichen Büchern auftreiben konnte, und sich bemühte, stets zu ergründen, wie diese Dichter ihre Empfindungen, Vorstellungen, Phantasieen ausgedrückt hätten, wenn sie in Noten geschrieben haben würden und nicht in Buchstaben, daß er dicke Stöße fünflinigen Papiers mit eignen Versuchen bedeckte, Sonaten, Rondi, Liedern, Bruchstücken zu Opern, Oratorien,

Sinfonien: wenn er nie die Hoffnung hatte, aus diesem Wirrsal erlöst zu werden, das alles Edle in ihm mit der Zeit tödten mußte — nie einen seiner Versuche von wirklichen Künstlern, so wie er sichs träumte, ausgeführt sehen würde, vor einer gebildeten Zuhörerschaft, denen nicht wie diesen geschmacklosen Kleinstädtern das Gemeinste und Trivialste als das Höchste erschien! Da er zudem das Gegentheil eines Virtuosen war, da er nicht die mindeste Geduld gegen fremde Unbehilflichkeit besaß, da seine eignen Finger auf dem Clavier sich nur mühsam zurechtfanden, da all sein musikalisches Leben nur ein inneres war, ein seelisches, gedankliches, und ihm der Sinn für die Übung mechanischer Fertigkeit fehlte, so war er nicht einmal ein guter Begleiter und Einüber, selbst für diese Schmiere nicht, und sie zuckten die Achseln über ihn, diese elenden Comödianten und Hanswurste; der Director warf ihm seine Markstücke wie eine Gnade hin, man zischelte um ihn, man machte sich lustig über ihn und die rastlosen Anstrengungen seiner Schöpfungen, seiner Studien, man nannte ihn talentlos, einen Stümper. So weit war er, ein Stichblatt für den Spott dieses Gesindels! O er fühlte es — ein Jahr noch in dieser Gesellschaft, und er ging zu Grunde in der Sumpfluft, dem ungesunden Athem, den sie aushauchte, er wurde in dem niederdrückenden, unerträglichen Gefühl seiner Vereinsamung, seiner Verlorenheit und Verkanntheit ein Säufer wie jene, ein

Spieler, ein Lump. Schon sah er in gewissen Augenblicken mit Entsetzen sich selbst auf einem Abhang bergunter gleiten, langsam, aber unzweifelbar, er schauderte selbst vor der gleichgiltigen Vernachlässigung seiner Kleidung, seiner Haltung, seines Körpers, seiner Ausdrucksweise, er gebrauchte Worte, die er früher nie über die Lippen gelassen, er weinte über sich selbst, als er sich eines Tages von Ungeziefer überfallen fand. Denn unten an des Abhanges Fuß, dem er sich immer reißender näherte, sah er den Sumpf starren, den traurigen, stinkenden Sumpf, aus dessen Schlammmassen kein Entkommen mehr war, und vor dem durch einen kühnen Sprung, eine plötzliche, übermenschliche Anstrengung sich zu retten, ihm schon die Energie auszugehen begann, wie er zu seinem eignen Entsetzen eines Tages selbst merkte. Ja, da hörte er wieder jenen grellen, gräulichen Pfiff, da sah er wieder die schwere dunkle Masse sich röchelnd vorbeischleppen, gezwungen, große Lasten an Stricken nach sich zu ziehen, und jener heisere, heulende Ton schien ihm zuzurufen: „Flieh! Flieh! Oder es ergeht dir wie mir; zeitlebens mußt du dich auf dem engen, schleichenden Flusse auf- und abbewegen, zwischen flachen Ufern, und die gleichen, schweren Lasten ziehen, und gewinnst nie frei das freie Meer, für das deine Natur bestimmt ist. Flieh! Noch ist es Zeit — bald ist es zu spät!"

Und alle seine zersplitternde Willenskraft sammelnd

hatte er sich aufgerafft. Das Glück schien ihm günstig. Es hatte seinen Mantel ausgebreitet und ihn auf demselben aus dem rauhen unwirthlichen Norden nach dem milden, linden Süden getragen. Der Zauber Heidelbergs hatte ihn umfangen und tausend neue unbekannte Wonnen in ihm geweckt; in seinen Ohren klang ein Meer voll berauschender Melodieen und Harmonieen. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er die Heiterkeit, den Frohsinn, den überschäumenden und doch edlen Genuß des Lebens. Ach, diese unvergeßlichen Tage von Heidelberg! Er durfte am Ufer des Neckar entlang schweifen, in diesen gewundenen, üppigen Thälern, von den Lehnen des grünen Odenwalds eingeschlossen, er durfte zwischen Weinbergen emporklettern und schattigen Wäldern, welche der berauschende Duft des Lavendels und des Waldmeisters erfüllte, er durfte die Ruinen des Schlosses durchstreifen, auch in ihrer Zerstörung, von Geißblatt und Epheu umrankt, noch ein Bild ewiger, zauberhafter Schönheit, ein Nachklang jener herrlichen Renaissance, in der er das höchste aller Zeitalter verehrte, die Blume der Freiheit des menschlichen Geistes — durfte auf dem Schloßaltan stehen und den Blick schweifen lassen über jenes unbeschreibliche Rundbild: die Stadt mit ihren Thürmen in der Tiefe, der Fluß und das villenbesäete Thal, neben ihm und ihm gegenüber die grünen Waldberge, die weithin im Sonnenduft sich öffnende Ebene des Rheins, und die fernen,

blauen Vogesen am Horizont. Der goldige, klare Wein rann durch seine Kehle, die hübsche Schenkin lachte, und überall Sonnenschein, Vogelgezwitscher, Sang, Waldesduft, Behaglichkeit, Scherz: der leise, melancholisch durch die Luft zitternde Nachklang der romantischen Vergangenheit und die Lust der derben ungetrübten Gegenwart. Was wollte er also auch hier, jener brummende, winselnde Klang, den er so oft die Luft durchbeben hörte, unten vom Flusse her, in langgezogenen Tönen mitten in die lustigen Weisen der Musikbande im Schloßgarten hinein, der ihn so oft des Nachts in seinem kleinen gemüthlichen Zimmer in der Neckarstraße aus dem tiefsten Schlummer weckte, daß er in Verwirrung auffuhr, und meinte, die Stadt brenne, das Dach über ihm stehe in Flammen? Wollte er ihm auch hier nicht Ruhe geben, da er zum ersten Mal glücklich schien? Teufel, er trotzte ihm, er wollte glücklich sein. Es war ja so fest begründet, sein Glück! Das Theater war klein, aber der Leiter ein Ehrenmann, und er besaß seine volle Zufriedenheit. Er hatte noch niemals einen Taktstock geschwungen — er war über sich selbst erstaunt, wie es ihm gelang, diese kleinen einactigen Operetten zu dirigiren. Das Orchester war zwar winzig — immerhin, das Wagniß glückte: er faßte wieder Muth und Selbstvertrauen. Er begann eine neue große Arbeit und sie schritt wacker vorwärts in dieser heiteren fröhlichen Luft. Unglück und Tadel warfen Treumann leicht nieder,

Glück und Erfolg erhoben ihn stets nur zu immer neuen, energischeren, zielbewußteren Versuchen. Und wie ihn seine Anna liebte — o, dies war das höchste Glück, das ihm noch je im Leben begegnet! Er hatte noch kaum die Liebe kennen gelernt — die flüchtigen Kindertändeleien, die Abenteuer mit den Damen seiner früheren Schmieren, wie thöricht, wie verwerflich erschienen sie ihm jetzt.

Seine Anna! das edelste, schönste, reinste, holdseligste Geschöpf, welches die Erde trug. Eine Heilige an Keuschheit, die von ihrer geringen Gage lebte, die nicht einmal den Kollegen gestattete, sie während der Probe oder hinter den Coulissen nur zu berühren. Und eine Künstlerin — o ein Talent von höchstem Range! Wie sie alle seine Anweisungen auffaßte, wie sie sich bestrebte, ihm zu genügen, wie sie eine Stelle zehnmal wiederholte und dann mit reizendem Augenniederschlag fragte; „War es so recht?" Sie verstand ihn! sie schlug bewundernd die Blicke empor, wenn er von seinen Compositionen, seinen Gedanken sprach und sie ihr leise trällernd oder am Flügel entwickelte. Auf der Bühne stehend sang sie nur allein für ihn, nur den Meister am Pult suchten ihre Blicke, und die kecken Studenten im Parquet hatten gut klatschen und rufen, und Blicke schleudern und Blumen werfen und Briefchen senden — sie zeigte sie ihm alle und würdigte diese Knaben nicht einer Antwort. Welch reine, himmlische Wonne durchströmte ihn, wenn er an

ihrem Arme durch die schattigen Wälder schweifen durfte, den Berg hinauf, nach der Molkenkur, oder im Thal des Neckar entlang, an den rothen Sandsteinbrüchen vorbei, wo es wie Blut aus dem Innern des Gebirges quoll, an den ziegeldachigen, ländlichen Häusern, den Blick nach den alten grauen Burgruinen hoch über ihnen gerichtet, die an den steilen Abhängen klebten wie Vogelnester. Überall Sonnenschein, Gesang, Gläserklingen; und sie sprachen von ihrer Liebe, die ewig sein sollte, wie der Reiz dieses Fleckens Erde. Hundert neue Gedanken, neue Empfindungen durchströmten ihn mit der erfrischenden Kühle einer Waldquelle, eine nie gefühlte Lust zu leben und zu arbeiten überkam ihn: nie hatte er so viel Fleiß entwickelt, nie war er, der grämliche, mit seinen eignen Fortschritten so zufrieden, wie in dieser Zeit des Schwärmens. Er fühlte seine künstlerische Kraft von Tag zu Tag wachsen, er sah einige seiner kleineren Compositionen in Zeitschriften gedruckt. Wie theilte Anna seine Erfolge mit ihm, sein Glück, wie leuchtete ihr schönes Auge von Stolz, von inniger Zuneigung, und nur für einen Augenblick verfinsterte es sich vielleicht, wenn Treumann im Übermaß der Leidenschaft die Grenzen der Vertraulichkeit zu überschreiten versuchte, um sofort wieder freundlich vergebend zu strahlen, wenn er über und über erröthend um Verzeihung bat.

So viel Glück — und doch wollte dieser verhängnißvolle Ton nicht schweigen, den er des Tages

über zehnmal verwünschte! Fort und fort dröhnte er durch die Luft, er schien sich in seinem Ohre festzusetzen, er war nicht daraus zu bannen mit seinem dumpfen, unheilbrütenden Klange. Ach ja, er begriff bald, was er bedeutete; das Unheil, das sich ihm nahte — es war der Neid, der boshafte Neid seiner Collegen, welche ihm das Glück mißgönnten, nach dem sie selbst so gierig wie vergeblich trachteten. Fort mit deinen Einflüsterungen, elender Jago, niederträchtiger Verläumder: Anna ist die Keuschheit selbst, und Du, lüsterner Affe, bist nicht werth ihr die Schuhriemen zu lösen! Sie sich den Studenten preisgeben — welche Unverschämtheit! — Was, das ganze Corps . . .? Seine Anna? Niemals! . . . Aber wenn es doch so wäre? Großer Gott! . . . Ha, Frecher, . . . ich will dich . . . ich will dich überführen, daß du lügst, und um dir Annas Tugend in ihrer ganzen Reinheit zu beweisen, will ich mich von dem überzeugen, was ich weiß, auch ohne Augenschein, weil ich sie kenne.

Hier ist der Aufstieg zum Schloßberg, die breite, in langen Windungen hinaufkletternde Straße, und Landhaus reiht sich an Landhaus, von prangendem Grün umgeben. Es ist Nacht. Die Rosen und der Jasmin hauchen Ströme betäubenden Duftes aus, die Wipfel des Odenwaldes rauschen, und im goldenen, fluthenden Mondschein schimmern zauberhaft droben die ungeheuren Ruinen, drunten der Spiegel des Flusses und die Thürme und Dächer der Stadt. Das helle

Licht trieft von den rothen Erkern und Spitzdächern des prächtigen Hauses, hinter dessen erleuchteten Fenstern Gesang erschallt, Lärm und das laute Aufschlagen der Rappiere. Das ist die Kneipe der berühmten Verbindung, welcher die reichsten und vornehmsten Söhne des Landes angehören. Und hier sollte —? Thorheit! Eben hat Treumann sie verlassen, er hat sie bis vor die Thür ihres Hauses gebracht, er hat den Schlüssel im Innern sich kreischend umdrehen, die kleinen Hacken auf der Treppe mit hellem Klick Klack emporklappern gehört! Jetzt liegt sie in ihrem weichen, weißen Bett, und schlummert vielleicht schon und im Traum ruht er in ihren Armen! . . . Horch . . . welch ein Trappeln und Rollen! . . . ein Wagen hält . . . verspätete Musensöhne . . . ah, mit wie vielen Schoppen sie dieses Vergehen drinnen werden auslösen müssen! Doch sie sind nicht allein, wie? . . . auch Damen . . . nein, nur eine . . . Die Strahlen des Mondes vermischen sich mit dem flackernden, ungewissen Schimmer der Laterne . . . er steht zu entfernt . . . doch diese Figur . . . dieser Gang, dieses Lachen . . . Nein, nein, es ist ja unmöglich, es kann ja, kann ja nicht sein! Er wird warten, sie wird zurückkehren . . . er wird sich überzeugen! . . . Als hätte er ein Räderwerk im Leibe, so läuft er ruhelos umher, doch nie so weit, um das Portal aus dem Auge zu verlieren . . . ein Druck liegt auf seiner Brust . . . er schaut zu den Fenstern hinauf . . .

ängstlich erlauscht er jeden Ton aus dem Hause . . . er zählt die Stundenschläge der Thurmuhr der Heiligen Geistkirche . . . sie kommt noch immer nicht. Er erinnert sich ihres ganzen Verhältnisses von Beginn an, jedes Wortes, das sie gesprochen, er durchwühlt sein Gedächtniß — nie der leiseste Anhalt für einen Verdacht. Nein, nein — es ist auch nicht möglich! . . . Graue Streifen dämmern hinter dem Neckar her auf, der Wind weht schneidend, er schlägt den Kragen hoch. Singende, schreiende Gruppen treten zum Hause heraus . . . der Himmel färbt sich rosig, drinnen erlöschen die Lichter. — Der erste Sonnenstrahl huscht springend über das bewegte Meer der Baumkronen . . . da öffnet sich das Thor . . . und eine Dame tritt heraus . . . er wendet sich ab, die Thränen zu verbergen, die aus seinen Augen stürzen, und in derselben Sekunde erklingt vom Flusse her wieder der alte schrille, langgezogene Pfiff, das Leitmotiv der traurigen Mollsinfonie seines Lebens.

Er eilt ihr nach, in ihre Wohnung, er schleudert ihr ihre Schande ins Gesicht, er glaubt sie zu Boden zu werfen mit seiner Anklage, die Heuchlerin, die sich ihm voll tugendhafter Entrüstung versagte und jenen Buben preisgab . . . und die Elende gesteht ihm zu, weinend, aber mit entsetzlicher Kaltblütigkeit, daß sie ihn betrogen! Sie fleht, sie nicht um dessen zu verurtheilen, was sie nur gezwungen that, dem Elend zu entgehen, weil sie nicht leben

könne von ihrem Gehalt; was sie ihm verborgen, weil sie verzweifeln müßte, wenn er sie nicht mehr achte, weil sie ihn liebe und nur ihn allein, weil seine Liebe, seine Achtung der einzige Trost ihres unglücklichen Lebens gewesen sei.

Also betrogen, von einer Dirne genasführt! Taumelnd schwankte Treumann hinaus, wie ein Hund taumelt, dem der Naturforscher mit grausamem Messer einen Theil der Hirnmasse abgetragen. Alles verloren! So hinabgestoßen zu werden von dem kaum erklommenen Gipfel des Glücks! Alles war Täuschung: die Wandlung zum Besseren, das Gefühl der Behaglichkeit, das ihn durchströmt im Anhauch der prangenden Natur, der Liebe — Alles Trug und Lüge. Er war nur gestiegen, um dann desto härter und tiefer zu fallen. Er war zum Unglück geboren, zum Leiden bestimmt, er würde das Verhängniß nimmer abschütteln können, das auf ihm lastete, ein fürchterliches Erbstück seines Hauses, seiner Familie, in der man das Glück nicht kannte, den Frohsinn, die Zufriedenheit, in der es nur Sorge gab, Aufregungen, Kummer. Wozu noch arbeiten, wozu empor und immer wieder emporstreben, wenn nach monatelangen, unerhörten Anstrengungen die Faust des Schicksals ihn mit einem Schlage wieder von der eben erklommenen Höhe herniederwarf in seinen bodenlosen Abgrund? Es war Arbeit des Sisyphus, was er an sich selbst that. Thorheit jedes Streben, Wahnwitz

jedes Hoffen, Verschwendung jede Stunde der Arbeit! Sein Ideal war zertrümmert, der Kraftquell seines Schaffens verschüttet, mit dessen Geist er sich die ganze Welt erfüllt hatte, der Grundaccord seiner Stimmung war verloren, und was noch übrig blieb, was noch zu Staude kam, war ein wirres, wüstes Gewoge zusammenhangloser, ungeordneter Tonmassen. Das Glück seiner Liebe war das Thema all seines Schaffens gewesen, und in allen seinen Versuchen dieser Zeit war es wieder erklungen, wie er sein Glück sich in Tönen ausdrückte — das Thema war verloren, eine unharmonische, ausdruckslose Tonflut brach herein, und aus dem zusammenklingenden Gebrause hob sich nur ein einziger Ton bestimmt hervor, grell, ohrenzerreißend: das Wolfsgeheul des Schleppdampfers. Jede Lust zur Arbeit war verloren, hundert Entwürfe wurden begonnen, nicht einer kam über die Anlage hinaus. Jede Lebensfreude war erloschen, jede Begabung war ertödtet; unfähig, seinen Willen, sein Denken zu sammeln, verbrachte er in stierem, wüstem Dahinleben seine Tage.

Vielleicht würde es besser gehen, glaubte er, wenn er den Anblick der Verhaßten nicht mehr stündlich erdulden mußte. Aber wohin sich wenden? Er war ohne Heimath, ohne Mittel. Und doch — die schmutzige, niedrige Stube mit den kahlen Wänden, den zerbrochenen Stühlen in dem Häuschen am Oderstrande war noch der einzige Platz in der Welt, wo er sein müdes

vor der Zeit vergreistes Herz zur Ruhe bringen konnte. Eine nothdürftige Versöhnung mit seinem Vater ward angebahnt, mit dumpfer Gleichgiltigkeit demüthigte er sich. Und nun wanderte er wieder die alten Gassen auf und nieder, hungernd, beschäftigungslos, im abgeschabten Rock, von den einstigen Mitschülern, die ihren maschinenmäßigen Trott vorwärts geschritten waren, den stupiden Saufgesellen, den aufgeblasenen Studenten über die Achsel angesehen, mit spöttischem Lächeln: wie der wohlhabende Bauernprotz die unglücklichen Auswanderer betrachtet, die elender und abgerissener als sie fortgegangen, wieder heimkommen aus dem trügerischen Westen, nach dem es sie so mächtig gezogen. Die Eltern zeigten ihn ihren Kindern und zischelten: „Seht ihr's? Das ist der Lohn der Lüderlichkeit, der Unbändigkeit, der Genialität. Laßt's euch ein Beispiel sein!“ Ueberall empfing ihn Spott und Hohn — und daheim die unaufhörlich nörgelnden Vorwürfe des Alten, der selbst unfähig nur das mindeste zu leisten, von Tag zu Tag unleidlicher ward. Wie? Hier in diesem Elend, unter diesem Volke sollte sich ihm die Quelle seiner Kunst wiedererschließen, unter dem Drucke der Verachtung und der Noth, die von allen Seiten auf ihn niederstürmte? Ewig würde er hier der Verzweiflung anheimgefallen sein, verzehrt von dem unaufhörlichen Brüten über sein ererbtes, unverjagbares Elend. Das ging nicht länger so — oder er ging zu Grunde in dieser unerträglichen Dumpf-

heit. Eine Änderung mußte kommen, er mußte freies Feld gewinnen. Mit aller Kraft seiner Jugend, seines Begehrens zu wirken, zu leben, rang es sich in ihm durch: „Empor! empor! Du mußt! Du darfst nicht untergehen in diesem Schlamm, du hast eine Aufgabe, du darfst die Flamme nicht verlöschen lassen, die in deine Brust gelegt ist!" Aber wo war der freie Boden, der ihm Raum gab? woher die frische Luft erwarten, die jener Flamme neue Kraft zuwehen sollte¿

Da trat plötzlich vor sein Auge eine riesige Stadt, die er ein-, zweimal im Fluge gesehen auf seinen Reisen, ein endloses Häusermeer, aus dem vergoldete Kuppeln auftauchten, spitze Thürme, marmorne Säulenhallen, erzene Monumente, in deren breiten Straßen sich die Menge drängte, geschäftig, arbeitsam, Jeder einem selbstgewählten Ziele zustrebend mit dem Aufgebot aller Kräfte. Durch die Entfernung ins Märchenhafte gesteigert, klang ihm der Ruhm jener neuen Stadt in die Ohren, den alle Welt verkündete: ein Ruf von nie gesehenen Wundern, unerhörter Pracht, unerschöpflichen Schätzen, ungeheuerlichen Erfolgen, die hier jede neue Kraft erzielte. Jener dämonische Zauber ergriff ihn, welcher Jahr um Jahr, aus den entlegensten Theilen des Landes, Alt und Jung, Arm und Reich aufrafft und an die Ufer der Spree zieht, unwiderstehlich, in unabsehbaren, endlosen Karavanenzügen. Und Töne drangen in sein Ohr, verlorene Takte und Klangreihen von seltsamer Erfindung, eigen-

thümlicher, neuartiger Zusammenstellung, ausschwärmende Vorposten einer neuen Kunst, einer herben, strengen, keineswegs lieblichen Kunst, aber durch die unmittelbar überzeugende Naturwahrheit ihres Ausdrucks von einer Wirkung, welcher Treumann sich nicht zu entziehen vermochte: eine ernste, packende Kunst, welche verwandte Stimmungen in seiner Seele aufrüttelte. Er wurde einige dieser Tonfiguren, dieser Themen nicht los, wieder und immer wieder klangen sie in seinen Ohren. Er wußte auch, daß der Wind, der sie ihm zutrug, von Nordwesten herüberwehte, wo das Spreeufer lag; denn er hörte hier von dieser neuen Kunst sprechen, las da eine kurze Notiz darüber in einem Blatte, und stets in befremdeten, verwunderten Ausdrücken, zweifelnd, zagend, diplomatisch, verlegen, wie man von einem Dinge spricht, das Einem plötzlich und unvermuthet ins Gesichtsfeld tritt, das Vielem widerspricht, was man bis dahin geglaubt und gewünscht, das man nicht liebt, und das zu verfolgen Einen doch eine unerklärliche Scheu abhält, ein gewisses Etwas, welches uns zuflüstert, daß dann dieses graue, halbverhüllte, fremdartige Ding sich plötzlich schrecklich entfalten und uns mit einem unerwünschten Strom brennender Lava überfluthen könne. Aber diese Töne, so herb und spröde, lockten und zogen ihn doch nach sich, und er mußte ihnen folgen in jenes neue Arkadien, jenes rauhe und große Land, aus dem sie herüberzubringen schienen; denn was er aus ihnen

hörte, war nur das eine: „Komm! komm! Nur wo wir erklingen ist dein Platz, nur wo wir ertönen, kannst du wirken, kannst du schaffen, kannst du emporsteigen und glücklich sein!“

Nun saß er in dem neuen Kreise, das Herz von neuen Hoffnungen geschwellt, von neuer Thatkraft, die nach Entfaltung rang, glühend von leidenschaftlichem Verlangen, sich ein Gebiet des Wirkens zu sichern, einen Namen, eine Stellung, hineinzutauchen in den großen Strom des Lebens und muthig mit Armen und Schenkeln zu rudern. Weit geöffnet lag das Feld vor ihm, das reiche, ungeheure, jungfräuliche Feld, seine Brust dehnte und streckte sich voll Behagens, Alles schien ihm freudig Erfolge zu verheißen . . . und nun, kaum daß er angekommen, schon wieder dicht an seinem Ohre jener hohle, langgedehnte Schrei, jenes Stöhnen, drohend, beschwörend, das Blut gefrieren machend, wie es die Ritter im Märchen vernehmen, wenn sie in einen verzauberten Wald treten und die Axt an einen Baum legen, der eigentlich ein lebendiger, unglücklicher Mensch ist. Um Gottes Willen, was wollte er? was bedeutete er? Verfolgte er ihn überall hin, warnend, Unglück verkündend, verhängnißvoll, wie eine Stimme aus jenem überirdischen Geisterreich, jener vierten Ausdehnung, von welcher die Spiritisten schwärmen? War es ein Spuk, ein Verhängniß? Durfte er daran glauben? Würde er ihn denn nie los werden? Wohin er auch

floh, das Glück zu suchen und die ungestörte Arbeit, er erklang ja doch überall hinter ihm her, er schrillte hinein in seine glücklichsten, hoffnungsreichsten Stunden und riß ihn gewaltsam aus einer ruhigen Existenz, einer aufsteigenden Fortentwicklung in den verpesteten Morast zurück, aus dem er sich mit aller Macht zu befreien strebte. Würde er ihn nie los werden — auch jetzt nicht — und war er bestimmt, ewig unglücklich zu bleiben und verworfen, ein out-sider des Glückes, der Kunst, der Gesellschaft?

II.

Plötzlich hörte er eine metallische, mitteltiefe Stimme hinter sich: „Ich habe wohl die Ehre .... Herr Treumann ...?" Er blickte sich um, ein junger Mann stand vor ihm, Paul Hoffmeister. Es war eine schlanke Gestalt, über das Mittelmaß hinausragend. Auf dem nicht sehr breiten Rumpf saß ein bedeutender Kopf. Eine mächtig vorspringende, hohe, breite Stirn mit ungewöhnlichen Ausladungen über den Augen, welche blau und treu in die Welt blickten. Die spitze, deutsche Nase ragte schlicht in die Luft. Die Oberlippe zierte ein kräftiger Schnurrbart, indeß der Bart am Kinn sich in zwei dunkelblonde, schmale Büschel theilte, welche, der Fortsetzung an den Wangen entbehrend, an einen Arbeiter erinnerten und dem Jüngling ein trotziges, älteres Aussehen geben. Man war gewöhnt an solchem Bart in Berlin den Sozialisten zu erkennen.

Treumann begrüßte ihn auf das Herzlichste, aber ihm schien es, als läge in den Winkeln dieser so

blauen und ehrlichen Augen ein zurückhaltendes Mißtrauen. Doch dies wich schnell, als Treumann von Hoffmeisters Schöpfungen zu reden anfing und von dem großen Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Hoffmeister lauschte seinen Worten und man sah, wie wohl ihm jedes derselben that. „Es wird hier draußen kühl," unterbrach er plötzlich, „kommen Sie hinein; meine Eltern werden sich freuen, Sie kennen zu lernen."

Das Zimmer, in welches der junge Componist seinen Gast führte, war mit wirklich künstlerischem Geschmack ausgestattet — die Tische ein wenig ungefüge, die Stühle etwas hoch und schmal, die Scheiben von alterthümlichem Glas, durch das sich das Licht nur mühsam den Weg brach — aber Alles im strengsten gothischen Stil, der Bauart des Hauses genau entsprechend. Hoffmeisters Eltern kamen herein: der Vater ein Fünfziger, ein nicht sehr großer Herr mit langem, stark angegrautem Vollbart, tiefen Runzeln, welche quer über die Stirn und von der Nasenwurzel nach den Mundwinkeln liefen, einer ähnlichen Gesichtsbildung wie sein Sohn und flammenden, von mächtigen Brauen beschatteten Augen — die Mutter eine überlange, schmächtige Erscheinung mit einem spitz zulaufenden Gesicht, dessen verwelkende Formen die früheren Reize von edler Strenge noch andeuteten. Ihr Haar war in der Mitte gescheitelt und wellte sich an den Ecken in zwei kleinen Hügeln.

Das Sprechen des Alten klang eigenthümlich heiser, schnell und rauh, die Mutter dagegen sprach mit einer abgemessenen, pomphaften Feierlichkeit, sie bevorzugte die tiefe Lage und wählte gern edle, nicht ganz alltägliche Worte, die sie zu wohlgeformten Perioden rundete. Ihre Blicke hatten etwas sehnsüchtiges, schwärmerisches, nach hohen Zielen verlangendes. Sie war die Jugendliebe ihres Mannes. Beide waren aus armen Häusern, sie hatten lange mit dem Leben zu ringen gehabt, bevor es ihnen möglich wurde, einander zu heirathen, er als unbekannter Architect, sie als Erzieherin in adeligen Häusern, und böse Zungen behaupteten, daß Mechthild an ihrem Hochzeitstage schon ein wenig verblüht und angesäuert gewesen sei. Ihr eheliches Leben war das glücklichste. Beide hingen mit einer Neigung an einander, welche noch jetzt zu wachsen schien, und sie fanden sich voll des höchsten Glückes zusammen in der schwärmerischen Zuneigung zu ihrem einzigen Kinde, an dessen jungem Ruhm sie sich und ihn berauschten und den sie sich gegenseitig zum Frühstück, zum Mittagtisch, zum Nachtmahl kredenzten und damit einander trunken machten. Ihr Paul war ihr Gott, und sie dankten dem Geschick, das sie in den Stand gesetzt, mittelst ihrer jetzigen besseren, obwohl nicht glänzenden Verhältnisse ihm seine Laufbahn zu erleichtern, diesen schwierigen, zu Anfang so engen und steilen Aufstieg zum Ruhm, der voll ist von Steinen und Dornen.

„Sie kennen die Werke Pauls?“ fragte die Mutter den Gast. „Du sprachst doch von der Theilnahme des Herren, nicht wahr?“

„Einen Theil derselben, gnädige Frau. Ihr Herr Sohn ist so schaffenslustig —“

„Und Sie glauben an Pauls Genius?“

„Gewiß, gnädige Frau. Vieles, namentlich die Norwegischen Bilder, hat mir einen gewaltigen Eindruck hinterlassen. Es ist so etwas Neues, Unmittelbares.“

„Das ist mein schwächstes Werk,“ fiel Paul ein mit seiner lauten Stimme, seinem bestimmten Ton, der jeden sich regenden Widerspruch bei Seite zu schieben schien, „nur musikalische Augenblicksbilder. Überhaupt, Sie können mich nicht richtig beurtheilen, wenn Sie nicht Alles von mir kennen. Mein jüngstes Werk ist mein bedeutendstes: die Versuchungen des hlg. Antonius, natürlich ganz modern gedacht. Opus dreiundneunzig — es erscheint nächste Woche.“

„Dreiundneunzig!“ erstaunte Treumann. „In Ihren Jahren!“ Der selbstbewußte Ton, in welchem Paul sprach, gefiel ihm, imponirte ihm, wie auf ihn, den Schwankenden, Ringenden, jede abgeschlossene Festigkeit wirkte . . . und doch . . . seltsam . . . er meinte so etwas wie Anmaßung herauszuhören, wie Selbstüberschätzung.

„Sie glauben nicht, wie productiv Paul ist,“ fiel die Mutter ein. „Er arbeitet von früh bis Abend;

kaum hat er einen Gedanken erfaßt, so steht er schon in geschlossener Ausführung fertig vor ihm. Es ist, als sei er unbedingter Herr der Muse, wie die Zauberer im Mittelalter, wenn sie den Teufel herbeiriefen. Er klopft auf den Tisch — und die Eingebung ist da. Dabei merkt man ihm aber nicht die mindeste Anstrengung an: er nimmt ein leeres Notenblatt und wirft die Noten nur so hin und kann dabei conversiren und speisen. Man sagt, das sei das Zeichen des echt göttlichen Genies; von Mozart berichtet man ähnliches." Das mütterliche Auge strahlte feurig, während die Dame dies sagte, und zärtlich strich ihre feine, schmale Hand durch die braunen Wellen auf Pauls Haupt. „Aufrichtig, Herr Treumann," fuhr sie fort, „nach dem, was Sie von Paul kennen — glauben Sie ihn berufen, eine neue Epoche der Musik zu inauguriren?"

„Ich glaube, daß er berechtigt ist, das Höchste zu erstreben!" —

„Hatte Beethoven in seinem Alter mehr geleistet?" —

„Ich bitte Dich, Mutter," fiel Hoffmeister ein, „komme nicht immer mit den alten Herren. Nicht etwa, als wollte ich ihre gewaltige Bedeutung im mindesten bezweifeln. Aber was ich will, das ist etwas ganz Anderes, noch nie Dagewesenes, wovon Beethoven und Mozart sich nichts haben träumen lassen. Die schufen eine Kunst um der Kunst willen,

eine übersinnliche, phantastische Welt des Schwärmens. Ich will nicht eine Kunst, welche über die Gegensätze, die Schrecken und Kämpfe des Lebens emporhebt, weil sie sie nicht beachtet, sondern die sie darstellt und den Weg zwischen ihnen hindurch führt, weil sie sie kennt, und sie, immer auf der festen Erde bleibend, entweder überwindet, oder ihre Unüberwindlichkeit zeigt. Eine Kunst, welche das Abbild des Wesens der Welt ist, welche die siegreiche Nebenbuhlerin der Wissenschaft ist. Sehen Sie, Treumann, mit meinem Werk, das ich jetzt unter der Feder habe, begründe ich eine ganz neue Kunst."

„Was ist das für ein Werk? Eine Sinfonie? —"

„Welche Frage! Es ist ein Musikstück. Die alten Gattungen sind durch mich überwunden. Musik ist Musik. Die alten Zopfpedanten, die jedes Kunstwerk wie eine süße, duftende Blume zwischen Pappdeckel pressen und dann nach den Staubfäden rubriciren, werden's vielleicht eine Sinfonie nennen und dann Zeter schreien, weil es in einem langen Satze fortgeht. Als ob ich eben 'ne Sinfonie hätte schreiben wollen! Es ist ein Abbild der Welt und ihres Berufes. Hören Sie. Eine süße, himmlische Melodie ertönt — nicht thränenselig-labbrig, sondern kräftig, energisch, gesund . . . das ist das Motiv!" Er schritt zum Flügel und schlug ein paar Töne an. „So die Stimmung eines thatkräftigen, hochstrebenden, lieben Menschen. Die Geigen, Flöten, Clarinetten und die

Harfe haben das Thema. Jetzt setzen Fagott, Oboe, Baß und das ganz freche und laute Blech mit einem hundsgemeinen Gassenhauer ein: „Fischerin du kleine!“ Sie bemühen sich, das erste Thema zu überlärmen, die Cinellen rasseln, die Pauken dröhnen. Die Andern kämpfen dagegen an, versuchen ihren Platz, das Gute zu halten — umsonst. Sie flüchten sich durch alle Modulationen, alle Variationen, sie versuchen alle Mittel — ja wohl, die Biermusik folgt ihnen immer, die Trombonen überschreien sie, das Fagott travestirt sie, der Baß verhöhnt sie, jene decken sie immer mehr, schränken sie ein, die erstere wird schmerzvoller, leiser, gedehnter, zerrissener, macht verzweifelte Anstrengungen ... umsonst, selbst die Clarinetten fallen ab und gehen zu jenen über ... immer lauter, johlender, verrückter wird das Treiben der zügellosen Bande, auch die Radauinstrumente fallen mit ein: wie ein Orkan braust sie dahin, die „kleine Fischerin“, und zu Boden gerissen, zertreten, kreischen die armen Geigen auf, wimmernd ersterbend, mit dem letzten Hauche noch ihre vornehme, noble Melodie festhaltend, wenn auch nur in einzelnen, losen Figuren. Das ist „der Welt Lauf!“ Was sagen Sie dazu —?“

„Eine große, tiefe Idee! Aber wie mir scheint —“

Hoffmeister ließ ihn nicht ausreden, die Sätze nur so hervorsprudelnd fuhr er fort: „Hahaha, ich freue mich schon drauf, wie sie über mich herfallen werden, die hochweisen Kritiker von Krähwinkel: das ist ja

eine Satire, und die Musik kann nur aufrichtig sein, nur reine und ganze Gefühle wahr und rein ausdrücken! — das heißt, die Kunst entwürdigen, herabdrücken, ihrer Eigenart entkleiden! — und wie all die quatschen Phrasen lauten. Natürlich, es ist ja etwas Neues, was sich nicht in die alte Schablone hineinzwängen läßt, und darum pereat!“

Die Mutter hatte mit gefaltenen Händen und leuchtenden Augen Pauls Auseinandersetzung gelauscht, der jetzt mit Behagen die Spitzen des Kinnbartes drehte, der Baurath aber kraute sich mit der Linken am Unterkiefer und sprach mit seinem bellenden Ton die Sätze kurz hervorstoßend, und jeden Augenblick sich räuspernd und hüstelnd: „Ja, das seid ihr jungen Leute nun so ganz, wie ihr seid. Hmhm! Ich verstehe euch nicht mehr, ich weiß nicht, was ihr von der Kunst wollt, was ihr euch unter Kunst vorstellt. Kunst! Hmhm! Noch heute durchschauerts mich, wenn ich das Wort ausspreche, mir ist, als fühlte ich ein mystisches Wehen, wie den Hauch von etwas Göttlichem, Unausdrückbarem, das man nur ahnen kann. Für mich, hm! hm! ist die Kunst eine Kirche, in die ich mich aus dem Lärm, dem Staub, dem Drängen und Stoßen des Lebensmarktes flüchte, ein stiller, heiliger Tempel voll Friede, darin die Seele sich sammelt und eine Empfindung der Unendlichkeit, des Göttlichen in sie einzieht. Eine Welt voll — hm, hm! — tönender, leuchtender Harmonieen und Farben und

Formen, im Gegensatz zu den Disharmonieen, den Verkrüppelungen und Mißbildungen des Lebens, die der blinde Zufall zusammenwirft — um es kurz auszudrücken, jene vollendete, paradiesische Welt auf Erden, welche die Religion uns erst nach unserem Tode im Himmel verheißt. Für euch, Junge, hm, hm! ist sie nichts weiter als die Photographie dieser wirklichen Verkrüppelungen und Mißbildungen des Zufalls!"

„Haha!" lachte Paul, kurz und trocken, wie er zu lachen pflegte, „Hören Sie's, Treumann? Achtundvierzig hat gesprochen! Da höre ich die alte Zeit wie sie leibt und lebt! Weil ihr in den jämmerlichen Zeiten der Reaction aufgewachsen seid, wo das Leben um euch nichts war als Verkrüppelung und Mißbildung, darum meint ihr, müßten auch wir nichts anderes in der Welt sehen und mit eurem großen Schopenhauer uns schleunigst daraus flüchten, in die Nirwana oder irgend ein Wolkenkuckucksheim? Nein, ieber Vater, wir sehen im Leben denn doch etwas mehr — nämlich ein Ganzes, einen Niederländer Gobelin, aus Millionen sich kreuzender Fäden gewoben, die doch ein herrliches Gesammtbild geben: Landschaften und Menschen, wenn man sie nur vom richtigen Standort aus betrachtet. Gerade die Knoten im Gewebe — ich meine die Krüppel und Mißbildungen — die interessiren uns, denn in ihnen treten die großen, die ordnenden Principien am deutlichsten hervor, wie sie sich unter einander kreuzen.

Wir brauchen keinen Tempel, uns darein zu flüchten, denn unser Tempel ist schon da — jede Fabrik, jede Straße ist uns ein Tempel, in dem wir den Geist der Welt anschauen und anbeten, wie er sich in tausend immer wechselnden Formen, in unendlicher, webender Melodie verkörpert. Ihr Alten sagtet: „Du sollst den Feiertag heiligen.“ Ich aber sage: „Ihr sollt den Werktag heiligen!“ Aber was rede ich mit dir davon! Nur ihr habt ja die Wahrheit, die Kunst im Sack, und ihr verkauft sie, Stück für Stück blos einen Nickel: nur was Anno Achtundvierzig gut war, ist gut. O über euch Propheten des Ewig-Gestrigen — das heute gilt, weil's gestern hat gegolten! Guter Schiller, welch' ein Menschenkenner warst du! Mozart und Beethoven — Beethoven und Mozart: was drüber ist, ist vom Übel. Nur nicht einen Strich anders, als es die Schablone vorschreibt, sonst zerdrückt ihr der Muse die Kleider! Natürlich: die Wahrheit ist ja wie Käse: je älter, je besser — was nicht von Maden wimmelt und stinkt, das ist nicht gut! Brahms — das ist ja wohl euer Herrgott? der ‚wandelt ja mit Geschmack in den Spuren der alten Meister?‘ der langweilige Hans, der nichts kann, als den zehnmal aufgetischten Brei zum elftenmal vorsetzen! Wiegenlieder schreiben — das kann er; denn bei seiner Musik schläft man unfehlbar ein!“

Treumann empfahl sich. Seltsame Gedanken umrauschten ihn, während er als einsamer Gast im Pferde-

bahnwagen durch die öden, eintönigen Straßen der Vorstadt fuhr, und das einförmige, gleichmäßige Klappern der Räder auf den Schienen gab seinen Gedanken eine düstre Begleitung. Ein merkwürdiger Mensch, dieser Hoffmeister! Ein Mensch, der sich in dieser Zeit der Schablone, der Fabrikarbeit, der Zinkätzung, der schwarzen Fracks und des Volapük noch eigene Gedanken gestattete, so abweichend von jedem alltäglichen, der noch an eine echte, reine, ernste Kunst glaubte in dem Jahrhundert der Goldschnittslyrik, der Gartenlaubenromane, der Familienjournale, der Bauräthe, der Salonmaler, der Operetten, und der wandernden Ausstattungs-Hoftheater! Ein einziger, ein unschätzbarer Mensch! Er mußte dieses Jünglings Freund werden! Ein Geist, so selbstständig und ursprünglich, durch keinen Firlefanz zu blenden, keine Titel, keine billige Volksthümlichkeit, keinen materiellen Gewinn: ein Mensch seines Zeitalters, der den fortschreitenden Weltgeist auf seiner Bahn im Sturmschritt begleitete, der sich bemühte, die Kluft zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu überbrücken — kein Grämling, der sich von dem reißenden Strom, dem blenden Spiel der Lichter dieser neuen Zeit abwandte und in eine selbsterbaute, hohle, phantastische Welt flüchtete, ein buntes, nichtiges Luftschloß. Ein Mann seiner Zeit, der diese liebte, der nichts wollte als ihr treuer Sohn sein in allen Stücken, mit klarem Blick und scharfem Erfassen, mit nerviger Hand, und

jenem rücksichtslosen Muthe, welchen nur die Jugend besitzt.

Und doch ... es war nur eine Kleinigkeit, aber es ward ihm schwer darüber hinauszukommen ... hatte man sich während der ganzen Zeit nur ein Wort lang mit ihm selbst beschäftigt? Ihn um seine Pläne gefragt, ihm Glück für seine Zukunft gewünscht? Hoffmeister schien nur seine eigenen Ziele zu kennen, für die Mutter schien nichts auf der Welt als ihr Sohn und seine Größe, und über dem Dienst der Sache, über den allgemeinen Geboten der Kunst schien der Vater jede Theilnahme für die Menschen verloren zu machen, welche doch die Kunst machten nach ihren persönlichen Gefühlen. Diese Mutter, sprach sie nicht von ihrem Sohne in dessen Anwesenheit, wie eine Jungfrau, welche der Welt den Messias geboren? Sicherlich — jenes war Zufall, dieses kleinliche Eitelkeit, welche man dem Weibe verzeiht — aber in Franzens Seele blieb ein kleiner Stachel zurück, der in seine übrigen Gedanken hinein sich durch ein leises Brennen immer wieder bemerkbar machte.

Hoffmeister hatte ihm beim Abschied eine Kneipe genannt, in welcher jüngere Berufsgenossen allwöchentlich zusammenzutreffen pflegten, und ihn dorthin aufgefordert. Allein Treumann kam in der nächsten Zeit nicht dazu. Zunächst galt es eine Wohnung zu suchen, die er endlich in einer der nüchternen, von himmelhohen Mietshäusern gebildeten Straße vor dem Halle-

schen Thore fand, ein dürftig eingerichtetes Zimmer, vier steile Treppen hoch, in einer ebenso anständigen wie armen Familie eines Briefträgers. Den Mann hielt sein beschwerlicher Beruf fast den ganzen Tag auf dem Laufenden, fern von seinem Heim. Die Mutter mußte, um die zahlreiche Familie zu ernähren, noch in einigen andern Häusern die Wirthschaft besorgen, die Kinder blieben sich selbst überlassen. Dann galt es ein Piano zu miethen, eine Menge Kleinigkeiten anzuschaffen, und vor Allem sich nach Brot umzuthun. Stunden, kleine Arbeiten für Musikverleger, für Zeitungen, waren das Ziel seiner ersten Bemühungen. Er mußte davon noch die Stunden bezahlen, die er bei anerkannten Meistern nahm, um seine Ausbildung in der Technik des Tonsatzes zu vervollkommnen. Wenige Mark machten ihn glücklich, denn er hatte entbehren gelernt, und von dem fleckigen Papier, auf dem sein Stückchen Butter und Käse vor ihm lag, aus dem engen, ärmlichen Stübchen, aus der heißen, zugigen Destille, in der er sein Mittagsmahl für wenige Groschen einnahm, flog sein Geist hinaus nach den goldstrotzenden Concertsälen der Residenz, er sah den ungeheuren Raum des Opernhauses mit einer beifallklatschenden, begeisterten Menge angefüllt: er war ja jetzt in Berlin — die deutsche Kunst brauchte nur zu kommen. Und dann durchschritt er die weiten, menschendurchwogten Straßen, in denen jeder seine Sorgen, seine Freuden heimtrug, ohne den

Andern zu kennen, ohne sich um ihn zu bekümmern ... er sah das Bogenlicht in bunten, weißblauen Wellen über die Wege, die Menschen, die Wagen hin fluthen, an den Fassaden hinauflecken und die Auslagen der Schaufenster in mächtigem Strome baden, und er ward nicht müde, immer wieder auf diese unendliche Melodie des Weltstadttreibens zu lauschen und ihr neue Harmonieen, neue Motive abzugewinnen, die er zu Papier brachte.

Eines Abends wieder so wie gewohnt herumschlendernd, traf er plötzlich mit Hoffmeister zusammen. „Alle Wetter, Treumann, sieht man Sie wieder 'mal? Wo stecken Sie ... Wollte Ihnen schreiben, wußte aber Ihre Wohnung nicht. Haben nichts vor heut Abend? Eh bien, kommen Sie mit!"

„Wohin?"

„Werden schon sehen, hier in die Nähe, auf ein Glas Bier!"

Sie suchten eine jener Münchener Bierstuben auf, welche in den letzten Jahren in Berlin aufschießen, wie Pilze nach dem Regen. Man pflegte wohl spottweise zu sagen, jedes Haus in Berlin werde demnächst seinen eignen Arzt, seinen eigenen Rechtsanwalt und seine eigene „echte" Bierkneipe haben — so wachsen diese drei Berufe täglich an in Berlin. Das Lokal, welches die Beiden betraten, lag in einer der Nebenstraßen der Friedrichstadt und führte das Schild: „Zum scharfen Radi". Es war keines von den Lokalen

„ersten" Ranges, und zeigte die nüchterne Einrichtung, die gleichmäßige Ausstattung dieser Art Wirthshäuser; die breiten Tische, die geschnitzten Stühle, an den Wänden die schlechten Bilder des glorreichen Heldenkaisers und der Paladine des Reichs, jene Art Ausschmückung, welche um so abstoßender wirkt, weil sie eine vornehme Behaglichkeit erheuchelt, die in Wahrheit nichts ist als billige Schablone. Um so tadelloser aber war das Bier: hell, ein wenig bitter, kräftig und frisch ohne Kälte.

Um einen runden eichenen Tisch im hintersten Zimmer saß eine bunte Gesellschaft von jungen Leuten versammelt, zu der Hoffmeister seinen Gast führte. Als jener erschien, begrüßte man ihn mit dröhnendem Willkommen. Keiner von diesen Jünglingen mochte das dreißigste Jahr überschritten haben. Es waren junge Componisten, Beflissene des Rechts und der Heilkunde, Philologen, Kaufleute — Alle nur vereinigt durch die gemeinsame Theilnahme an der Musik. Es wurde viel getrunken und geraucht — ein halbes Dutzend Steinkrüge und Cigarren schien diesen jungen Kehlen gar nichts zu bedeuten, und gar mancher hatte für sein Leben während des ganzen Tages nicht mehr aufzuwenden, als er hier in wenigen Stunden durch den Schlund jagte.

Der Neuling stellte sich vor: „Treumann!" — „Felscher!" — „Wichmann!" — „Arwed Bürger!" — „Graf Zisterwitz!" So ging es eintönig eine lange

Reihe von Namen herunter. Zuletzt erhob sich ein sehr großer, schmächtiger Herr mit dunklen, bis auf die Schultern sich herabringelnden Locken, dichtem, langem, zweigezipfeltem Bart und schwermüthigen Augen — das verjüngte Abbild Ahasvers — und sprach in melancholischen, langgedehnten Tönen, als melde er die Zerstörung Jerusalems, mit dumpfen, magyarisch-rumänischen Vokalen: „Halassitsch."

Armed Bürger reichte dem Neuangekommenen in cordialer Weise die Hand. Das war eine echt germanische Reckengestalt, hoch und breit, mit gewölbter Brust, üppigem, blondem Bart und tiefblauen Augen, in denen sich ein ganzer deutscher Himmel zu spiegeln schien. In diesem Manne konnte kein Falsch sein! Um so verdächtiger erschien Treumann der kleine Rothkopf da drüben, hinter dem doppelten Literkruge, der die Augen ganz sonderbar zusammenkniff, die Mundwinkel verzog und an den paar rothen Haaren drehte, welche sich auf seiner Oberlippe recht einsam zu fühlen schienen. Und auch dieser Felscher schien vor der Hand wenig zu einem Freundschaftsbündniß geneigt, er verbeugte sich kühl und förmlich, gerade so viel als der Anstand verlangte. Das schien ein wirklich ernst strebender, kunstbegeisterter Jüngling zu sein! Trotz eines eigenthümlichen Stechens in den Augen verriethen das die kühn und ideal in die Stirn fallenden Locken, indeß der nach französischer Art spitz geschnittene Vollbart einigen Sinn für die Pflege

der Erscheinung andeutete, welche die meisten Anderen grundsätzlich zu vernachlässigen schienen.

Das Gespräch, für einen Augenblick unterbrochen, ward sogleich wieder aufgenommen — wenn man das ein Gespräch nennen wollte, daß Alle zu gleicher Zeit mit dem Aufgebot der ganzen Lunge ihre Meinungen durcheinander brüllten, ohne auf die Andern Rücksicht zu nehmen, und Jeder sich bemühte, hier und da ein paar Worte des Nachbarn, des Gegenüber aufzufangen. Man sprach natürlich von nichts Anderem als der großen musikalischen Reform, zu der Jeder von ihnen sich berufen fühlte. Kein Zweifel konnte darüber herrschen, daß die Musik in tiefen, tiefen Verfall gerathen, daß die Kunstanschauung der Classiker nicht mehr die unserer Zeit sei und daß ein elendes, streberhaftes Epigonenthum sich breit mache, welches ohne eigne Gedanken sich nur von der Nachlese der großen Todten nähre. Manches hatte ja Richard Wagner gebessert, manchen abgestorbnen Ast abgeschnitten, manch neuen Keim gepflanzt — aber die große befreiende That sollte noch erst kommen, jene neue, gewaltige, herzerschütternde Kunst, welche das Welträthsel lösen und die tiefsten Tiefen der Welt enthüllen sollte, von welcher alle diese Jünglinge träumten, und die zu begründen sich Jeder berufen glaubte.

„He,“ schrie Kriegberg, ein junger, hagrer Mann mit langen pechschwarzen Haaren und dem glattra=

sirten Gesicht des Franz Moordarstellers einer Wandertruppe, im langen, unkleidsamen, eng an den Körper schließenden Wollenrock, der bis an den Hals zugeknöpft war und nicht die Spitze von weißer Wäsche sehen ließ, „He! laßt nur erst alle Juden zum Lande hinaus sein!" — er war ein Westphale und sprach das J wie Ch — „alle Corruption kommt doch nur von den Chuden. Die wahre Kunst haben nur wir Germanen, und sie wird wieder erwachen, sowie unser Land gereinigt ist. Das sagte auch Lißt immer — Sie wissen doch, Herr Treumann, daß ich sein Lieblingsschüler bin?" (Treumann kannte etwa drei Dutzend Lieblingsschüler Lißts, welche alle einmal vor diesem gespielt hatten, indeß der Musikgreis vier Zimmer weiter seinen Rubber Whist spielte und kaum einen Ton vernahm.) „Und dann muß der Fleischgenuß staatlich verboten werden. Glaubt mir, das Fleisch verroht, es stumpft die Nerven ab, macht sie unempfindlich gegen jene feinen, unendlich subtilen Eindrücke, von denen die Musik lebt! Nur Pflanzenkost ermöglicht ein tiefes Seelenleben. Die Chuden und das Fleisch müssen 'raus aus Deutschland — dann werden wir sofort eine nationale Kunst haben!"

„Ein echter, deutscher Mann mag keinen Juden leiden, doch ihre Weiber . . . hat er gern!" ertönte eine schnarrende, näselnde Stimme. Der Verfasser dieser platten Travestie war Graf Zisterwitz, der jetzt sein brutales, unendlich fades Gesicht mit dem dünnen,

blonden Schnurrbart vorstreckte, dessen Geistlosigkeit noch durch den geraden Scheitel in der Mitte des hellen, glatt zur Seite gekämmten und von Pomade glänzenden Haares erhöht wurde. Er war außer Felscher der einzige im ganzen Kreise, der Sorgfalt auf sein Äußeres verwendete, sein Oberhemd blitzte weiß, sein Überrock saß tadellos. „Die Judenweiber müssen Sie hier lassen, Kriegberg," näselte er lachend weiter und spielte mit seinem Augenglas, „das ist das Beste an der Rasse, müssen Sie selbst gestehen! Haha: gebe Ihnen mein Wort, würde gleich Tochter von Bleichröder heirathen. Wenn Assessor gemacht, heirathe bestimmt reiches Judenmädel, um mich dann ungestört Kunst widmen zu können!" Er kicherte auf, als habe er einen trefflichen Witz gemacht. Obgleich Jurist, verrieth er doch in seiner ganzen Haltung, seiner Sprache, dem nachlässigen Fortlassen der Für- und Geschlechtswörter das Bemühen, sich wie ein Leutnant zu geben.

„Das wird Ihnen bei Ihrer Persönlichkeit nicht schwer werden, Herr College," sagte Treumann.

„Haha! Meinen daß? Übrigens, Verehrtester, warum die steife Anrede: Herr College? Kann überhaupt Fremdwörter nicht leiden. Nennen mich doch ganz schlicht und einfach: ‚Lieber Graf!' oder so!"

„Daß Sie sich man nicht schneiden!" warf Hoffmeister ein. „Die reichen Judenmädels laufen auch nicht so auf der Straße 'rum!"

„Haha! In einem halben Jahre! Zehn für eine! Wetten daß —?“

„Was Sie immer mit Ihren Juden und Ihrem Vegetarismus haben!“ fiel Wichmann ein. „Lassen Sie doch die beiden Steckenpferde. Was hat dies mit der Musik zu thun? Verbrennen Sie Juden und fressen Sie Gras so viel Sie wollen — Sie machen deswegen noch nicht um ein Jota bessere Musik! Daß Ihr Alle nicht seht, wo's steckt! Die philosophische Vertiefung fehlt euch, die Metaphysik ist unserer Zeit verloren gegangen! Die allein kann uns das Tiefinnerste des Menschen erschließen, jene geheimsten Quellen, aus denen das Sein, aus denen die Kunst fließt! Elementare Persönlichkeitsbeweise! Tiefes, psychoëthisches Gefühl, von der Form, der Hülle der Aesthetik überkleidet! Lest Nietzsche! Das ist ein Kerl, sage ich euch! Der schmeißt euch die Welt zusammen, daß das Eismeer in dem Vesuv zischt! Nur das Genie hat die höchste Existenzberechtigung! Nur für das Genie ist die Welt geschaffen! Lest Nietzsche! Der hätte in der Renaissance leben müssen, da hätt' er was bedeutet! Gift und Mord, wenn es gilt! Nietzsche und Cäsar Borgia — das waren zwei Kerls, einander würdig! Aber heute, wo jeder hinterpommersche Pomuchelskopp das Recht hat mir Gesetze zu machen, und der ausgediente Unteroffizier in der blauen Mütze drüben an der Straßenecke mein Herr ist? Wo die Nutzbarmachung des Koths wichriger ist

als die Existenz Gottes? Ich sage euch, die Kunst und das Genie sind von der Welt geschwunden, und die Philosophie hat sich in den Abgrund verkrochen! Und da wollt ihr eine Kunst haben? Eine Hure, die sich auf der Friedrichstraße jedem Börsenjobber anbietet, aber keine Kunst! Ach, Renaissance, wo bist Du hin? Cäsar Borgia, Du kommst nimmer wieder — nur in meiner Oper sollst Du auferstehen! Ich will euch sagen, was wir brauchten! Ein Sedan brauchten wir, in dem wir die Rolle der Franzosen spielten, ein neues Jena, das uns aufrisse von dem stinkenden, verfaulten Lotterbett, auf das uns die Bourgeoisie geworfen! . . . Musik? Für wen? Für den Herrn Commerzienrath? Welche Melodie wollt ihr erfinden, die ihm schöner klänge, als das Klimpern der Doppelkronen, das Knistern seiner Actien in Arnheim? . . . Oder für den Herrn Major? Setzt eure Noten noch so kunstvoll — das Auftapfen seiner Rekruten beim Parademarsch findet er doch harmonischer. — Capitalismus und Militarismus: Ketten von Gold, Handschellen von Eisen! Ein Sedan brauchen wir, sage ich euch, damit dieses Gesindel, das seit achtzehnhundertsiebzig im Vaterlande herrscht, Jobber und Unteroffiziere, erfährt, daß es noch etwas Höheres giebt als Börsenschwindel und Exercierplatzdrill! Zittern müssen sie, damit sie hören! Ach, ein Königreich für einen Krieg, einen gesunden, frischen Krieg, in dem die Geister erwachen und die Herzen sich rühren und

wieder die Kraft herrscht und die Leidenschaft, und das Genie sein Recht erhält statt des Geldsacks und des Kragenknopfs. Friede und faul — fängt nicht beides mit f an? Ich sage euch, wir ersticken alle in der Cloakenluft. Der Deutsche ist kein Ackergaul und kein Circuspferd wie der Franzose: er ist ein feuriges Schlachtroß, das sich nur wohl fühlt im Pulverdampf! Ha, einen Kerl brauchten wir an unserer Spitze, der sein Volk mit sich fortriffe, damit es der Welt seinen Fuß auf den Nacken setzt, einen Kerl, der sein Vaterland groß machte, groß, groß! Einen Cäsar Borgia, einen Napoleon! Aber der alte Mann in Friedrichsruhe, der nach dem Doctor greint, wenn ihn das Rheuma plagt und die „Familie Buchholz" liest, das Nähtermädchen in Treptow vor den Richter schleppt, wenn's ihn nicht für den größten Mann der Weltgeschichte erklärt, sich Rittergüter schenken läßt und sich hinter den weißen Bart des alten Kaisers versteckt, wenn man ihm mit Gründen zu Leibe will — der kann's freilich nicht machen! Man sollte Niemanden an die Spitze eines Staates stellen, der keine Kinder mehr zu Stande bringt. . . . Ach, ich sage euch, im übrigen ist doch Alles Dreck! Sauft und lest Nietzsche, das ist das einzig Wahre! . . . He, das ist ein Bier!" Er that einen tiefen, tiefen Zug bis auf den Grund des Kruges, klappte dann mit dem zinnernen Deckel und rief: „Kellner, noch einen Liter! Wie viel habe ich?"

„Den zehnten, Herr Doctor!" entgegnete der

Kellner, der mit offenem Munde dem Redner zugehört hatte, sich Stuhl um Stuhl immer näher schlängelnd, Der war am ganzen Gesicht puterroth geworden, seine Augen glühten — er war so unheimlich wie komisch, den kleinen Mann, der fast einem Schulknaben glich, so umstürzlerische, welterschütternde Gedanken mit solcher Begeisterung vortragen zu hören.

„Im übrigen verbitte ich mir, daß Sie sich über Seine Durchlaucht so despectirlich äußern," näselte Zisterwitz. „Er hat natürlich wie jeder Mensch seine Schwächen, aber er ist doch in diesem Augenblicke Deutschlands größter Mann — nächst mir." Die beiden letzten Worte sprach er nicht aus, aber er dachte sie.

„Sie haben ja in vielen Punkten Recht, lieber Wichmann," sagte Felscher leise, „aber Sie sollten so was nicht in öffentlicher Kneipe reden. Sehen Sie, wie der Kellner horcht. Es könnte sehr unangenehme Folgen für Sie haben!" Felschers Organ hatte etwas süßes, einschmeichelndes, sanftes: es war eines jener Organe, welche auf die Weiber so seltsam physiologisch wirken, daß sie ihrer Beredsamkeit selten widerstehen können — aber ein eigenthümlicher harter, fremdländischer Klang der Aussprache störte. Treumann erkundigte sich bei Felscher und erfuhr, daß er Pole sei, von der galizischen Grenze.

Die Gesellschaft barg zahlreiche Elemente, deren Wiege in fremden Ländern gestanden. Da war noch

Halassitsch, ein magyarisirter Kroat, und Arwed Bürger, der von der Grenze Siebenbürgens herkam. Überall wohin Treumann bis jetzt in Berlin gekommen, fiel ihm diese Menge fremder Erscheinungen auf, in deren Adern ein Tropfen deutschen Bluts rollte, die aber nicht deutschen Ursprungs waren und die Sprache unseres Landes elend mißhandelten. Sie alle hatte ein gemeinsamer, fortdauernder Strom hierher getragen, dessen Arme aus weiter Ferne — von den Marken der baltischen Länder, den Ebenen der Theiß, der Militärgrenze, den Höhen der Moldau, den flachen Ufern der Weichsel, den Thälern der Karpathen — unbewußt, einem höheren Gesetze gehorchend, nach dem armseligen, schwarzen, stehenden Lauf der Spree strebten, an dessen Ufern sich die junge Riesin erhob, die neue Weltstadt mit ihrer Fülle unverbrauchter Kräfte, ihrer frischen Cultur, ihren rasch von allen Seiten sich zusammenhäufenden Schätzen: ein unübersehbares, unverwüstliches Feld der Thätigkeit, der Bedürfnisse und der Ausbeutung, eine neu entdeckte Goldmine, der Mittelpunkt des großen entstehenden germanischen Reiches, zu deren Abteufung sich nun aus allen Gegenden Alles herbeidrängte, was nur ein scharfes germanisches h oder g aussprechen konnte, näselnd, lispelnd, gurgelnd, so gut es ging. Alles, was an anderen Culturcentren mit älteren Einrichtungen, erschöpften Quellen und geregeltem Wettbewerb auf Erfolge vergeblich hoffte, glaubte seine quersten Ge-

danken hier verwirklichen zu können, sich hier ein Vermögen, einen Namen, einen Platz zu verschaffen.

„Glaubt mir," fiel Arwed Bürger ein, mit seinem sonoren, männlichen Organ, welches den Brustton der Überzeugung warm anklingen ließ, und seiner etwas harten, schwerfälligen Aussprache, dieser scheinbaren Ungeschicklichkeit, welche der Biederkeit so wohl ansteht und die Seele des harmlosen Kindes in der Kraft des Hünen verräth, „das Elend eurer deitschen Kuhnstzuständde liegt nur in dem Manggell eines geistigen Mittellpuhnkts, eines Brehnpunkts, in welchem sich die Elite des Talents vereiniggt. Die Hochchschule sollte dieser Mittellpunkt sein — aber dieser Joachim und dieser Rudorff bei oller Ochtung vor ihrem Talent — haben keine Oahnung von der Leitung eines solchen Institutts. Mein Kohnservatorium in Klausenburg, das war der künstlerische Mittellpunkt des ganzen Landes und der nationoalen Interessen! Darum habben mich diese Magyaren auch gehaßt, verfolgt, vertribben! Aber laßt mich nur erst mein Cohnservatorium für hechste musikalische Ausbihldung in Berlin eröffnen, so werrdet ihr diesen fellenden künstlerischen Centroalpunkt haben."

„Sie eröffnen ein Conservatorium?" fragte Treumann.

„Oallerdings. Ich werrde Berlin erst zeigen, was es haißt, Musik ernsthaft betreiben. Was jetzt darin geleistet wird, ist ja olles Pfuscherei!"

„Und wann gedenken Sie zu eröffnen?“

„Sobbald ich das ganze Capitoal vereiniggt habe. Die errsten Finanzkreise Bärlins interesiren sich aufs lebhafteste dafür. Vorrgestern habe ich zwei Stunden mit Bleichröder und Krause cohnferirt. „Bürger,“ sagte mir Schwabach, Bleichröders Companjohn, „ich sehe, Sie sind der Mann, den Bärlin braucht, wir haben auf Sie gewartet.“ — Deitschland muß mir auch einen Wirkungskrais schaffen, das ist seine Pflicht. Denn ich habe auch in der Ferne fürr die deitsche Sache gekämpft, gearbeitet, geblutet.“

„Wodran? Aus der Nase?“ fragte Zisterwitz boshaft. Dem jungen Aristokraten saß der Schelm im Nacken, es kitzelte ihn unaufhörlich, den Andern einen kleinen Hieb zu versetzen, und seine fleischigen Nasenflügel zuckten wohl eine halbe Minute, bevor er ihn aussprach. Diese Neigung des Aufziehens schien unter den jungen Leuten sehr verbreitet, und oft verbarg sich unter der Maske der harmlosen Neckerei nur sehr oberflächlich eine ernste Bitterkeit.

„Nein, mit meinem Härzen!“ betheuerte Bürger. Er sprach von seinem Institute wie von einer vollendeten Thatsache, bei deren Veröffentlichung es sich nur noch um einige Tage handle. Er würde etwas schaffen, desgleichen die Welt noch nicht gesehen, er sei vollauf der Mann dazu, man möge nur ganz Klausenburg fragen. Eine gewaltige, unerhörte Reformation der Kunst werde ausgehen von seiner

Hochschule, und Berlin werde durch ihn das Mekka der Musik werden. Natürlich würde er junge Kräfte brauchen, zu seiner Unterstützung, denen sich unter seiner Führung ein unermeßliches Feld der Thätigkeit und der Erfolge eröffnen würde. Denn er wolle nur die Jugend um sich schaaren, die frische, gesunde Jugend, in der allein noch die Fähigkeit wohne, sich zu begeistern für große und heilige Dinge — er wolle nichts zu thun haben mit dem stumpfen Alter, dem die Kunst nichts sei, als ein elendes Geschäft, ein maschinenmäßig auszuübender Beruf. Seine blauen Augen leuchteten bei diesem Gemälde, das er von der Zukunft entwarf, und als er sie der Reihe nach tief in die Blicke der jungen Leute senkte, welche um ihn saßen, wie eine stumme Frage, ob er auf sie rechnen dürfe an dem großen, ruhmreichen Tage der That, da war nicht Einer, der nicht in warmer Begeisterung auflodernd ihm die Hand gereicht hätte, die er in seine fleischige Riesenfaust nahm und fast bis zum Schmerze schüttelte und drückte.

„Das wir ja herrlich werden!“ sagte Felscher mit einem eigenthümlichen, pathetischen Tone, von dem man nicht sogleich sagen konnte, ob er ernst oder ironisch gemeint sei. „Da winkt uns Allen ja die größte Zukunft! Rechnen Sie auf mich, Bürger! Und wenn erst unser Freund Halassitsch seinen großen Plan zur Ausführung bringt — ihr kennt ihn ja! —

dann sind wir vollends geborgen, dann stehen wir auf der Höhe der Situation!"

Und Halassitsch entwickelte zum dreihundertsiebenundsechzigsten Male seinen welterschütternden Plan eines reisenden Concertensembles, das in allen Städten des Reiches Aufführungen veranstalten sollte, bei denen nur Werke der jungen Schule, der Genossen, zu Gehör kämen. Dann würde die Welt endlich wissen, was jene Reform bedeute, sie würde sie anerkennen, und die neudeutsche Musik würde sich im Sturme die Weltherrschaft erringen. Das war jener große, umstürzende Plan Halassitsch', den er schon seit Jahren in seinem Kopfe trug, bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, seit dem Tage seiner Ankunft in Berlin, von dem er sich und aller Welt die höchsten Ehren und Einnahmen versprach, den er Jedermann vortrug, immer mit der gleichen, sterbensmüden Miene, dem gleichen, wehleidigen, eintönigen Tonfall, den minutenlangen Pausen zwischen den einzelnen Worten — und zu dessen Ausführung nichts gehörte, als ein paar tausend Mark, das Darlehen eines Capitalisten, welchen der biedere Ungar-Kroat seit Jahren vergeblich suchte, da alle Genossen zusammen nicht über solche Mittel verfügten. Aber jetzt, jetzt war er ihm auf der Spur, schon seit Wochen schlich er hinter ihm her, und er würde ihn schon in den nächsten Tagen am Rockzipfel fassen — und hatte er ihn erst, so ließ er ihn nicht wieder los!

Allein diese große Reform, diese neue Kunst, diese erlösende That, welche den menschlichen Geist auf eine höhere, ungeahnte Stufe erheben sollte — was war sie eigentlich? Diese neue rettende Glaubensbotschaft, welche das Heil und den Sieg bringen sollte über das träge, fanatische, engherzige Pharisäerthum in der Kunst, nicht wie jene berühmte im Stalle geboren, vom Duft des Heues, des Düngers und der Hausthiere getränkt, sondern in einer Kneipe, und nach Malz duftend, nach Alkohol und nach scharfen Rettigen — welche neuen Sätze stellte sie auf, welche Dogmen, welche Forderungen? Jeder dieser Jünglinge sprach davon, jeder verkündete das Evangelium, jeder schien sich für den wahren, den einzig echten Messias zu halten und es so laut als möglich den Kellnern und den übrigen Gästen im Lokal anvertrauen zu wollen — aber über das Wesen und die Absicht dieser neuen Lehre schien Jeder abweichende Ansichten zu haben, die er vorbrachte, mit großem Selbstbewußtsein, mit vieler Begabung, mit umfassender Belesenheit, aber mit einem Maaße von Klarheit, welches für sie selbst zwar genügen mochte, die sie mit den Geheimnissen der eigenen Brust vertraut waren, das aber dem Neuling, dem Fremden, gleich Treumann, nur wie hinter grauen Schleiern erschien, eine dunkle, große, scharfumrissene Masse, deren Einzelheiten sich dem Blick entzogen. Sich mit dieser Kenntniß zu begnügen, wäre so viel verlangt gewesen, wie eine Forderung an diese

Jünglinge, es mit den Schoppen genug sein zu lassen, welche sie bis jetzt im Magen hatten. Sie schienen gerade ausreichend, die Kehle zu reizen, die vom Schreien, vom Cigarrenrauch ausgetrockneten Luftröhren verlangte nach immer neuen braunen Fluthen.

Am klarsten schien sich seiner Lehre im Verhältniß noch Hoffmeister bewußt, ohne Zweifel der fähigste Kopf dieses Kreises. Wenn er sprach — und er hörte sich nicht ungern reden — so kam eine ganz andere Stimmung in die Unterhaltung, welche sonst leicht in wüstes Geschrei ausartete. Er sprach lebhaft, in langen Absätzen ohne zu stocken, wie es nur Wenige in Deutschland vermögen; ein blendender Einfall, ein Witz jagte den andern, ein Vergleich entfernter Dinge, der einen schwierigen Punkt blitzartig beleuchtete, deutlicher als der längste Vortrag. Wovon dieser junge Künstler träumte und was der Kern der Gedanken seiner Genossen war, der nur wie bei einem Kometen, welchem das seltsame Auftreten dieser Reformatorenschaar ja glich, von einer dichten unklaren Nebelhülle umgeben war — das war eine Ueberbrückung jener großen Kluft, welche in schwindelnder Tiefe sich durch die ganze moderne Welt riß und vor der die Besten furchtsam, zögernd und achselzuckend standen: eine Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit, eine Brücke zwischen der Kunst und dem Leben. Der Schooß, aus dem diese neue Richtung geboren worden, war die Sehnsucht. Aufgewachsen in einer Welt, welche die

Schönheit, die weiche milde, mondlichtglänzende Schönheit entthront hatte, um sich der Kraft zu unterwerfen, die sich mit dem Verstande vermählt hatte — verloren in der Erinnerung der großen Dinge, des jungen vaterländischen Ruhmes — vom Gefühle getrieben, Kinder eines großen, einigen Volkes zu sein — Tag um Tag in Bewegung versetzt durch die Meldungen von neuen Siegen der Wissenschaft, der Technik — von neuen Ansichten erfüllt durch Darwin, Marx und Wundt — statt an einen Gott, ein Paradies, eine Hölle, einen kategorischen Imperativ nur an unablässige Fortentwicklung und Wandlung der menschlichen Rasse und Kultur glaubend — bemüht, das Paradies, das noch nie besessene, sich und der Welt schon auf Erden zu schaffen, durch eigene Arbeit, eigenen Verstand: konnte sie jene märchenhafte, bald bunt schillernde, bald statuarisch starre Kunst nicht mehr befriedigen, jene hoch über aller Wirklichkeit schwebende Phantasie, welche ihre Väter entzückt hatte, weil sie sie aus dem Elend ihres Lebens, der trüben, dumpfen Verzweiflung, der verdummenden Frömmelei der Reaction, die als langer Aschermittwoch dem Karnevalsulk von achtundvierzig folgte, hoch erhob in reine, selige Kreise, welche silberne Glöckchen zauberhaft durchtönten. Sie wollten nicht mehr Menschen sein mit zwei Herzen, zwei Seelen: am Tage dumpf hinschleichend, sich furchtsam duckend, um nur ja nicht den Zorn der Polizei auf sich zu laden, Düten drehend und sich in der Postkutsche Glied

um Glied rädern lassend, und erst am Abend aufathmend, wenn Schiller sie in das ferne, feudale Mittelalter führte, Mozart in eine tönende Welt voll Harmonie und Melodie, wie sie nirgends auf Erden bestand — sie wollten ganze Menschen sein, einheitlich in jeder Fiber, im Denken, Empfinden, Handeln. Jung wie sie waren, vom Glauben an die Zukunft der Menschheit erfüllt, mit allen Waffen der Wissenschaft, der Technik ausgerüstet, fürchteten sie keine Anfechtung, das Leben schien für sie keine Schrecken zu haben, deren Überwindung sie sich nicht zugetraut hätten. Das Leben, wie es sich ihnen bot, war ihnen genug, war ihnen lieb mit allen seinen Untiefen und Klippen, denn sie saugten aus demselben den herben, diamantenklaren Saft der Wahrheit, der ihnen in seiner den Gaumen zusammenziehenden Säure köstlicher dünkte als Nektar. Die Wahrheit — die Wahrheit, welche nur die Wirklichkeit erzeugt — war ihre Göttin, die einzige, welche sie anerkannten, vor der sie knieten, auch wenn dieselbe alle Prüfungen über sie herabschickte. So fühlten sie wie Faust, der sich verächtlich abwendet vor dem himmlischen idealen Zeichen, das ihm ein schönes Gaukelspiel vor die Sinne führt, und sich mit Jauchzen dem realistischen Erdgeiste zuwendet, und riefen wie er:

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! . . .
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,

Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen"

Auch sie glühten wie von neuem Wein. Sie fielen anbetend nieder vor der Lawine, welche donnernd zu Thal stürzte — denn sie beteten auch in ihr die zeugende Allkraft der Natur an: und sie lüfteten den Hut vor dem Düngerhaufen — denn war er es nicht, der die wogenden Halme wachsen ließ, das herrliche, frische Aehrenfeld, auf dem ihr Brot reifte? Trug nicht Alles mit vollen Kräften seinen Theil zur Erhaltung und Fortentwicklung der Welt bei? Warum also den Einen verehren, den Andern verachten? Was sollte ihnen noch Papagenos Locklied? Tönte das monotone Klappern der Maschine, welche die Wettkarten am Totalisator von Hoppegarten abstempelte, für Millionen nicht hundertmal verlockender? Hatte der Siegesmarsch der Bataillone von Gravelotte nicht zehnmal herrlicher gedröhnt als die Egmontouverture? Was war Elviras zahme Rachearie gegen die elementare Gewalt der Schmerzen der armen Nähterin, welche der reiche, elegante Verführer mit ihrem Kinde in Noth zurückgelassen? In den Abgrund mit einer Kunst, welche jeder Tag der Gegenwart an erschütternder Gewalt hundertfach übertraf! Wozu diese Kosten, diese Anstrengungen, dieses abspannende Zerwühlen des Hirns — zerbrecht eure Pinsel, eure Meißel, eure Federn, eure Taktstöcke, gießt Farbentöpfe und Tintenfässer durcheinander, zerreißt eure

Saiten, wenn ihr nichts mächtigeres, nichts ergreifenderes, packenderes daraus hervorlocken könnt, als was jedes Maschinenrad bewirken kann, jede Kanone, jede Dynamitpatrone, jede Zinkplatte, die sich mit einer kupfernen paart! Wir kennen nur Eines, was noch gewaltiger alle unsere Nerven erschüttert und aufregt: das ist die Wahrheit. Enthüllt uns das Wesen der Welt, löst uns die Räthsel, welche die verwirrende Masse der durch einander schwingenden Einzelereignisse aufgiebt! Gebt uns in einer Stunde im farbigen greifbaren Bilde Aufschlüsse über das Leben und seine Tiefen, die zu erkunden sonst die Erfahrung eines Menschenalters voll Arbeit kaum ausreicht! Könnt ihr es — so seid willkommen; könnt ihr es nicht — so lasset euch begraben, denn so habt ihr keinen Zweck mehr auf Erden!"

So hatten sie sich denn versucht an dieser schweren, neuen, zum ersten Male gestellten Aufgabe: die Einen versucht mit Plänen, Gedanken, Absichten, die eine innere Unruhe nie zu abgerundeter Sammlung reifen ließ; er, Hoffmeister, mit Opern, Oratorien, Sonaten und Charakterstücken einer Gattung, welche sich in keine der bestehenden einrechnen ließ — mit fiebernder Hand hingeworfene Arbeiten, oft halbreif, voll Schrullen, Sonderbarkeiten, Disharmonien, aber eigenartig und von fabelhafter Schärfe des Ausdrucks. Bald war es eine Art ethnographischer Musik — das Abbbild eines Volkes, eines Landes, mit seiner natür-

lichen Eigenart, wie man es in Tönen auszudrücken nie für möglich geglaubt hätte — melancholische schottische Haiden, glühende afrikanische Steppen, mit ihrer schweren, feuchten oder trocken flimmernden Luft, ihren Thieren, Menschen, ihrem öffentlichen Leben. Bald versuchte er durch gewisse Tonbilder, neuartige Akkordverbindungen, in den übrigen Sinnen ganz bestimmte, durch diese charakteristischen Klänge ausgelöste Farben, Geschmäcke, Gerüche, Gestalten, Gefühlswallungen zu erwecken, wie sie nur diese Tonverbindungen und keine anderen erregen könnten. Es war eine physiologische Musik, welche alle Nerven zugleich erschütterte. Ja, diese neue Kunst der Töne versuchte sogar Gedanken zu verkörpern, ganz bestimmte Gedanken, und wenn man sie hörte, so sollte bald in kühner aber genialer perspectivischer Verkürzung eine ganze Seite des Lebens und Treibens der Welt, der Geschichte, mit einem Blicke offen liegen.

Die älteren, in Aemtern, Würden und Lorbeeren ergrauten Priester der Kunst hatten sich natürlich mit Entsetzen abgewandt von dieser neumodischen Schule, die sie knabenhafte Spielerei nannten, welche die strengsten unter ihnen sogar als das Grab der Musik bezeichneten. Wie? in Tönen sollte man etwas anderes ausdrücken wollen als liebliche, glückliche, traurige Empfindungen — man wollte eine Kunst, bei deren Darstellungen man sein Gehirn in Anspruch nehmen mußte, deren Genuß eine ernste, schwere Arbeit war?

In der zu schaffen nicht der freie angeborene Genius genügte und die Kenntniß einiger handwerksmäßigen Regeln und Kniffe, die vielmehr eine unabläſſige, vom Größten bis aufs Kleinſte gerichtete Beobachtung, ein immer währendes Studium, eine unaufhörliche Induction verlangte? Wahnwitzige Träume! Arbeiten, beobachten — ein Künſtler? Wofür war denn das Genie da, der liebe Gott, die Einbildungskraft?

In dieſem einen Punkte, dem Haß gegen die muſikaliſchen Machthaber, die nur Hohn, Grobheit, Mißachtung für ſie hatten, traten denn auch alle dieſe jungen Leute zuſammen, wie weit in anderen Dingen ihre Meinungen auch oft von einander abwichen, ſo ſehr der kleinliche, perſönliche Neid ſich auch ſonſt bemühte, das gemeinſame Verhältniß zu vergiften. Selbſt der kleine Felſcher trat da hervor aus ſeiner ſchlau lächelnden Schweigſamkeit, ſeiner anmaßenden Beſcheidenheit. „Dieſem Stinkert vor Allem gilt es eines zu verſetzen, dieſem unfähigen Routinier, welcher ſeine Stellung ausnutzt, um ſich eine Leibwache zu ſchaffen, die nur für ihn ins Horn ſtößt, und auf die Dummheit und Philiſterhaftigkeit der Oeffentlichkeit ſpeculirt, um ſich Stellungen, Orden, Einnahmen zu verſchaffen.“ Er meinte den Profeſſor Julian Stinkert, den erſten Lehrer jener muſikaliſchen Hochſchule in der Potsdamerſtraße, welche wegen ihres engherzigen, rückſchrittlichen Geiſtes von allen dieſen jungen Leuten, die ſie zum Theil ſelbſt beſuchten oder beſucht hatten, aufs

tiefste verachtet wurde. Kein Name war in dem musikalischen Berlin so gekannt, so gefeiert, wie der Julian Stinkerts. Von ihm unterrichtet zu werden, galt den talentvollen Jünglingen und Jungfrauen der reichsten Berliner Kreise als Ideal; die musiklüsternen und talentlosen Engländerinnen und Amerikanerinnen, welche Berlin jahraus, jahrein überschwemmen, alle mit der bestimmten Absicht, hier Clara Schumanns und Sophie Menters zu werden, zahlten unglaubliche Summen für eine persönliche Unterrichtsstunde in der Woche bei ihm. In jedem Berliner Hause, in dem sich ein Piano fand — und welchem Berliner Hause wäre dieser Schrecken wohl fremd? — und ein blondes Töchterchen mit kurzem Mozartzopf, waren auch sein „Minneborn“ und seine „Troubadourweisen“ zu finden — und wie oft geschah es, daß ein lautes Schluchzen, daß heftige Thränenströme die kleine Sängerin mitten im Vortrag einer dieser herrlichen Romanzen unterbrachen, in denen der keuschen Minne Weh und Wonne in so unsagbar rührenden Melodieen besungen ward. Wenn Hoffmeister von diesem musikalischen Beherrscher Berlins sprach, so geschah es freilich in noch entschiedenern Ausdrücken, und Worte wie Fatzke, Hanswurst, verlogene Sentimentalität, Ziehharmonikagedudel waren dann noch Ehrentitel und Lobsprüche.

Sonderbarer Mensch, dieser Hoffmeister! In der Zeit, da Treumann ihn nicht gesehen, hatte er schon wieder zwei Compositionen beendet, die demnächst er=

scheinen sollten — auf Kosten des Verfassers, wie ihm Bürger zuflüsterte, als Paul für einen Augenblick das Zimmer verlassen. Seltsam! Hoffmeister ins Antlitz hatten alle diese jungen Leute nur die Ausdrücke höchster Bewunderung, tiefster Verehrung — er war ihrer Aller Meister, ihr Führer, dem sie begeistert folgten — und sowie er nur den Rücken gewendet, begann das Zischeln und Flüstern, das Lächeln und Wispern, das Achselzucken und Bedauern, daß ein so reizender, so lieber, so guter, so ehrenhafter, so genialer Mensch doch eigentlich — ganz genau betrachtet — so wenig könne. Ja, wenn sie ihre Opern und Musikdramen und Sinfonieen und Orchesterwerke erst vollendet haben würden, ihre Cäsar Borgia, Napoleon, Nirwana, Walhalla, Edda, Gudrun und so weiter, dann würde die Welt staunend sehen, was es mit der neuen Kunst auf sich hätte. Der Arme! Er ahnte nichts von diesem Doppelspiel, dessen Opfer er wurde, und alle jene Worte der Bewunderung, jene Schwüre treuer Gefolgschaft, jene Versicherungen, daß er ihrer Aller Fühlen und Sehnen ausspreche wie kein Anderer, nahm er für die vollwichtigste, echteste Münze. Am wenigsten verzieh man ihm seine unermüdliche Arbeitskraft. „Opuß neunzig — Opuß hunderrt — das reißt ja net ab," sagte Arwed Bürger, „diese Fruchtbarkeit ist joa schon rein kaninchenhoaft, er spuckt joa seine Werke förmlich."

„Aber ich denke, ein starker Zeugungstrieb ist

auch in der Kunst, im Leben des Geistes ein Beweis männlicher Potenz," wagte Treumann zu bemerken, dem es weh that, so über den Genossen sprechen zu hören, den er trotz seiner Schwächen zu lieben begonnen.

Da kam er an den Rechten! Bürger und Wichmann belehrten ihn, daß das Genie nichts gemein habe mit der maschinenmäßigen Arbeit. Von früh bis Abend ununterbrochen Stiefel machen, könne jeder Schuster. Das Genie dürfe sich nicht in kleiner Münze ausgeben, seine erste Pflicht sei, sich für die Menschheit zu schonen, der rechte Messias arbeite nicht, auch Christus und Mohammed hätten nicht mehr gearbeitet, sowie sie das Messiasthum auf sich genommen; denn durch seine bloße Existenz und seine Lehre erlöse der Messias die Welt.

„Aber man muß doch sein Leben fristen, seinen Unterhalt verdienen," warf Treumann ein.

Auf den Lippen Wichmanns kräuselte sich ein erhabenes Lächeln. Wie weit war dieser Banause, dieser Handwerker doch von der höchsten Erkenntniß noch entfernt! Arbeiten — das Genie! „Für uns muß eben der Staat sorgen, das gesammte Volk, welches die Verpflichtung hat, seine Künstler zu erhalten. So lange, bis man mir nicht aus öffentlichen Mitteln meine Existenz sichert, setze ich die Feder nicht an — erst dann werde ich meine bahnbrechenden Werke schaffen."

Treumann trieb die Kühnheit so weit, zu behaupten, man müsse doch erst etwas Großes für sein Volk geleistet haben, bevor man es für sein Wohlergehen verantwortlich mache. Wichmann warf ihm einen Blick voll giftigen Hohnes zu, indeß Bürger ihm zurief: „Serr woll, mein Herr, das hoabe ich, das hoabe ich! Ich habe für mein Volk, für das Deitschthum gelitten, ich bin um seinetwillen verfolgt und vertrieben, ich! Das deitsche Reich muß also für mich sorrgen, verstehhen Sie mich?“

Im Übrigen — der arme Hoffmeister mochte sich beruhigen: Keinem erging es besser als ihm — kaum daß Wichmann oder Bürger oder Zisterwitz die Thür zu dem kleinen, anstoßenden Cabinet hinter sich geschlossen, so wurde ihnen durch die Mehrheit jegliche Befähigung zum Künstler abgesprochen, und es schien nur unbegreiflich, daß jeder der Jünglinge sich an der Verhöhnung der Andern wacker betheiligte, aber felsenfest überzeugt war, daß über ihn in diesem Kreise nur eine Stimme der grenzenlosesten Bewunderung herrsche.

Die Uhr zeigte weit über Mitternacht. In der Höhe des Zimmers, über den Köpfen der Gäste schwebte ein schwerer, grauer Nebel, der die Decke, die Glasbirnen der Glühlichter, die Regale mit ihren Steinkrügen in dichte Schleier hüllte, sich in die Augen wie mit kleinen Haken festbiß, und die Wände des Gaumens bei jedem Athemzuge kitzelte. Es war

der schlechte Aushauch des Cigarrendampfes. Das Bier begann schaal zu laufen, die Gäste an den Nebentischen ließen die Köpfe sinken, die dicke Dame am Schenktisch, in schreiend bunte Lappen gekleidet, welche das Gewand einer oberbayerischen Gebirglerin darstellen sollten, gähnte, was ihr stupides Berliner Vorstadtgesicht noch dümmer erscheinen ließ, und die häßlichen fliegenden Verkäuferinnen verwelkter Rosen und altbackener Salzstangen boten ihre Waaren mit verschlafener Eintönigkeit an, aus deren ödem Murmeln deutlich der Wunsch herauszuhören war: „Ach, hätte ich die paar Stück nur schon verkauft und dürfte zu Bett gehen.“ Einige der jungen Leute empfanden den Wunsch, den Abend, oder wie sie sagten, den angebrochenen Nachmittag, in einem Nachtcafé würdig zu beschließen, um dann den Heimweg in weiblicher Begleitung anzutreten. „Ich hoabe zufällig kaine klaine Münze mehr bai mir,“ rief Bürger Hoffmeister zu, „viellaicht sind Sie so gutt und lägen die Zäche aus — bis zum nächsten Male...“ — „Aber selbstverständlich!“ — „Ich bin auch noch vomm vorrigen Male in Ihrer Schuhld.“ — „Aber bitte reden Sie nicht von solchen Kleinigkeiten...“ Ein allgemeiner Aufbruch begann, das Geräusch der zurückgeschobenen Stühle mischte sich mit dem der scharrenden Füße, und während man in die Überzieher fuhr, bemerkte man, wie Wichmann an Hoffmeister heran-

trat und eindringlich in ihn hineinflüsterte. Er hörte nur einzelne Worte: „Muß heute Abend . . . Café National . . . halte es nicht aus . . . sonst krank . . .“, und er sah eine blitzende Doppelkrone aus der Hand Hoffmeisters in die des Andern verschwinden. War Hoffmeister der Bankier aller dieser jungen Leute? Fast schien es so.

Man trennte sich, und Jeder ging hinweg in dem erhebenden Bewußtsein, heut Abend die deutsche Kunst erlöst, die Menschheit beglückt zu haben . . . .

Treumann schritt allein dahin, in Gedanken versunken. Die Granitplatten des Pflasters, die Asphaltdämme waren feucht, vom Nebel beschlagen, der Fuß glitt leicht an ihnen aus. Die Flammen in den Glaslaternen flackerten trübe, unheimlich dunkelroth, im Winde sich zu wechselnden, phantastischen Formen gestaltend, bald leckenden Zungen gleichend, bald buckligen Kobolden, bald vielblättrigen Blumenkelchen . . . Welch ein sonderbarer Mensch er doch war, dieser Hoffmeister! So voll neuer, kräftiger, ursprünglicher Gedanken! Voll Feuer und Genialität! Seine Schwächen — natürlich, er hatte ihrer so gut wie Jeder! Aber was waren sie im Vergleich zu jenem edlen Feuer echter, künstlerischer Begeisterung, das fast verzehrend in ihm lohte? Es war richtig, die deutsche Musik war krank, er konnte es sich nicht verhehlen. Männer wie dieser Stinkert an herrschender Stelle! Die Trägheit, das Streberthum, die Routine, welche jeder Ursprünglichkeit ent-

behrten, an leitendem Platz! Wenn Einer berufen war, mit kecker Hand jenen Nichtsen im Purpur den angemaßten Mantel von der Schulter zu reißen und eine neue Herrschaft der Kraft, der Gesundheit, der Selbstständigkeit heraufzuführen, welche wirklich noch etwas Anderes zu geben hatte, als die tausendmal gekauten Abfallbrocken von der Lucullustafel der Klassiker — Treumann hielt Umschau unter all den kleinen und großen Lichtern, die er am Himmel der zeitgenössischen Tonkunst wußte — keiner erschien so berufen, so reich veranlagt, in so glücklicher, günstiger Position wie Hoffmeister. Die Anderen — er wollte ihnen kein Unrecht thun: gewiß, Geist und Fähigkeit besaßen sie Alle, keiner war ohne Talent, und er hatte in diesen wenigen Abendstunden neben vielen sonderbaren, befremdenden, doch noch immer mehr neue, anregende Gedanken erhalten, als sich sonst in Jahresfrist zu ihm verirrten, Anregungen, die sich in ihn einbohrten und ihn nicht los ließen, bis er sich mit ihnen redlich und ernst auseinandergesetzt hatte. Aber bei keinem schienen sich ihm alle Bedingungen so zu vereinen wie bei Hoffmeister! Diese neue Kunst mit ihrem tiefen Ernst, ihrem Sichhineinwühlen in die dunkelsten Probleme des Lebens, des Herzens, der Welt, die so ganz seiner ernsten Sinnesweise entsprach, seinen Erfahrungen, die ihn vor der Zeit gereift gemacht, dieses neue Bild, dessen Umrißlinien erst unbestimmt und weich aus der Leinwand vortraten, und

das die Zukunft noch ausfüllen sollte mit Farben, Gestalten, Dingen, deren Untermalung kaum in winzigen Strichen angedeutet war: diese große Aufgabe, lockend, verheißend, unwiderstehlich für jedes frische, gleichsam neugeborene Künstlerherz, sie hatte es ihm angethan. Ja, er wollte Paul ein treuer Freund werden, diesem ganzen Kreise ein treuer, ehrlicher Kampfgenosse. Dieser Abend hatte über ihn entschieden — er wußte jetzt, was er wollte in Berlin: mitten in den formlosen, ungeheuern, alle Einzelheiten auflösenden Fluthen der Riesenstadt hatte er sein Ziel gefunden, seinen Lebenszweck, sein Ideal. Er hatte einen Freund, den er verehrte und dessen Liebe er sich erobern wollte, nicht durch schmeichelnde Redensarten, schöne Phrasen, billiges Verhimmeln — dergleichen er nie über die Lippen gebracht hätte, sondern durch Thaten, durch ein unablässiges Emporstreben, durch eisernen Fleiß in seinem Geiste und an seiner Seite.

Und vielleicht, wenn der Himmel wollte, noch einen zweiten? Dieser Felscher — er schien ihm ein ernsthafter Mensch zu sein, ruhig, besonnen, und doch voll echten, künstlerischen Strebens nach dem Höchsten, die Kunst nur um der Kunst willen begehrend, beseelt von einem nicht lodernden, aber doch wärmenden Feuer. Er wollte ihn besuchen, sich bemühen ihm näher zu treten. Seine gerechte Entrüstung gegen Stinkert hatte ihm wohlgethan. Halt... war

er das nicht gar selbst, der da vor ihm herschritt? Dieser halb schiebende, halb schwankende Gang, die Folge seiner angeblich schwachen Augen, die einen Laternenpfahl kaum von einem Nachtwächter unterscheiden könnten, der kurze blonde Bart, die künstlermäßig über die Stirn fallenden, auf die Schultern herabfließenden Haare — natürlich, kein Zweifel!... Ihn ansprechen? Rufen? ... „Herr Fe ...“ Wie, was? Vor der Thüre der Weinstube macht er Halt? Noch kneipen? Betrachte Einer den Prasser! Er scheint über heimliche Renten zu verfügen! ... Wahrhaftig, er verschwindet hinter der verhangenen Thür der Weinstube. Ein schönes Vergnügen jetzt noch, in tiefer Nacht, sich allein zur Flasche Wein setzen und das Naß hinunterschlürfen, das eigentlich nur in anregendem, lustigem Kreise mundet. Oder erwartet er noch übermüthige Gesellschaft? weibliche vielleicht? Die Neugier kitzelte Franz ... die Vorhänge des Fensters hatten sich ein wenig verschoben, einen kurzen Blick in die Weinstube gestattend. ... Wahrhaftig, er ist es ... und er findet auch noch Gesellschaft ... er tritt an einen Tisch heran, an dem vier ältere Herren in eifrigem Gespräch sitzen. Der Eine reicht ihm mit einer unbezahlbaren Miene gönnerhaften Wohlwollens die Hand und ladet ihn zum Sitzen ein. ... Nein, nein, kein Zweifel war möglich ... Zu gut kannte Treumann diese vierschrötige kolossale Gestalt, dieses feiste, aufgedunsene, rothnäsige, mit Pusteln übersäete,

Gesicht, diese kleinen, verschmitzt lächelnden Augen, diese dicken, breiten Lippen, diese pechschwarzen, wulstigen, fettglänzenden Haare, welche sich in festen zusammengebackenen Strähnen bis auf die Schultern herabringelten ... er kannte sie aus allen illustrirten Blättern, aus tausend Photographieen, von zahlreichen Kunstausstellungen, sie hingen im Schaufenster jeder Musikalienhandlung aus, im umfangreichsten Folio, in den kostbarsten Rahmen, sie standen in Gips geformt über dem Piano jedes sangeswüthigen Gretchens Berlins — und eine jede trug die kurze, stolze Unterschrift, die eine Kunst, eine Musik für sich selbst zu bedeuten schien: „Prof. Julian Stinkert" — der moderne Minnesänger.

...... Mit schnellen Schritten hatte sich Hoffmeister indeß auf den Weg gemacht, um vom Bahnhof an der Friedrichstraße noch den letzten Stadtbahnzug zu erreichen, der ihn hinaus vor die Grenze des Weichbilds bringen sollte. Er schwang munter seinen Stock und schritt durch die feuchte, neblige Luft, welche begann, sich in Tropfen auf seinem Rocke niederzuschlagen, in kleinen, kaum bemerkbaren Tropfen, in denen sich von Zeit zu Zeit ein abirrender, verlorener Strahl der Gasflammen in schwachem Schimmer brach. Die Nebenstraßen der Friedrichstadt, durch die er schritt, waren leer, die eintönigen Fassaden der Miethskasernen starrten als dunkle Massen, wie ausgebrannte Kraterwände, auf ihn hernieder, in einen

ungewissen, gleichgiltigen Halbschatten gehüllt, und nur von Zeit zu Zeit tönte das schläfrige Rollen eines heimfahrenden Pferdebahnwagens herüber, der Trott eines matten Droschkenpferdes, das sich nach dem Stalle sehnte, und das Gelächter einer angetrunkenen Studenten-Gesellschaft, welche sich von Kneipe zu Kneipe wälzte.

Da plötzlich ... welcher Lärm? In tiefen Gedanken, schon wieder mit einem neuen Werke beschäftigt, schreckte Paul fast auf, wie von einem übelwollenden Bummler angeranzt: Klirren von Glasscheiben, Krachen zufliegender Thüren, spitze und tiefe Stimmen, die sich mit höchster Kraft schreiend durch einander mischten — und auf der andern Seite der Straße, aus einer Thür, hinter der Lichtschein sichtbar ward, flog plötzlich mit erregtem Schwunge eine weibliche Gestalt heraus, mit eiligen Schritten den Steg entlangfliehend, und eine Rotte angetrunkener junger Leute hinter ihr her. Paul überschaute sofort die Lage: der mystische blaßrothe Schimmer der Lampe aus dem Fenster drüben, geheimnißvoll lockend, wie auf den Theatern der Venusberg im Tannhäuser dargestellt wird, sagte ihm Alles, und die Flüche des Wirthes der „Kneipe mit freundlicher Bedienung", von der Höhe der kurzen Treppe der Fliehenden nachgesandt, ließen den letzten Zweifel schwinden. Einer jener Skandale, wie sie zu dieser Stunde in dieser Gegend gewöhnlich sind, welche von solchen Stätten

der Verführung wimmelt. Paul kannte und verachtete sie; nur mit Widerwillen setzte er in schon angeheiterter Gesellschaft seinen Fuß in dieselben. Er wollte weiter schreiten, doch da tönte es ängstlich von drüben: „Hilfe! ... Hilfe!“ ...“ mit einer gepreßten, schreckensvollen Stimme. Die Verfolgenden hatten das Mädchen fast eingeholt, wie in namenloser Furcht blieb diese jetzt stehen, mit gepreßter Stimme, als fürchte sie gleich stark die Verfolger und die Nachtpolizei, von Neuem „Hilfe!“ rufend.

Sie waren ihm widerwärtig, diese Dirnen — denn eine Kellnerin bedeutete ihm nichts anderes als eine Dirne — aber noch viel verächtlicher erschien ihm jene Art der modernen Jugend, welche auf ihre Bildung pochte, ihre gesellschaftliche Stellung', und in diesen Sumpfhöhlen ihre besten Abende zubrachte, im Kreise dieser Weiber ihre Kraft, das Vermögen ihrer Väter vergeudete. Aber am empörendsten erschien es ihm, wenn nun noch gar Männer, und sogar in Haufen, ein wehrloses Weib angriffen, peinigten, verfolgten. Der Stolz, die Achtung regten sich in ihm, die er für sein Geschlecht empfand.

„Hilfe ... Hilfe ...“ ertönte es drüben von Neuem, noch ängstlicher als vorhin. Das Mädchen hatte sich an die Mauer eines Hauses gedrängt, die Rotte war nur noch wenige Schritte entfernt, johlend, drohend kam sie immer näher ... schon konnten sie fast ihr Kleid ergreifen ...

„Hilfe . . . Hilfe . . .“

Er wußte nicht, was sich in ihm plötzlich regte . . . der Abscheu vor diesen unwürdigen Männern übertraf den vor dem verlorenen Weibe . . . oder war es nur die Neugier, zu sehen, wie sich der Skandal entwickeln würde? . . . Mit langsamen Schritten, wie zögernd, trat er näher — kaum aber hatte ihn das Mädchen bemerkt, das unablässig die Augen nach allen Seiten wandern ließ, als sie mit dem Aufgebot aller Kräfte auf ihn zustürzte, ihren Arm in den seinen hängte und mit heiserem, beschwörenden Ton flüsterte: „Retten Sie mir! Ich bitte Ihnen!“ Der schlechtesten Dirne, die an seine Männlichkeit appellirte, hätte Paul seinen Schutz nicht versagt. Noch ein wenig überrascht, stotterte er: „Gut . . . Kommen Sie . . . was haben Sie? . . .“ Das Mädchen aber trieb ihn nur zum Gehen, und er wandte sich zögernd der Leipzigerstraße zu, nach der sie ihn hindrängte, als fühle sie sich dort sicherer, wo immer Menschen vorüberkamen. Einer der jungen Leute, welche sie verfolgten, schritt jetzt dicht an ihnen vorüber, den Blick forschend, wie herausfordernd, auf Paul gerichtet. Das Gefühl seiner Männlichkeit befahl Paul, sich von diesem Lebemann, der die Anmaßung seiner Gattung bewies, nicht imponiren zu lassen, ihm zu zeigen, wie wenig er seinesgleichen achte, wie überlegen er sich ihm fühle. Er erwiderte den Blick ernst und energisch mit gerunzelter Stirn, dabei in ein hübsches, wohlgenährtes Gesicht

mit einem elegant nach oben gekräuselten schwarzen Schnurrbart blickend, und schritt fest und langsam geradeaus, als geleite er seine verlobte Braut. Der Lebemann lachte auf, ein gezwungenes trockenes Lachen, blickte den Beiden nach, hieb dann mit seinem dünnen Stöckchen durch die Luft und drehte sich, ein lautes, kurzes „Aeh!“ ausstoßend, auf dem niederen Absatz herum, um zu seinen Freunden auf der andern Seite zurückzukehren.

Paul und das Dämchen waren an der Ecke der Leipzigerstraße angelangt. „Was hatten Sie denn eigentlich?“ fragte er.

Das Mädchen, noch immer furchtbar aufgeregt, sprudelte die Worte hervor, dazwischen keuchend, tief aufathmend, und mit langen Pausen: „Solche Schweinebande . . . glauben, für ihren Groschen Trinkgeld könnten sie sich Alles erlauben . . . sie sind ja besoffen . . . sie denken, weil sie bei den anderen Mädchen Glück haben, müssen sie bei jeder . . . dem dicken Juden habe ich aber ein paar 'runter gehauen, daß er dran denken wird . . . ein bischen was muß man sich ja gefallen lassen, dafür ist man Kellnerin, das ist das Geschäft . . . aber was diese Schweinekerls sich erlauben . . . so eine Canallje, zehnmal sage ich: lassen Sie mir zufrieden . . . aber warte, dir tränke ichs noch ein, Lump . . .“ sie stieß dies Alles nur so hervor und bei den letzten Worten gerieth sie wieder in Wuth und erhob kreischend die Stimme.

„Aber hat Sie denn der Wirth nicht geschützt, wenn die Herren sich Ungebührlichkeiten erlaubten?“

„Der Lump? Der Liederjahn? Treibt sich alle Nächte mit Menschern bis in den Morgen 'rum und läßt Frau und Kinder hungern! Der will Einen noch zwingen... warte Aas, dir zeige ich an, wegen Kuppelei, dir schließen sie die Bude, du sollst mir kennen lernen...“ Die letzten Worte kreischte sie wieder in ausbrechender Wuth hinaus, daß die Vorübergehenden stehen blieben und sich umsahen, indeß das Mädchen sich weiter in Schmähungen gegen den „Judenjungen“ erging, der sich gegen sie unanständig betragen. „Ich kenn' ihn aber, Jarotschiner heißt er, ich weiß — mit mir soll er nicht anfangen! Und den andern, den Zeitungsschreiber — ja woll, das werde ich 'mal in die Zeitung bringen. So 'ne Bande!“

Man braucht in Berlin auf der Straße nur einen ungewöhnlichen Knopf am Rock zu tragen, so sammelt sich sofort ein Kreis von Neugierigen um den Träger. Auch um die Beide schaarte man sich schon, mit neugierigen, höhnischen, erwartungsvollen Gesichtern. Paul wurde die Lage unangenehm, er drängte das Mädchen nach einer der nahestehenden Droschken, und bat sie, nun ruhig nach Hause zu fahren. Aber diese erklärte, sie sei so erregt, ihr Herz klopfe, sie fürchte, Krämpfe zu bekommen, sie müsse noch ein Glas Selterswasser trinken, er möge

sie in das Café begleiten, dessen Nähe der blitzende Schein einer Bogenlampe anzeigte, die unweit ihre weißen Strahlenmassen in die Luft und auf das Pflaster schleuderte. Er solle nur keine Angst haben, fügte sie hinzu, sie werde bezahlen.

Zum ersten Mal warf Paul einen prüfenden Blick der Betrachtung auf seine Begleiterin, und er konnte nicht anders, als ihn befriedigt zurückziehen. Sie war ziemlich hübsch für diese Art Damen, auf deren Wangen sonst der Ausdruck vorreifer, müder Welkheit und abgestumpfter Gemeinheit zu liegen pflegt. Eine schlanke Figur, eher groß, als klein, blitzende dunkle Augen und kurze, sich in einander hakende Locken, von jenem Gelb des Canarienvogels, welches die Beize des Droguenhändlers verräth.

„'Na Kleiner . . .? . . .“

Paul hatte noch wenig Beziehungen zu Mädchen dieser Art gehabt; seiner gelegentlichen innigeren Bekanntschaften hatte er mit einer gewissen Absicht bisher in den Kreisen hübscher Hausmädchen und Bonnen geschlossen, und auch dieser waren sehr wenige. Denn im Allgemeinen verachtete er im Weibe das Geschlecht, er sah in ihm eine untergeordnete Rasse, welche noch niemals ein echtes, thatkräftiges, umwälzendes Genie hervorgebracht. Schon als Junge hatte er nicht mit Mädchen spielen wollen, weil diese ihm zu dumm waren, und sich nur an Kameraden gehalten. Er trat den Mädchen stolz und anmaßend gegenüber, und

diese verspotteten ihn wegen seines Dünkels, seiner lächerlichen, steifen Haltung, seiner Wortkargheit, seines läppischen, trotzig-ungeschickten Wesens.

Diese da schien etwas weniger widerwärtig als ihres gleichen pflegen ... das ganze sonderbare Abenteuer hatte ihn erregt ... den Anschluß an die Stadtbahn hatte er doch versäumt und mußte auf jeden Fall einen Wagen nehmen ... jener Kitzel regte sich in ihm, der in längeren Zeitabschnitten keinen Mann verschont, einmal außergewöhnliche Wege der Unterhaltung zu wandeln ... ein kurzes „Meinetwegen!" — und er betrat mit dem Mädchen das Kaffeehaus. Er wählte einen Tisch in der äußersten Ecke, wo der Strahl der Glühlichter nur mit mattem Glänzen hin drang und die Wand des Büffets ihn verbarg.

Die ersten Minuten waren von tödtlicher Langeweile. Das Mädchen stürzte ihr Selter herunter, die Nachwirkungen der Aufregung, welche sich an ihren glühenden Wangen zeigten, ihrer heftig wogenden Brust, schlossen ihr den Mund. Paul nippte an seiner Schale Kaffee und überflog in ängstlicher Verlegenheit die Gäste, alle diese halb angetrunkenen Lebemänner mit den müden, erschlafften Zügen, die frechen, dick geschminkten, laut schreienden Dirnen in ihren bunten, auffälligen Costümen, die faden Kellner mit ihren geleckten Scheiteln: ob sich ja nicht unter ihnen ein Bekannter fände, der ihn in dieser Gesellschaft sähe. Er wollte das Mädchen ansprechen ... er fand

wahrhaftig nicht das rechte Wort. Sollte er mit ihr reden, wie man mit Mädchen dieser Art nur reden kann... cynisch, frivol? Sie hatte etwas fremdes, was ihn glauben ließ, dieser Ton könnte sie verletzen. Oder mit ihr sprechen wie mit einem anständigen Mädchen? Er glaubte an keine Tugend mit der Serviette und der umgehängten Geldtasche. Sie würde sich über ihn lustig machen.

Das Mädchen hatte sich erholt, und nun begann sie von Neuem ihre Entrüstung kund zu geben, mit derselben Entschiedenheit, aber in ruhigerem Ton. Der junge Jarociner verfolge sie schon seit Wochen, heut habe er sie in unanständiger Weise umfaßt und durchaus verlangt, sie nach Hause zu begleiten. Sie könne ihn aber nicht ausstehen, er sei ihr wie Gift, sie könne überhaupt keine Juden sehen. Sie gäben die größten Trinkgelder, aber sie seien auch die gemeinsten und rohesten.

„Aber es schien ein ganz hübscher Bengel zu sein," warf Paul ein. Das Mädchen gab das zu, aber trotzdem sei er ihr widerwärtig. Und er lasse sie nicht in Frieden, obgleich sie sich seine Zudringlichkeit schon oft verbeten. „Ich weiß nicht, warum er sich gerade an mir hängt? Es giebt doch wahrhaftig Mädchens genug in Berlin... die Andern in dem Lokal würden Alle mit ihm gehen ... er ist ja riesig reich ... Weißt Du, Du mußt nicht denken, ich will mir hier als Tugendprinzessin aufspielen — nee, gar nicht,

wenn mir Einer gefällt, geh' ich mit ihm ... überhaupt, ich muß von Zeit zu Zeit 'mal poussiren, sonst werde ich ordentlich krank, das Blut versetzt sich mir hier über der Brust ..." (sie schlug sich dabei leicht an die Gegend der Lunge) „aber für Geld geb' ich meinen Körper nicht hin, dazu ist er mir zu schade ... Was ich brauche, verdiene ich ja ... So ein Judenjunge glaubt aber, er braucht nur mit der Hand in der Tasche zu klimpern, so muß man schon vor ihm liegen ... Nicht ein bisken nett ist er ..."

Von Neuem ließ Paul schnell prüfend seinen Blick über das Mädchen gleiten — und wahrhaftig, sie erschien ihm jetzt, im hellen Licht, noch hübscher als vorhin im Halbdunkel der Straße. In dem scharfen Glanze des elektrischen Lichts hob das Profil sich in energischen Linien heraus, den geraden Ansatz der Nase, den feinen Schnitt ihrer Flügel, die elegante Wellenlinie der Lippen zu voller Geltung bringend. Es war — Paul mußte selbst lachen bei diesem Gedanken, aber der Sohn des Architecten mit seinem von Jugend auf anerzogenen plastischen Stilgefühl konnte es sich nicht verhehlen — es war etwas aristokratisches in diesem geraden Nasenrücken, diesen hoch geschwungenen Augenbrauen, diesen langen Wimpern, welchen kein Kohlenstrich zu Hilfe kam.

„Was seh'n Sie mir so an? Gefalle ich Ihnen?" fragte sie mit lebhafter Theilnahme.

War das naive Eitelkeit? Oder der Selbstverrath

raffinierter Berechnung? Paul fühlte sich ein wenig verstimmt.

Sie näherte langsam ihre Fingerspitzen den seinen, daß er nicht anders konnte, als sie zu ergreifen und mit ihrer Hand zu kosen. Dann begann sie von Neuem zu plaudern. Sie gehe natürlich nie mehr zurück in die Kneipe, morgen werde sie sich eine andere Stelle suchen, dann müsse er dort Stammgast werden. „Wie heißen Sie, Kleiner . . . mit dem Vornamen?“

„Paul.“

„Hübscher Name. Ich heiße Else. Gefällt Ihnen der?“

„Gewiß. Es ist ja ein Modename.“

„Ich heiße aber wirklich so. An der letzten Stelle nannten sie mir Blanche. Blanche! Eene Birne! Haha! zu komisch! Nich? . . . Sie lachen ja gar nich?“

„O doch, doch!“ Mit Mühe unterdrückte Paul ein Gähnen. Ihn fröstelte. Es war spät, er wünschte zu Hause zu sein.

„Wirst Du mir 'mal besuchen, Kleiner? Ja? Komm morgen zum Kaffee! Wie?“ Paul nickte stumm. „Ich werde Dir meine Adresse aufschreiben, wart!“ Sie zog einen kleinen Bleistift heraus, wie ihn die Kellnerinnen beim Zusammenrechnen benutzen, dann rückte sie Pauls Manschette ein wenig vor und kritzelte ihm die Adresse darauf. Er schob die Manschette unter den Rockärmel zurück, ohne sie nur eines

Blickes zu würdigen. Er mußte sich die Hand vor den Mund halten, um sein Gähnen zu verbergen.

„Du bist müde, Maus," sagte sie, seine Wange streichelnd, „ich auch. Komm, bezahle, und wir wollen gehen. Aber nach Hause bringst Du mir doch?"

„Ich setze Dich in eine Droschke . . ."

„Nein, ich bin noch zu aufgeregt, ich muß laufen, Luft schöpfen . . . begleite mir, komm!" sagte sie schmeichelnd. Sie waren aufgestanden und betraten die Straße.

„Wo wohnst Du?"

„An der Hasenhaide."

Paul bekam einen gelinden Schrecken. Eine Stunde Entfernung! Und dann der Heimweg! Die Nacht ging verloren! Er schützte tausend Ausflüchte vor, er wollte sie durchaus in eine Droschke nöthigen — umsonst! Der Teufel hatte ihm dieses Abenteuer auf den Hals geladen. Er würde noch einmal den Retter spielen! Diese Weiber! Man braucht ihnen nur nahe zu kommen, so hat man das Pech weg! Nachdem er sechs Stunden lang die deutsche Kunst erlöst, noch diese Pflichten!

Was halfs? Er mußte den Ritter spielen.

„Hier," sagte sie, „nimm das, mir ists zu schwer," und hing ihm ihre Geldtasche über die Schulter. Auch das noch.

Der Weg erschien ihm endlos. Nur mit halbem

Ohr, wie aus der Ferne hörte er die Erzählungen des Mädchens, die ohne Unterlaß plauderte und immer und immer auf die Frechheit Jarotschiners und die Gemeinheit des Wirths zurück kam, und sich durchaus nicht beruhigen konnte, als wisse sie gar keinen andern Gesprächsstoff.

Endlich, endlich waren sie am Ziel. Er schlürfte mehr, als er ging, völlig schlaftrunken. „Also Du kommst ganz bestimmt?“ Sie drückte ihm warm die Hand. Dann beugte sie sich über ihn, den Kopf dicht an dem seinen, nahm ihm die Tasche ab und reichte ihm die Wange. Er berührte sie flüchtig mit den Lippen: ein kühler, frostiger Kuß, wie der zweier Verwandten, die einander im Herzen fremd sind. Die Hausthür war offen. Tizians Venus hätte in diesem Augenblick neben ihm stehen dürfen, er würde sich verabschiedet haben. Er fühlte sich müde, degoutirt.

„Gut' Nacht, Paul!“

„— 'Nacht!“ ...

„Paul!“

„...?“

„Also Du kommst?“

Das „Ja“ verlor sich in einem unverständlichen Brummen.

An der nächsten Ecke hielten Droschken. Zwei Kutscher weigerten sich, in dieser Stunde nach dem äußersten Osten zu fahren. Endlich fand sich einer, der am Schlesischen Thor wohnte. Bald lag Paul,

in die Ecke des Wagens gedrückt, auf dem harten Sitzpolster. Die Augen brannten ihm. Rings um ihn die Nacht, die dämmerige, im Scheine des Gaslichts ungewiß flackernde Nacht der Großstadt, die nicht Helle, nicht Finsterniß ist — halb uns schwankend und charakterlos wie Alles in dieser farblosen, grauen Zeit, in dieser feuchten Luft an der Spree, die nicht warm, nicht kalt, alle Unterschiede, alle Selbstständigkeit verwischt — und das eintönige, hohle Klapp! Klapp! der aufschlagenden Pferdehufe. Wenn in das ausruhende Ohr des halb schlafenden, halb wachenden Fahrgastes noch ein deutlicher, zum Fenster hereinfliegender Ton drang, so war es kein Nachklang des Abenteuers, das er eben durchlebt, sondern höchstens ein Motiv seines vor einigen Tagen begonnenen Trauermarsches . . .

Zweites Buch.

I.

An den breiten Treppenstufen, welche zur Singakademie hinaufführten, rollte Wagen um Wagen vor. Sie drängten einander, schlossen sich zu endloser Kette zusammen, die Deichsel des einen gerieth zwischen die Räder des andern, und fluchend und wetternd hatten die Schutzleute Mühe, Ordnung zu schaffen, indeß die Kutscher, alle einander dutzend, sich mit den gröbsten Schimpfworten tractirten und sich gegenseitig vorwarfen, sie könnten nicht fahren. Aus jedem Wagenschlage schlüpfte ein formloses, schimmerndes Gewirr von Shawls, Spitzentüchern, Pelzen, Sammetmänteln, in dem sich ein Frauenkörper verbarg, und verschwand hüpfend in dem gelben Lichtmeer, welches zum Portal herausleckte. Durch die nackten, schwarzen Gebüsche des Kastanienwäldchens wanden sich Fußgänger vorwärts, in dem zitternden Schimmer der letzten weißlich blauen Lichtwellen, die vom Opernplatz herüberdrangen, sich vorsichtig weiter schiebend und ängstlich vor den sich bäumenden Rossen zur Seite springend.

Draußen die stille Winternacht, fröstelnd und dämmerig — drinnen die Helle, die Wärme und das bunteste, lauteste Leben.

Die hohen, weißen Wände warfen die goldigen, Lichtfluten, die von der Decke auf sie niederströmten, in breiten Wogen zurück auf die dichtgedrängte, schillernde Menge, welche schwatzend, lachend, sich begrüßend die Bänke füllte, die Estraden, die Logen, die Vorsäle, die Gallerieen, die Gänge, und deren lautes, vorwärts drängendes Branden sich erst an dem kühn aufsteigenden Amphitheater brach, auf dem Hälse von Baßgeigen, Körper von Violinen, die wunderlichen blitzenden Schneckengänge der Trompeten, Menschenköpfe und die Vierecke weiß leuchtender Oberhemden sich durch einander mischten. Vorn, auf den ersten Bänken des Saales die gestrenge Kritik: alte Herren mit den wildesten Haartrachten, tief in das Studium des Programms versenkt, mit einer Miene, als habe der Herrgott sie heut als am sechsten Schöpfungstage zur Beurtheilung seiner Gesammtleistung eingeladen. Dann über einen weiten Raum lauter Frauenköpfe, nach der neuesten Mode frisirt, wie Halme im Wind ohne Unlerlaß sich zu einander neigend, hierhin, dorthin, lächelnd, die Lippen in unablässigem Plaudern bewegend. Edelsteine blitzten, die Seide knisterte, die riesigen Fächer von Straußenfedern rauschten auf und nieder. Diese Damen, sie sind die Bewunderuug, die Begeisterung, die Freund-

schaft! Und hinter ihnen .... liegt ein halbes Jahrhundert dazwischen? ... welch magere, alte Frauenköpfe, mit den Ringellöckchen, den spitzen Nasen, in diesen brüchigen, schwarzen Kleidern! Man scheint einen Preis auf die geschmackloseste Erscheinung ausgesetzt zu haben! O nicht die Nase gerümpft, junger Künstler voll Eleganz da oben auf dem Podium ... diese unmodernen, häßlichen Damen haben an derselben Stelle seit Jahrzehnten den Ruf derer begründet, die vor dir an jenem Platze standen — Schande dir, wenn es dir nicht gelingt, ihre knochigen, runzeligen Hände an einander zu bringen!

Was sind das für breite, häßliche Laute, die an dein Ohr dringen, dem Krächzen eines Pfauen ähnlich? ... Ach so ... good evening ... how dou you dou ...! Das sind sie, die echten Söhne nnd Töchter Albions, mit den blauen Augen und den Goliathfüßen, den lauten Stimmen und den scharfen Ellenbogen, den gekästelten Jacken und den kurzen Haaren, die Freude aller Vermietherinen, Verkäufer, Wirthe und das Entsetzen aller Musiklehrer ... wo könnte ein Accord auf einer verstimmten Fiedel erschallen, ohne daß ihr in hellen Haufen herbeiströmtet? ...

Wie leuchten die Augen dieser jungen, frischen Mädchen mit den niedlichen Mozartzöpfchen ... arme Kleinen, so hübsch, so unberührt, so harmlos — und doch rettungslos jenen schauerlichen Mordstätten des Geschmacks und der Freude überliefert, die sich Con-

servatorien nennen? Wie wallen die langen Locken eurer männlichen Leidensgefährten, mit welchem Feuer blicken sie zur Decke empor, wenn die Flut der Töne durch den Saal braust! Ja, wenn der Augenaufschlag den Beethoven machte! Und hier, im Schatten der Pfeiler, an der hinteren Wand, wo die Lichtströme sich zu zerstäuben beginnen, . . . welch finstere Mienen der Verbissenheit und des Hasses? Verschränkte Arme, rollende Augen, zusammengekniffene Lippen! Es ist der Berg, das Murren, die Gegnerschaft.

„Natürlich," bricht Paul Hoffmeister aus, ingrimmig, mit verhaltener Stimme, „natürlich, Schund muß man schreiben, nur Schund —, der kommt zur Aufführung! Robert Jarociner — auch ein Musiker! — Höhö!" — er lachte nach seiner Art kurz und schneidend auf — „mein Lebtag hab' ich solchen Schund nicht gehört, als diese Mazurka vorhin. Eine Nachahmung seines Lehrers Stinkert, der selber ein kläglicher Nachahmer Chopins ist — Aufguß vom Aufguß! Und was ist's denn weiter um solch ein Ding von dreißig Takten — das schreibt unsereins bei Tisch zwischen Suppe uud Braten hin. Das ist das erste, was der junge Mensch überhaupt geschrieben. Aber natürlich — einen Millionär zum Vater, der das ganze Concert bezahlen kann, Stinkert zum Lehrer, der an der Mazurka wohl tüchtig herumgearbeitet hat . . . alle Virtuosen finden im Hause der gastlichen Com-

merzienräthin, der berühmten Musikenthusiastin, liebenswürdige Aufnahme — natürlich muß Einer zur Vergeltung gelegentlich das Stück des talentvollen Sohnes im nächsten Concert vortragen . . . Die ganze Kritik ißt sich dort dreimal in der Woche satt . . . man kann doch Niemanden talentlos nennen, in dessen Hause man verkehrt . . . passen Sie 'mal auf, morgen steht im „Börsenboten", daß der neue Chopin entdeckt ist . . . so kann man freilich leicht ein Genie werden."

„Leicht wohl, aber nicht billig," höhnte Zisterwitz.

„Aber das Stück scheint dem Publikum doch auch gefallen zu haben," meinte Treumann.

„Dem Publikum!" sagte Paul mit verächtlichem Achselzucken. „Wo haben Sie denn Publikum? Sehen Sie sich doch um — ist denn im ganzen Saale ein Billet, das sein Inhaber bezahlt hätte? Seit wann werden denn die Virtuosenconcerte in der Singakademie bezahlt? Die finden doch nur für die Kritik statt! ‚Dem Publikum hat's gefallen.' Na, es würde Herrn Jarociner auch schwer werden, durchzufallen, wenn Vater dreihundert Plätze kauft und vertheilt! Sehen Sie doch da vorn hin . . . Börse, Finanzwelt, nichts anderes: die ganze Mischboche! Solche Toiletten tragen ja gar keine andern Frauen. Natürlich, das hängt zusammen wie Kletten! Malt Einer aus ihren Kreisen ein paar alte Stiefel — gleich schreit das ganze Volk aller Welt ins Ohr so laut es kann: „Heil dem neuen

Raphael" — schickt 'mal Einer 'nen Witz in die „Fliegenden Blätter", so brüllt Chorus: „Seht den neuen Heine!" Alles vergewaltigen sie . . . wer nicht zu ihrem Kreise gehört, darf nicht einmal den Kopf heben. Nie darf etwas von ihm gespielt werden. Ha, wenn ich Geld hätte Concerte zu bezahlen und mich mit denen einlassen wollte — was könnte ich heute schon sein! Doch so reich bin ich nicht . . ."

„Ich sage es immer, die Chuden müssen 'raus, von denen kommt alle Corruption!" wiederholte Kriegberg seinen ewigen Kehrreim und schüttelte die schweren Locken.

„Laßt mich ärst mein Institutt ereffnen," sagte Bürger ruhig, „so wird es besser werden — ich ereffne dem Talent die Bahn!"

Aber Treumann wehrte sich. „Ich glaube, Sie thun den Leuten Unrecht. Sie sind sehr liebenswürdig."

„Ah, Sie suchen Fühlung mit ihnen?" fiel Felscher augenzwinkernd ein, „das nenne ich schlau. Mir scheint, Sie verstehen den Rummel!"

Treumann war empört. Er erinnerte sich jenes Abends, da er Felscher sich zu Stinkert begeben sah, über den er eben noch aufs heftigste losgezogen, und ihm dünkte, daß ein Schelm schnell einen andern wittere. Er wollte entgegnen, aber schon ward von allen Seiten mit energischem „St!" Ruhe verlangt, und aller Augen wandten sich nach dieser Ecke, deren

lauter Disput wie so oft auch jetzt wieder störend in die beginnende Musik hineintönte. Trotz Felschers boshaftem Verdacht empfand es Treumann doch in der nächsten Pause als Pflicht des Anstands, der Familie Jarociner, an die er empfohlen worden und die ihn bei seinem Besuche unlängst mit Theilnahme aufgenommen, einen kurzen Glückwunsch zu Roberts Erfolg auszusprechen. Es ist wahr, ihn selbst hatte das kleine Stück keineswegs entzückt, das jeder Eigenart entbehrte — aber machte Robert wirklich Ansprüche, als der neue Chopin zu gelten?

Mit Mühe gelang es ihm, sich bis in die erste Sitzreihe einen Weg zu bahnen, durch jene unablässig schwankende Mauer von seidenen Taillen, Spitzentüchern, rauschenden Röcken, welche in eine Wolke künstlichen Dufts gehüllt, sich um die Glücklichen des heutigen Abends pflanzte. Da stand Robert, nach allen Seiten lächelnd, sich verbeugend, in einer Minute hundert Hände drückend, und sich dabei den Schweiß von der Stirn wischend, da strahlten die beiden Eltern vor Wonne und Seligkeit, daß ihre Gesichter fast auseinanderzugehen schienen: die Mutter in dem Bewußtsein, einen neuen Chopin geboren zu haben, von dem im Laufe der nächsten vierzehn Tage die ganze Welt sprechen werde, von Sibirien bis San Francisco, indeß der Vater schon die Tausendmarkscheine von der Decke herabflattern sah, die sein Junge verdienen würde. Selig lächelte Roberts schönes Schwesterlein

Eva vor sich hin, in ihren Augen schienen Thränen zu glänzen, die sich langsam über die Wangen in Bewegung setzten, als eine Freundin nach der andern ihr um den Hals fiel und sie glückwünschend küßte. Und auch Stinkert erhielt sein Maß der Glückwünsche, obgleich er sich im Hintergrunde hielt, mit selbstbewußter Bescheidenheit, wie einer, der recht gut weiß, daß ohne seine Hand all dieses Glück nie hätte vom Himmel fallen können.

Welch ein Sohn! Welch ein Künstler! Welch ein Bruder! Welch ein Schüler! Welche Freuden ihnen winkten! Wie stolz sie sich fühlen mußten! Das war der stetig wiederkehrende Inhalt dieser Flut durcheinanderrauschender Glückwünsche, und im Wechselstrom tönte es entgegen: „Danke! Danke! . . . Das ist zu viel! . . . Sie beschämen uns . . . Ach, wie reizend, daß Sie auch gekommen sind! . . . Nein, das Orchester war aber auch vortrefflich . . ." und Händedrücken und strahlende Blicke nach allen Seiten. „Herzlichen Dank, lieber Doctor von Schabelsky, herzlichen Dank!" wandte sich die Commerzienräthin an einen hochgewachsenen jungen Mann in tadellosem Frack, mit aristokratischem blonden Vollbart — die Erscheinung eines Gesandtschaftsattachés. Treumann warf einen flüchtigen Blick auf ihn — er kannte ihn, es war der Kritiker des „Börsenboten", ein eingewanderter Russe, und nie verließ ihn diese Eleganz nach der Mode, von dem pommadisirten Scheitel bis

zu den Spitzen der englischen Lackstiefel. „Es hat Ihnen also gefallen? . . . Wie mich das freut . . . Sie werden darüber schreiben? . . . Kommen Sie doch Sonntag zu uns zu Tisch . . . Herr Professor Stinkert ist gleichfalls unser Gast, n'est ce pas? . . .“ Schabelsky küßte mit der Verbeugung eines Tanzmeisters die Hand der gnädigen Frau. Stinkert nickte und sagte: „Dann bitte ich aber meine Austernsuppe nicht zu vergessen!“

„Versteht sich, versteht sich, Sie wissen, wir kennen Ihren Geschmack . . . am besten, ich schicke Ihnen Mittwoch das Menu zur Approbation! . . .“

„Mutter, Herr Treumann . . .“ wandte sich Robert zur Räthin.

„Ah, Herr Treumann, reizend, daß Sie auch da sind . . .“ Treumann stotterte ein paar conventionelle Glückwünsche: der Lärm, das Treiben verwirrten ihn. „Warum besuchen Sie uns nicht? Wir haben Sie immer erwartet. Sie wissen, wir interessiren uns für Sie! . . .“

Die Commerzienräthin Jarociner interessirte sich für ihn, den jungen Musiker! Treumann wußte, was dieses Wort, wenn es keine Verlegenheitsfloskel war, für ihn bedeuten konnte. Er sah ihn vor sich, wie eine Erscheinung, in grauen, leichten Farben, diesen Salon, in welchem die Frau wie eine Königin thronte, die an ihm Antheil nahm, diesen Salon, in welchem sich alle jene Leute bewegten, die er da um sich fand

lächelnd und schwatzend, alle diese Herrschaften, reich an Geld, an Einfluß — diese Millionäre, Kritiker, Gelehrte, Künstler, die Herren der Börse, der Presse, der Gesellschaft, welche den Ruhm und den Erfolg in Händen hielten und verschenkten, wem sie günstig gesinnt waren, welche die Opernhäuser füllten, die Concertsäle, welche die Clavierauszüge kauften; diesen Kreis, außerhalb dessen es kein Heil, keinen Erfolg, keinen Widerhall gab. Und diese Frau schenkte ihm ihre Theilnahme, die musikalische Egeria dieses Kreises! Wenn sie sie auch der Sache widmete, welcher er sich geweiht — wenn sie sich für jene Bewegung interessirte, jene Reform, jenen Drang nach einer neuen Kunst, der ihn umfangen hielt, der sich von Tag zu Tag seines ganzen Innern stärker bemächtigte, je öfter er über denselben nachsann! Wie wenig lag ihm in diesem Augenblicke an seiner Person . . . aber die Sache, die Idee, die Bewegung . . .! Doch dann brauchte er Bundesgenossen, dann durfte der nicht fehlen, dessen glühender Feuergeist zuerst diese große Umwälzung in seinem Gehirn hervorgerufen, aus dessen Wesen jene ursprüngliche, urkräftige Gewalt sprach, welcher sich Niemand zu entziehen vermochte. Und Felscher, der so boshaft an seiner Ehrlichkeit gezweifelt — er sollte sich überzeugen, wie es ihm um ihrer aller Wohl zu thun sei!

„Wo sitzen Sie, Herr Treumann... Warum so weit entfernt . . . ah, bei Ihren Freunden? . . .

Haben Sie für nächsten Sonntag etwas vor?... Vielleicht geben Sie uns auch die Ehre... wir werden uns freuen... zu Tisch — um vier Uhr gefälligst... Sie wollen schon wieder zurück?... Wer sind Ihre Freunde...?"

Das war der Moment! Vorwärts, und Berlin erobert für die neue Kunst! Er erbat die Erlaubniß, der gnädigen Frau zwei Collegen vorzustellen... zwei — die andern würden schon folgen. „Natürlich! es wird mich aufrichtig freuen, junge Talente kennen zu lernen..."

Blutroth strahlte die Freude aus seinem Antlitz, als er zu den Genossen zurückkehrte. Mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, theilte er ihnen den Triumph mit — aber es schien, als sei man in diesem Lager keineswegs sehr erbaut von den Erfolgen der Expedition. Hoffmeister verzog höhnisch den Mund und wollte anfänglich von einer Bekanntschaft mit diesen Leuten gar nichts wissen. Er hatte sich in einen wilden Haß gegen diese Kreise der Berliner Finanzwelt hineingelebt, denen er jede ächte Theilnahme für die Kunst absprach, die nach seiner Meinung in ihr nur eine Provinz mehr für ihre Herrschaft und Eitelkeit sahen. Jeder Versuch, sie für eine Kunst zu gewinnen, welche sich an das Gehirn, das Herz wende, würde vergeblich sein! Felscher rümpfte die Nase, zog die Lippen auf und warf so flüchtig hin: wenn er das wolle, so hätte er durch Stinkert, den

er oberflächlich kenne, bei Jarociner schon hundertmal eingeführt werden können. Erst als Treumann entgegnete, Hoffmeister irre sich, man kenne dort seine Arbeiten und schätze sie — es war eine fromme Lüge — ließ er sich umstimmen.

In der nächsten Pause fand die Vorstellung statt. Als Hoffmeister, aus dessen Mundwinkeln jenes ironische Lächeln nicht wich, in die braunen Augen Robert Jarociners schaute, diese Augen, welche so selbstbewußt und gutmüthig in den Saal blickten, zuckte es in ihm auf . . . wo hatte er diesen liebenswürdig anmaßenden Ausdruck des reichen jungen Mannes denn schon einmal gesehen? . . . Jarociner, Jarociner . . . der Name klang ihm so in den Ohren . . . er war ihm nicht fremd . . . vor Wochen hatte er ihn gehört . . . aber wo? bei welcher Gelegenheit? Er wußte sich nicht zu entsinnen.

Dieser Robert — wo in der Welt gab es heut Abend einen glücklicheren Menschen? Der erste, kleine Versuch in der Kunst nach Jahre langen fruchtlosen Studien — und sofort den Weg zu tausend Ohren gefunden! Man hat ihm Rosen auf die Bahn gestreut, die er kaum betreten! Da neben ihm lagen sogar die Lorbeerkränze seiner Freunde aufgehäuft! O, nicht um diese beneidete ihn Hoffmeister. Aber er hatte die Gelegenheit, die Möglichkeit zu wirken, sich zu bethätigen, in einem Kreise, in der Oeffentlichkeit, in seinem Volke! Freilich nicht, weil er die Be-

gabung besaß, weil seine erste That eine That des Herkules war ... nein, weil er den reichen Jarozriner zum Vater hatte. Er selbst indeß besaß, was jenem fehlte, besaß es in strahlender, schwerwiegender Masse, er fühlte es, er wußte, was er der Kunst, seinem Volke werden konnte, wenn er nur die Möglichkeit fand, zu ihm zu sprechen ... und seine Partituren häuften sich auf seinem Schreibtisch zu Bergen auf, und diese ganze neue, tönende Welt der Harmonieen schien für ewig nichts bleiben zu wollen als mit wunderlichen Zeichen beschriebenes, stummes Papier, das an den Rändern verstaubte nnd vergilbte! ...

War das der Haß, was jetzt in seinem Gaumen aufstieg wie ein haariger, schleimiger Klumpen, der Haß gegen Robert, sein Haus, die ganze Ordnung der Welt? Fast hätte er eine scharfe, abweisende Antwort hervorgestoßen auf die liebenswürdige Einladung der Räthin, die sich in Zuvorkommenheit gegen ihn und Felscher zu erschöpfen schien. Aber als dieser zusagte, am nächsten Sonntag zur Theestunde zu erscheinen, wäre es unhöflich gewesen, seinerseits abzulehnen, und zur Unhöflichkeit war er zu gut erzogen.

Der letzte Theil begann. Alles suchte eilig die Plätze auf. Noch glaubte Paul, den Händedruck Roberts zu fühlen, die Berührung einer kräftigen, weichen, warmen Hand, und wie er sich umblickte, sah er Roberts Augen seiner in der Menge verschwin-

denden Gestalt folgen. Jetzt nahm auch der junge Held des Abends seinen Sitz ein, und zwischen die ahnungsschweren, süßschaurigen Eröffnungstakte der Tannhäuserouverture, die ihn in eine ferne Zauberwelt versetzten, hörte er die scharfe, näselnde Stimme des Vaters an sein Ohr dringen: „Nu, Robert, was wirst Du verdienen mit Deiner Mazurka?“

II.

Das Mahl war prächtig, beinah verschwenderisch. Stinkert hatte an dem Programm der Tischkarte viel geändert. Das war sein anerkanntes Vorrecht in allen Familien der Berliner Finanzwelt. Wollten diese ihre Salons mit seiner Person zieren, um ihren Gästen durch die berühmte Persönlichkeit zu imponiren, so mußten sie sich seinen Ansprüchen fügen, oder er erschien ganz einfach nicht. Er war der Berliner Salontyrann. Treumann fühlte sich fast bedrückt durch all den Luxus, der ihn umgab. Wie glänzend war das Alles, wie gediegen, wie prunkhaft! Er wußte nicht, was er zuerst bewundern sollte: die herrlichen Ledertapeten, die mächtigen Majolikakamine, in denen die schweren Kloben hell auflohten, die riesigen Gemälde der modernsten Künstler an den Wänden, eines Werner, Sichel, Ekwall, Gräf; das mattglänzende Delfter Porzellan auf den Regalen längs der Wände; den wundervollen Steinway mit seinem berauschend starken Tonklange; die blitzenden, goldnen Teller und

Aufsätze längs der Tafel, mit herrlich ciselirten Figuren geschmückt; die Kleider der Damen, ohne Ausnahme Pariser Modelle, deren Atlas schillerte, deren Seide knisterte und elektrische Funken zu sprühen schien. Welcher Reichthum war in diesen Räumen aufgehäuft! welche Summe von Geschmack hatte sie ausgestattet! welches Kunstverständniß, welcher Adel der Gesinnung mußte in ihnen wohnen, deren Reize allein genügt hätten, einen Kameruner in einen Kulturmenschen umzuwandeln. Welches Glück, dachte Treumann, in diesen poetischen Gemächern zu hausen, zu träumen! Jede Porzellanstatue schien eine Anregung, eine künstlerische Empfindung aus der Seele herauszulocken. Was für ein köstlich Ding war doch der Reichthum! Wenn er in diesen Räumen aufgewachsen wäre und hier arbeiten dürfte, ruhig, stetig, zielbewußt, ohne jene erbärmlichen Sorgen um das tägliche Stückchen Brot, die unablässig an ihm nagten: welche Werke würde er schaffen, in sich abgeschlossen, vollendet, reif! Dieser Robert — er mußte ja ein Meister werden, mußte ja nur Gelungenes hervorbringen, er, dem von Hause aus die erste aller Bedingungen gegeben war: Ruhe, Sammlung, Freiheit! Nein, das war kein ehrliches Spiel der Natur, wenn der eine von vornherein alle Trümpfe in Händen hatte, der andere nichts als Sechsen und Neunen. Das war die Entscheidung vor dem Kampfe!

Der Puter wurde eben herumgereicht, jener herr-

liche Vogel mit dem weißen, weichen Fleisch, ohne den man sich ein Mahl im Hause eines Berliner Finanzmannes nicht denken kann. Stinkert wühlte sich mit Messer und Gabel in die zarte, trockne Masse wie ein Anatom, der ein besonders charakteristisches Gebilde secirt, er schmatzte mit den breiten, wulstigen Lippen, das Blut stieg ihm in die Wangen, jede der unzähligen kleinen Pusteln glühte wie ein Licht, seine Augäpfel vergrößerten sich, er befand sich in ernster Aufregung. Treumann aß hastig, schnell, die Bissen mehr schlingend als kauend, ohne jenes wollüstige Behagen Stinkerts am Kitzel der Zungennerven, vielmehr wie Junggesellen zu essen pflegen, denen Dank der elenden Verpflegung in den Wirthshäusern die Mahlzeit zu einer rein physischen Thätigkeit geworden ist. Das Gespräch bei Tisch war ihm die Hauptsache, es mußte ihn über die Schwierigkeiten der Verdauung jener schlecht zubereiteten Speisen hinweghelfen, die man ihm in den billigen Wirthshäusern vorsetzte. Hoffmeister war der Gegenstand seines Gesprächs, und immer wieder Hoffmeister. Ungeachtet seiner Eitelkeit, seiner Rücksichtslosigkeit — Schwächen, die nur der Ausfluß, die unerläßliche Kehrseite seiner eigenartigen Tugenden waren — liebte er ihn wie keinen Anderen, denn er hatte ihm gegeben, was ihm kein Anderer zu geben vermochte: den ersten Strahl eines neuen Lichtes, das, wie er glaubte, noch eines Tages die Welt erhellen würde, und was ihn unlöslich an ihn band, war die gemein=

same Jugend, die gemeinsame Kampflust, die gemeinsame Hoffnung.

Und dieses Talent, so ursprünglich, so kraftvoll, so jungfräulich... wie sonderbar: Niemand schien nur seinen Namen zu kennen in diesem Kreise, der seiner eigenen Meinung nach den höchsten Gerichtshof Berlins in Sachen der Musik bildete, der aus eigener Macht über Sein oder Nichtsein entschied, Vergessen und Unsterblichkeit. „Das ist wohl ein Irrthum," entschied Frau Jarociner, „einen Componisten Namens Hoffmeister giebt es nicht."

„Aber verzeihen Sie, Frau Räthin, ich habe ihn doch selbst —"

„Unmöglich. Sie irren. Der junge Mann wird Maler sein oder so etwas. Wäre er Musiker, so würde ich ihn kennen, denn ich kenne alle Musiker von Bedeutung in Berlin. Auch bei Commissionsrath Prinzheims verkehrt kein Componist Hoffmeister. Es existirt also keiner! Lieschen kennst Du einen?"

Frau Liesbeth Spielberg war die Schwester der Räthin Jarociner. Ihr Gatte, Jaques Spielberg, galt neben Jarociner für den wagehalsigsten Speculanten der Berliner Börse. Wer sah das dem kleinen, dünnen Männchen mit den müden Augen und den nervös zitternden Nasenflügeln an? Frau Lisbeth erschien Treumann als ein vollkommenes Räthsel. Wenn sie so dasaß, im Concert, in der Theaterloge, den dunklen Hut auf dem Kopf, den Schleier bis

über die Lippen gezogen, dann schienen die braunen Augen so fragend in die Welt zu brennen, als verlangten sie die Räthsel jedes Daseins kennen zu lernen, als sehnten sie sich weit hinweg in unermeßliche Fernen, als sprächen sie von einem grenzenlosen, unsagbaren Verlangen, nach Leidenschaften, Eindrücken, Genüssen, für deren Gewährung diese kalte, nüchterne Erde zu arm war. Und wenn dieser feingeschnittene Mund sich spitzte, diese langbehaarten Wimpern sich näherten, so schienen sie ein brünstiges Flehen zu verkünden, einen Wunsch nach Erlösung, nach jener Knechtschaft, welche die höchste Wonne ist. Aber sobald diese reizenden Lippen sich öffneten, wußten sie von nichts als von den Toiletten der Künstler, von den Coiffuren der Damen in den Nebenlogen, von der Unterhaltung auf dem letzten Balle. Welcher Widerspruch zwischen Bild und Wort, zwischen Farbe und Ton! War es ein Scherz der Natur? Barg sich ein Geheimniß hinter diesen Gegensätzen, ein Mysterium der Seele? Ja, wenn Franz das zu ergründen vermochte!

Auch Frau Liesbeth hatte keine Ahnung von der Existenz eines Componisten Hoffmeister, sie, der doch jeder Walzerfabrikant und Clavierhämmerer in Deutschland sonst bekannt war.

Fräulein Eva, die Tochter des Hauses, entsann sich jetzt des Namens. Sie hatte einmal etwas von ihm zu Hause gehabt. „Ich trugs aber gleich wieder zu Bote und Bock zurück. Es war ganz tolles Zeug

— eigentlich überhaupt keine Musik. Man hatte den Eindruck, als seien die Noten aus irgend einem andern Musikstück von selber so willkürlich durcheinander gehopst. Ich versichere Sie, drücken Sie unserm Kutscher Johann eine Feder und ein Sück Notenpapier in die Hand, so bringt er ganz dasselbe zu stande."

„Ich muß dem gnädigen Fraulein leider nur zu Recht geben," flötete Stinkert mit seiner hohen, süßlichen, feinen Stimme, die schecht zu der robusten Gestalt, zu dem dicken Kopfe paßte. „Ich kenne ihn, diesen Hoffmeister. Er ist nicht ohne Talent — nein, gar nicht. Wenn er sich bescheiden begnügen wollte, von uns Älteren zu lernen, so könnte etwas aus ihm werden — mit der Zeit. Aber er ist von unglaublicher Anmaßung, er thut, als habe er die Musik erst erfunden, er setzt etwas darein, anders als die Anderen zu sein — und geräth so natürlich auf Abwege. Er ist ein ganz unklarer, verworrener Kopf!"

„Er ist ein Streber," sagte der schöne Schabelsky mit Entrüstung, „er will nichts als Aufsehen machen, er will nur sich selbst mit Geräusch in Scene setzen. Die Sache, die Kunst ist ihm gleichgiltig; ich mag ihn nicht, denn ihm fehlt der Idealismus."

„Und vor Allem fehlt ihm die Hauptsache," schloß Stinkert, „das Gemüth."

„Dann ist er für die Kunst verloren," entschied die Räthin im Orakelton. „Idealismus, Bescheidenheit und Gemüth — ohne diese drei Dinge giebt es keinen

Künstler!" Frau Liesbeth und ihr Gatte stimmten bei. Diese Leute hatten noch keine Note aus jenen Dutzenden von Werken kennen gelernt, die Hoffmeister geschaffen, und schon verwarfen sie ihn — denn er wagte sein eigenen, neuen Wege zu gehen, kühn und frei, ohne ihnen zu schmeicheln, ohne sie um ihre Fürsprache, ihre Gunst zu bitten, sie, die berufenen Richter über Kunst und Unsterblicheit. Treumann vertheidigte seinen Freund wacker. Richtet nicht, bevor ihr geprüft! Lacht nicht über die Rede, die ihr nicht versteht! Die einst Richard Wagner verspotteten, schämen sich jetzt vor den eigenen Kindern!

Aber Stinkert wollte auch von Wagner nichts wissen und nannte ihn hysterisch, komödiantisch, gemacht. Das sei keine Musik, das sei keine Kunst, die sich an das Edle im Menschen wende, das sei eine Speculation auf die Schaulust, die Nerven, die Sinnlichkeit. Nehmt ihm die wallenden Dämpfe, den Regenbogen, die Gazeschleier, welche das Wasser darstellen — und was bleibt? Die Unfähigkeit, die keine Melodie zu Stande bringt und ihre gräßlichen Dissonanzen, die das Ohr zerreißen, für Schönheit ausgeben will!

Da aber bekam er es mit den Frauen zu thun. Die waren Feuer und Flamme. Sie fanden diese Musik göttlich, himmlisch, süß; und jede brannte im Herzen von dem Wunsche, mit einem schönen Tannhäuser im Bergesinnern in krystallener Grotte einge-

schlossen zu leben, oder von glühender Lohe umwallt durch den Kuß eines jugendlich strahlenden Siegfried erweckt zu werden, der um ihretwillen durchs Feuer spränge — und sie schlugen die Augen vor Entzücken zum Himmel in Erinnerung an jene herrlichen, zitternden Quintenfolgen der Geigen und Oboën, welche die Gefühle einer namenlosen, unbestimmten Sehnsucht wach riefen, die einer ungeahnten, mystisch wunderbaren Befriedigung von Sekunde zu Sekunde, von Bogenstrich zu Bogenstrich entgegenbebte.

„O ja, gewiß, auch ich bewundere Wagner," fiel Robert ein, mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie erhaben er sein Talent über dem des Meisters von Bayreuth fühlte, „obgleich er sehr überschätzt wird. Aber solche Leute, die nichts können, als jene kleinen Äußerlichkeiten nachahmen, die Leitmotive, die dicke Instrumentation und dergleichen, ohne selbst im Stande zu sein, nur ein Thema zu erfinden, diese Wagner-Affen, wie Hoffmeister — die sind mir unausstehlich!"

Treumann bemühte sich zu erklären, wie wenig Nachahmer Hoffmeister sei. Sich die Fortschritte in der Technik anzueignen, die Wagner geschaffen: war das ein Verbrechen? Aber der Geist in Hoffmeisters Schöpfungen: wie neu war der, wie selbstständig, wie modern! Umsonst: Niemand verstand ihn, Schabelsky fuhr mit seinem hochmüthigen Tone fort über Wagner herzuziehen, und nannte ihn unkeusch, gemüthlos,

sittenverderbend. Er erkenne nur Beethoven an, diese reine ideale Seele.

„Immer dieser Beethoven!“ fiel Jarociner jetzt ein, der die ganze Zeit über kein Wort gesprochen, weil er für Musik nicht das mindeste Verständniß hatte. Fonds, Actien, Emissionen, Course: das waren die einzigen Dinge auf dieser Erde, die ihm Theilnahme abzwangen. „Frühmorgens beim Kaffeetisch wissen meine Leute von nichts zu reden, als von Beethoven. Komme ich von der Börse — worüber unterhält man sich bei Tisch? Ueber Beethoven! Sitzt meine Eva am Klavier und ich frage: was spielst Du? so antwortet sie mir: Beethoven. Das muß doch ein Riesengeschäft sein! Sagen Sie, was mag er wohl so jährlich verdienen, dieser Beethoven?“

Treumann führte das Mundtuch an die Lippen, um nicht in helles Lachen auszuplatzen. Robert belehrte endlich den Vater, daß der Meister der neunten Sinfonie schon längst todt sei. Aber Jarociner ließ sich nicht irre machen. „Nun, was hat er also verdient, als er lebte?“ Schabelsky beeilte sich zu erwidern, Beethoven sei Idealist gewesen, der sich eben nie um materielle Dinge gekümmert habe. Er habe nur geschaffen, um die Menschheit zu erfreuen. Es sei ihm denn auch oft schlecht genug gegangen, so daß er von Unterstützungen seiner hohen Gönner leben mußte. Jarociner zog die Mundwinkel verächtlich nach unten. „So?“ sagte er. „Offen gestanden, ich

hab' nie begriffen, was an dem Beethoven eigentlich so Großes und Schönes ist, und weswegen man so ein Wesens mit ihm macht. Na — und der Wagner, von dem man auch so viel spricht... was verdient der?"

Schabelsky fuhr fort, dem Commerzienrath bemerkbar zu machen, auch Wagner sei schon todt, aber er sei in den glücklichsten Verhältnissen gestorben. Er habe seinen Erben eine schöne Villa und ein großes Vermögen hinterlassen. „Das lasse ich mir gefallen," erwiderte Jarociner, „der Mann hats verstanden. Ich habe für den Wagner immer was übrig gehabt. Ich muß sagen, seine Musik hat mir immer besser gefallen, als die von Beethoven." Von diesem Tage an hatte die Wagnersache in Jarociner einen begeisterten Anhänger. Er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe: „Schade, schade, daß der Beethoven nicht mehr lebt... da wär' ein Geschäft zu machen!" und nach einer Pause wandte er sich an seinen Gast: „Nu, Herr Treumann, was verdienen Sie so ungefähr das Jahr?"

Treumann merkte: dieser Börsenspekulant achtete die Menschen nur nach der Höhe ihrer Einnahmen. Diesem Protzen das Gefühl seines Übergewichts nicht gönnend, aber auch unfähig zu lügen, gab er eine ausweichende Antwort. Jarociner schien davon wenig befriedigt, er zuckte mit den Achseln, dann fuhr er

fort: „Nun, und was meinen Sie — wird Robert viel verdienen mit seinen Compositionen?“

Treumann wußte nicht, ob er sich ärgern oder lachen sollte. Endlich erwiderte er: „Ich höre, Ihr Herr Sohn will sich hauptsächlich auf Operncompositionen legen; das ist allerdings das einträglichste.“

Sofort wandte sich Jarociner an seinen Sohn: „Also hörst Du, Robert, Du componirst nur mir Opern! daß Du Dich auf gar nichts anderes einläßt! Nur Geld verdienen, das ist die Hauptsache!“ Und im Geiste sah er schon die Millionen vor sich ausgebreitet — mit andern Ziffern rechnete er nicht — welche das Talent seines Sohnes dem Vermögen des Hauses zuführen werde, und vor Begierde brennend, den ersten blitzenden Strom hinter der Schleuse der großen eisernen Kasse einzudämmen, fragte er: „Nu, wann wird sie denn endlich fertig, Deine Oper? Drei Jahre componirst Du ja schon daran herum! Alle Welt wartet schon darauf. Braucht man denn wirklich so lange Zeit, um so ein Ding fertig zu machen, Herr Professor?“

Das war jene famose Oper, an welcher der junge Stutzer unter Stinkert's Leitung schon seit undenklichen Zeiten schuf und die niemals fertig zu werden schien, von deren bevorstehender Vollendung er schon seit Jahren erzählte, von der die begeisterte Mutter in jeder Gesellschaft stundenlang sprach als von der höchsten Offenbarung des musikalischen Genius, von

einem unmittelbar drohenden weltbewegenden Ereigniß: jene Oper, welche die ganzen Finanzkreise Berlins von einem Monat zum andern in Spannung versetzte, aus welcher Robert einzelne Theile in Gesellschaften vorspielte — seit Jahren immer denselben Kriegerchor, immer dieselbe Rachearie der Primadonna — schwächliche Nachahmungen Meyerbeers, welche beide man in allen musikalischen Börsenkreisen schon auswendig wußte. In diesen galt es als ausgemacht, daß ein Sohn des reichen Jarociner nur ein Genie sein konnte; und diese berühmte Oper hatte den sensationellsten Erfolg, lange bevor sie noch geschrieben worden. Diese Oper glich Bayards Roß, das alle Vorzüge der Welt hatte und nur den einen Fehler: todt zu sein — auch sie hatte alle Schönheiten der Kunst und nur den einen Mangel — nie fertig zu werden, und hämische Zeugen behaupteten, noch in Roberts Nachlaß würde man dereinst ein Pack leerer Notenblätter finden, mit der Aufschrift: Fragmente meiner Oper. Was that es? Robert war in dem Kreise, dem er angehörte und welcher der einflußreichste in Berlin war, unsterblich, ein Genie, durch das eine Verdienst: der Sohn seiner Eltern zu sein. „Das geht nicht so schnell," erwiderte er, „‚ich componire' sagt man nicht so wie ‚ich nehme' und ‚ich gebe'. Jedes Kunstwerk will ausreifen, das läßt sich nicht treiben. Die Welt hat ein Recht, von mir etwas Außerordentliches zu verlangen, ich darf ihr nicht mit etwas Unvollendetem entgegen=

treten. Dieses fieberhafte Schaffen ist mir in der Seele verhaßt, wie es Hoffmeister betreibt. Darum ist auch Alles an ihm so roh, so stümperhaft. Nonum prematur in annum! sagt Horaz."

Er mußte eine gewaltige Autorität sein, dieser Horaz, wahrscheinlich ein russischer Musikkritiker, denn der alte Jarociner wußte auf diese Entgegnung keine Antwort. Und Robert hütete sich die Wahrheit zu gestehen: daß er es tausendmal unterhaltender fand, seine Abende bei Wein und Spiel zu verbringen, im Kreise übermüthiger Frauenzimmer und ausgelassener Freunde, die sich von seinem Gelde gütlich thaten, als die runde Notenfeder in der Hand einsam in seinem herrlich ausgestatteten Arbeitszimmer zu schwitzen. Geld verdienen? Der Alte war nicht bei Sinnen. Wofür war der selbst da? Das hatte er nicht nöthig. Es mußte doch auch Jemand da sein, der das Geld ausgab.

Die kleinen parfümirten Süßigkeiten und das Obst wurden herumgereicht, und dann erhob man sich. Während man die Stühle rückte, fühlte Treumann plötzlich den Athem seiner Tischnachbarin, Frau Liesbeth, dicht an seiner Wange, und eine süße, melodische Stimme lispelte: „Sind Sie mir böse?"

Treumann wandte sich um. „Böse, gnädige Frau? Weshalb?"

„Nun, weil ich Ihren Freund vorhin nicht kannte.“

„Aber gar nicht ...“ Deshalb hätte er ihr böse sein sollen? Ihre Augen glänzten so eigenthümlich — ein trockner, sengender Glanz — verheißend und einladend. . . . Der zart bebende Ton der Stimme schien ein Verlangen schamhaft zu verhüllen, den demüthigen Wunsch der eignen Unterwerfung . . . immer räthselhafter erschien ihm diese Frau, welche in ihrem sonstigen Auftreten den Eindruck der vollen Ehrbarkeit machte, der glücklichen, philisterhaften Beschränktheit . . .

Inzwischen kamen Hoffmeister und Felscher, und der Kaffee ward aufgetragen. Auch ein kleiner, tiefschwarzer Herr mit einem dicken, nach oben gekräuselten Schnurrbart erschien; man stellte ihn als einen Herrn Rautenkranz vor, den Director der deutschen Oper in London. Er sei augenblicklich in Berlin, sagte er mit hartem, magyarischem Accent, um sein Personal für die nächste Saison zu — wie er sich ausdrückte — complimentiren. Sein Theater sei, wie in der ganzen Welt bekannt, ein Musterinstitut: da könne er sich nicht auf die albernen Agenten verlassen, sondern müsse seine Leute selbst prüfen. „Bei Directohrr Rrrautenkranz engagirrt zu sein, ist eine Adelsdiplombe fürr jeden Künstler: Sie begrreifen, wie vorrsichtig ich also sein muß.“ Dabei strich er seinen Schnurrbart, als wolle er ihn Feuer sprühen machen, und rollte mit den Augen. Weder Treumann noch

Hoffmeister noch Felscher hatten jemals etwas von künstlerischen Thaten eines Mannes dieses Namens gehört, und seine Verwechslungen der Fremdwörter, die er gerade mit Vorliebe gebrauchte, belustigten sie sehr; aber sein Auftreten war von einer solchen selbstbewußten Bestimmtheit, daß man ihm wohl glauben mußte. London war auch ziemlich weit von Berlin: wer wollte da an Rrrautenkrranz zweifeln?

Jarociner hatte sich unter Entschuldigungen auf eine halbe Stunde zurückgezogen, seine Nerven verlangten dringend nach Tisch eine halbstündige Ruhe, sonst sei er am nächsten Tage todt. Die Räthin nahm auf der Chaiselongue Platz, in halb sitzender, halb liegender Stellung, und hielt nun Hof, wie eine Königin auf dem Thron. Alles mußte ihr huldigen, in tiefem Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit eine Schmeichelei unterbrechen durfte, indeß sie ihre sybillinischen Aussprüche über Musik zum besten gab, ihr Urtheil über neue Werke, neue Sterne am Himmel der Kunst. Sie duldete keinen Widerspruch, jeden Versuch, eine andere Meinung zur Geltung zu bringen, warf sie sofort mit einer kurzen, spitzen Bemerkung nieder: ihre Gäste waren nur da, zu lauschen und zu bewundern. Treumann zuckte die Achseln und schwieg, Hoffmeisters ungeberdiges Naturell aber ertrug es nicht, wenn sie Brahms als einen zweiten Beethoven feierte und Wagners Tannhäuser bewunderte, während sie das Rheingold langweilig fand. Er widersprach

kräftig — in den feinen Formen, die ihm seine Erziehung gebot — so daß die Räthin sich zuletzt mit aufgeworfenen Lippen abwandte. „Mit Ihnen ist nicht zu streiten.“ Felscher beeilte sich zu vermitteln, er stimmte der gnädigen Frau in allen Stücken zu, er machte sogar einige schlechte Witze über die unendliche Melodie, und seine metallige, einschmeichelnde Stimme verfehlte auch hier ihre Wirkung nicht. Später, als sie allein waren, machte ihm Hoffmeister bittre Vorwürfe, daß er seinen Meister verleugnet habe. „Aber was wollen Sie,“ entgegnete er, „ich weiß so gut wie Sie, daß Alles Blech war, was die Alte redete, ... aber was thun? Eine Dame ... unsere Wirthin ... die Pflicht der Höflichkeit ...“

Dann sprach man wieder von Roberts zukünftiger Oper, und die Räthin ward nicht müde, der Welt in stets neuen Ausdrücken zu verkünden, welches Heil ihr durch dieses wunderbare Werk geschenkt werden würde. Dieses Werk würde alle Vorzüge vereinigen, welche eine Oper nur haben könnte. Sie sei so melodiös wie ausdrucksvoll und werde demnach die Anhänger der klassischen Richtung eben so befriedigen wie die der modernen. Sogar national sei sie, der Stoff der deutschen Sage entnommen — heutzutage müsse ja auch in der Kunst Alles national sein. Nationale Stoffe, nationale Kunst schreie alle Welt. Das sei freilich sehr thöricht — denn was habe die Kunst, die doch der ganzen Welt gehöre, mit den engen

Grenzen der Nationalität zu thun? Aber auch dieser Forderung werde Robert genügen. „Sehr wahr," flötete Stinkert, „man muß au courant bleiben und die Mode mitmachen. Auch ich habe jetzt eine nationale Oper fast vollendet, ‚Der Pfeifer von Gundelfingen', von der ich mir und der Kunst Großes verspreche."

Rautenkranz hatte der Unterhaltung stumm zugehört, von Zeit zu Zeit wie ein Jupiter mit dem Kopfe nickend und den Schnurrbart mit wichtiger Miene drehend. Seine Augen wurden größer und größer, seine Stirn runzelte sich. Jetzt zog er Stinkert geschickt in die Ecke und setzte ihm langsam und pathetisch aus einander, als sei jedes seiner Worte einen Haufen Goldes werth, auch er habe jene Stimmung, jenen Aufschwung nationaler Begeisterung empfunden, er halte ihn für wohl berechtigt, es sei Pflicht, ihm entgegenzukommen, ihn auszunutzen. Schon seit Jahren trage er sich mit dem Gedanken der Gründung einer Deutschen Nationaloper in Berlin. Welche Erfolge böte ein solches Unternehmen, welche Aussichten! Aber Stinkerts Name müsse für das Projekt bürgen, Stinkerts Werke müßten dem Unternehmen die Grundlage geben.

Der Minnesänger schob den Mund vor, daß er dem Rüssel eines Borstenthieres glich, und überlegte. Ein eignes Theater besitzen, das auf seinen Namen gegründet war, das ihn unabhängig machte von den Launen, der Huld des Leiters der königlichen Oper

. . . der Gedanke war nicht übel. „Aber das Capital . . .?“ fragte er.

„Ich habe an Herrrn Rrath Jarocinerr gedon — gedenkt. Wir würrden die Oper seines Sohnes geben . . .“

Er sprach nicht weiter. Die runden, kleinen Augen des Professors senkten sich tief in die des Theatermannes, forschend, prüfend, durchbohrend. Der hielt eine Minute den Blick aus, dann tanzten die Lider blinzelnd auf und nieder, und perfide, überlegene Fältchen legten sich um die Mundwinkel. Stinkert reichte dem Andern die Hand, die er warm drückte. Trotz seines plötzlichen Verstummens, trotz seiner fürchterlichen Mißhandlung der Sprachlehre . . . ah, wie hatte er ihn verstanden! Mit jenem blitzartigen, elektrischen Verständniß hatten diese beiden Geister einander gefunden, an jenem unbestimmbaren, geheimnißvollen Dufte einander erkannt, der zwischen zwei Schurken sofort die Brücke schlägt, bei der ersten Begegnung, und den nur die feinen Nasennerven der Gauner zu spüren im Stande sind. Und dieses biedre, germanisch männliche Schütteln der Hände, dieses eine, leise geflüsterte Wort „Abgemacht“ barg die ganze Zukunft in sich: Plan, Vertrag, Ermunterung, Mahnung zur Vorsicht, den ganzen Apparat zur mise-en-scène jener tollen und traurigen Comödie, welche jetzt beginnen sollte . . . jener Ausbeutung der Gewinnsucht des ewig gelddurstigen Speculanten und der

Dummheit, der Leichtgläubigkeit der Öffentlichkeit ... der Umsetzung jener großen, fortreißenden Bewegung der Geister, jenes stolzen Aufschwungs der Herzen eines ganzen Volkes, der großen Gewinne unermeßlicher Blutopfer, und des edelsten und reinsten Geschenks des Himmels, der Kunst — nur gemacht zu erheben, nicht zu bereichern — in klingende, rollende Doppelkronen, die ihren Weg in die Taschen zweier listigen Rechner finden sollten, denen nicht das Bild am Altare heilig war.

Gewandt kehrten sie wieder in den Salon zurück: kein Blick, kein Zeichen verrieth das Vorangegangene, harmlos erschienen sie, als hätte ihre Unterredung dem Wetter gegolten. Drinnen, um die Chaiselongue hatte inzwischen ein eifriges Gespräch über die neue Musik begonnen, und Hoffmeister vertheidigte seine Anschauungen mit Eifer gegen die Räthin. „Tja, ja, ja, ja," begann Stinkert mit gerunzelter Stirn, „man wird alt, die jungen Herren wiederholen es Einem Tag für Tag. Wahrhaftig, ich fange an es selbst zu spüren. Es ist wirklich Zeit, für seinen Lebensabend zu sorgen."

„Nun," sagte Hoffmeister anzüglich, „darüber dürfen Sie doch ruhig sein, Sie haben doch, wie ich weiß, mit dem Idealismus ein recht gutes Geschäft gemacht. Um Ihre Lieder sind nicht nur viele Thränen aus schönen Augen gerollt, sondern auch viele Markstücke aus niedlichen Portemonnaies. Das gestehe ich

dem Minnegesang unumwunden zu: ein gutes Geschäft ist er."

„Was wollen Sie?" sagte Stinkert ernst, mit noch tiefer gerunzelter Stirn. „Man arbeitet doch nur für sein Alter. Erst heut habe ich wieder so viele hundert Mark in die Lebensversicherung geschickt! Aber man hat dann auch die vollständige innere Beruhigung, daß man nicht verloren ist, wenn einmal die Einfälle auf die Neige gehen —, und das ist unbezahlbar. Diese „Borussia" ist mein einziger Trost! Sie sind doch auch versichert, lieber Director?"

„Hat es wirrklich einen Zweck sich zu verassecu — kuh — kuh — ranzen?"

„Wie? Sie tragen noch Bedenken? Diese Freiheit von allen Beunruhigungen, diese Gewißheit: Du bist nicht verloren, wenn Dir heut etwas begegnet . . . wir sind zuletzt Alle Menschen . . ."

Treumann biß sich auf die Lippen. Es hatte wirklich Recht, jenes boshafte Gerücht, welches durch ganz Berlin lief? Stinkert versah die Stelle eines heimlichen Agenten der Lebensversicherung, der bei jeder passenden Gelegenheit so diplomatisch und unmerklich als möglich für die Gesellschaft die Reclametrommel schlug? Er, ein Künstler! Diesem Menschen war doch auch keine Verrichtung zu niedrig, um Geld zu machen. Ein Kaufmann, der in Musik handelte! O, darum paßte er auch so vortrefflich in

diesen Kreis, darum schien er ein unentbehrliches Möbel in diesem Salon, so gut wie jene chinesische Vase, dieses Portrait des Modemalers, dessen Fehlen man an seiner Stelle bemerkt hätte!

Der Rath war inzwischen wieder erschienen, verschlafen, gähnend und sich die Augen reibend. Sogleich betheiligte er sich eifrig an dem Gespräch über die neue Musik. Eifrig hörte er Hoffmeisters gedankenvollen Auseinandersetzungen zu, um endlich an ihn die Frage zu richten: „Nu, und die Hauptsache . . . was verdienen Sie mit Ihrer Musik . . . so das Jahr über . . . ungefähr . . .?"

Wie bedauerte Treumann, dem Freunde nicht heimlich einen Wink geben zu können! Hoffmeister in seiner naiven Gradheit war ehrlich genug zu bekennen, daß es ihm um die Sache zu thun sei, nicht um den Gewinn, daß er ein Künstler sei, kein Kaufmann. Er gestand, daß ihm seine Musik nicht den Belag aufs Butterbrot eintrage, wenn er auch gewiß sei, dies werde sich in Zukunft anders gestalten. Gottseidank wären seine Eltern, wiewohl keineswegs reich, in der Lage, ihm Unterhalt zu gewähren.

Jarociner zuckte sehr geringschätzig mit den Achseln, klopfte dem jungen Mann auf die Schulter und sagte im Ton eines väterlichen Freundes, der einen jungen Schüler auf die rechte Bahn weist: „Wissen Sie, ich glaube, es ist nichts mit der neuen Musik. Sagen

Sie sich davon los. Schreiben Sie Opern: das ist noch das einzige, womit was zu verdienen ist. Mein Robert darf mir auch nichts schreiben als Opern. Nehmen Sie sich nur ein Beispiel an meinem Jungen; ich sage Ihnen, der wird schon was vor sich bringen!“

Hoffmeister stieg ein bittrer Geschmack im Schlunde auf. Wie paßte dieser Ton, dieser näselnde, polnische Klang der Sprache, dieses elende Emporkömmlingsthum, wie paßte dieser ganze Mensch in diesen herrlichen Salon, den alle Künste und Gewerbe bemüht waren mit ihren schönsten Reizen auszustatten? Die alte egyptische Legende fiel ihm ein, von jenem Wundertempel, aus Marmor gefügt, mit goldnen Säulen geziert, mit Purpur ausgeschlagen, Prunkgemach sich an Prunkgemach reihend, und im letzten, allerheiligsten, das ganz von Gold starrte, hinter diamantenbesetztem Vorhange auf üppigem Pfühl sich wälzend — ein ekliges, schuppiges Krokodil . . .

Er wandte sich ab, und Stinkert und Rautenkranz nahmen den Commerzienrath in Beschlag, um die erste Parallele zu dem großen Sturm auf seinen Geldschrank zu eröffnen, um ein neues jener Ungeheuer mit einem Leibe und vielen Köpfen auszubrüten, welche man Gründung nennt, und deren unersättliche Mägen nur mit gleißendem Golde gefüllt werden dürfen.

. . . „Sagen Sie einmal,“ begann bald darauf Hoffmeister zu Treumann, als er seiner unbeobachtet

habhaft werden konnte, „was hat eigentlich diese Frau Spielberg? Fortwährend frägt sie, ob ich ihr böse sei — weil ihre Schwester Ihre Musik nicht goutire, weil — was weiß ich noch, weshalb? Und dabei funkelt sie mit den Augen und schlägt schmachtend die Lider zusammen, und tuschelt und wispert . . . das ist ja eine Kokette vom unreinsten Wasser . . . ich beiße auf den Zauber natürlich nicht an . . .“

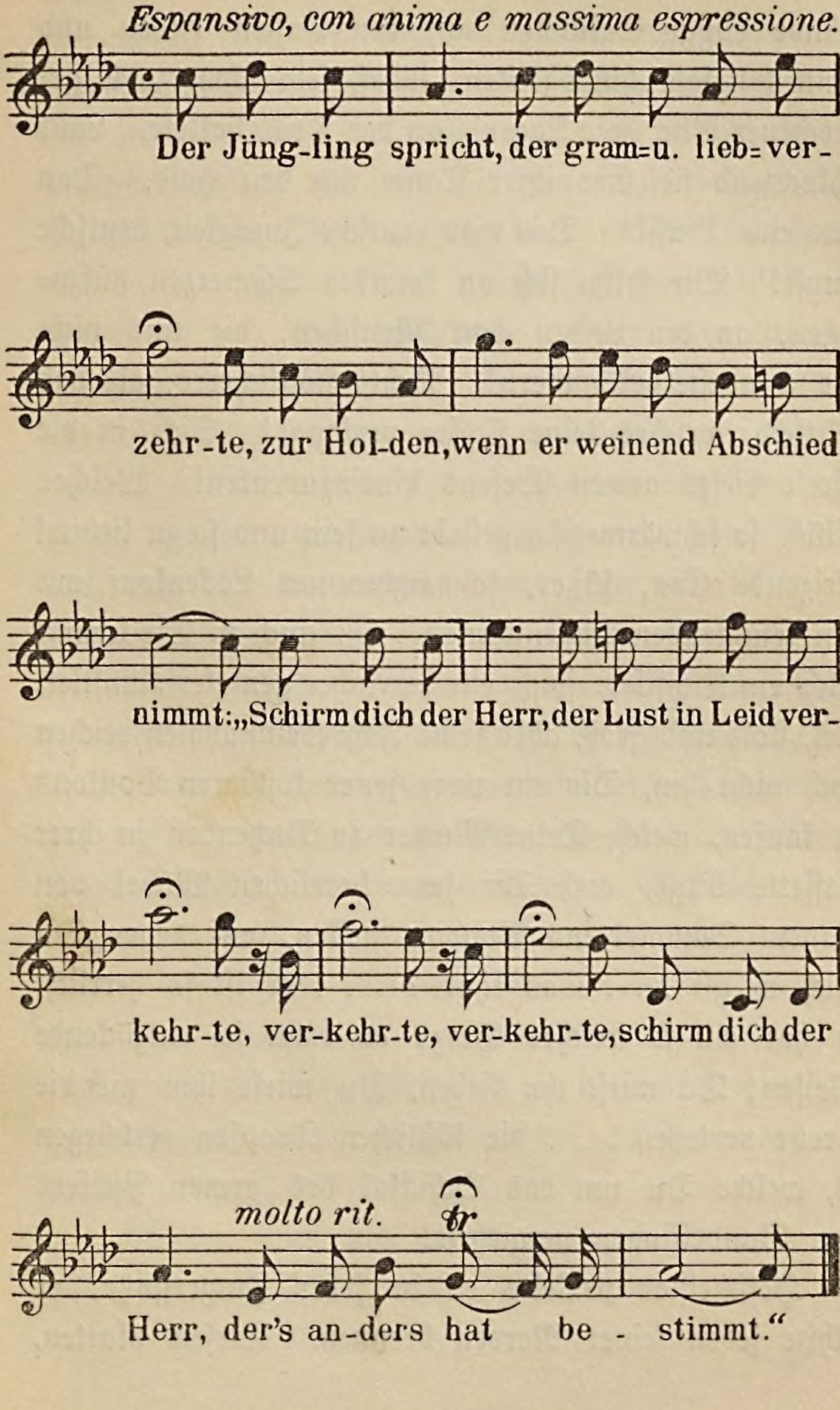
Felscher hatte, seitwärts stehend, diese Bemerkung kaum gehört, als er auch schon neben Frau Liesbeth saß. Beide waren bald in ein tiefes, leises Gespräch verwickelt, das die interessantesten Dinge behandeln mußte, denn sie näherten einander die Köpfe, daß die Haare sich fast berührten, und Frau Liesbeth blitzte mit ihren schönen braunen Augen, als gälte es eine ganze Armee zu entwaffnen. Geschickt näherte Felscher seinen Sessel immer mehr dem ihren, daß seine Hand die Falten ihres Kleids streifte und ihr Athem sich fast vermischte. Die Lage schien ihn in Begeisterung zu versetzen: er suchte alle schlechten Anecdoten, alle Witze zusammen, deren er sich nur entsann, und er schien Glück zu haben, denn Frau Liesbeth lachte einmal über das andere hell auf, schlug ihm leicht auf die Hand und rief: „Ach Sie schlechter Mensch, nein, aber . . . hören Sie auf . . . hören Sie auf!“ und Felscher übersetzte sich diese Mahnung sehr zutreffend: „Erzählen Sie schnell noch mehr davon . . . so viel als möglich! . . .“

Man drängte in Hoffmeister, doch eine seiner Schöpfungen vorzuspielen, damit man ein festes Urtheil über die neue Musik gewänne. Er konnte zuletzt nicht länger „Nein“ sagen und trug ein paar seiner kurzen, kleinen Stückchen aus dem Cyklus „Die Welt in Tönen“ vor: jene neue, ethnographische Musik, die er als einheitliches System begründet, und die in wenigen Takten durch ein einziges, geschickt modulirtes Motiv, durch kluge Verwendung von Rhythmus, Takt, Tonart, das Wesen, den Geist, das Empfinden eines Volkes schärfer, klarer auszudrücken suchte, als eine Reisebeschreibung von sechs Bänden. Welch geniale Induction, sich den Geist eines weit entfernten Volkes zu eigen zu machen, daß sein ganzes In und Um, die innersten Gründe seiner nationalen Entwicklung, gewissermaßen die ethnologische Eigenart der Gestaltung seines Willens zum Leben, in ein einziges Rondo zusammengefaßt, in ein paar Minuten dem Hörer als deutliches, unverwischbares Bild vor die Seele traten, eine neue, stärkere Art der Anschauung: eine Anschauung durch das Ohr, eine Anhörung. Wie gemessen und pomphaft schritt der Spanier hier einher! Wie hopste und tänzelte der fipprige Franzose, wie sprudelte er die Töne hervor und blähte sich zugleich auf in der unermeßlichen Eitelkeit der sich immer wieder vordrängenden Marseillaise! Wie feurig und elegant wiegte sich der Pole in den Hüften! Wie stand im Deutschen die Sentimentalität des Leierkastens dicht

neben dem Schwelgen in den tiefsten, schwersten Problemen des Contrapunkts! Wie pomphaft dramarbasirte der Italiener, ohne durch all seine Cadenzen und Schnurren verdecken zu können, daß sein Bestes, sein Kern nur ein weltberühmtes Motiv seines großen — alten Palästrina war! Ja, das war mehr als jene öden alten Tonspielereien, das Schwelgen in gefühlsseligen, wesenlosen Melodieen, welche man beim Zubettgehen selbstgefällig vor sich hin pfiff: diese Musik war Ausdruck, Charakteristik, Symbol!

Hoffmeister war — o Bedauern! — kein Virtuose. Er hatte es immer verschmäht, sich die Technik jener modernen Mätzchenmacher anzueignen, welche jetzt die Helden aller Salons sind, und die Übung des Geistes war ihm stets wichtiger erschienen als die der Knöchel und Handgelenke, welche sich nach seiner Meinung jeder Kaufgeselle aneignen konnte. Er meinte den Sinn seiner Schöpfungen um so deutlicher auszudrücken, je breiter er den Vortrag anlegte, er meinte ihn um so eindringlicher zu gestalten, je fester und länger er das Pedal drückte, so daß viele der wichtigsten Pointen in einem dumpfen Brausen untergingen. Und an dem gezwungenen, trocknen, abgehackten Beifallklatschen, das seinem Vortrage folgte, merkte er, wie wenig derselbe gewirkt hatte. Natürlich, diese Menschen — wie sollten sie je sich zu seinen Gedanken erheben können! Stinkert, das war der rechte Mann für sie, dieser von Fett, Größenwahn und Gemüth strotzende Minne=

sänger. Wie er jetzt, dem unablässigen Drängen der Frauen nachgebend, am Clavier Platz nahm, schwer, langsam, feierlich, wie ein Fürst sich zur Audienz setzt; wie er den Kopf jupiterhaft bis in den Nacken zurückwarf, die ölglänzenden ebenholzenen Locken schüttelte, die kurzen, fleischigen, beringten Finger nach Lißt'scher Art schwer auf die Tasten fallen ließ, sowie ein zu Tod getroffener Vogel aus der Wolkenhöhe herabfällt; wie er das dicke Gesicht, in dem jede Flechte blutig drohend schimmerte, zu fürchterlicher Grimasse verzog, den Mund spitzte und in breiten, gehaltenen Tönen, immer den Kopf schüttelnd, gegen die Decke zu singen begann! Eine Arie aus seiner neuesten Oper! Zitternd vor Erregung standen die Frauen: sie, die ersten von allen Menschen, welche die neue Schöpfung des unsterblichen Minnesängers hören durften, bewundern! Das Lied, mit dem der Pfeifer von Gundelfingen Abschied nimmt von seinem holden Schätzchen, das er nicht heimführen kann, weil sie eine hochgeborene Prinzessin ist, und er ein armer Musikant, ein Vagabund. Vom strengen Vater mit Hunden gehetzt muß er hinaus in die froststarrende, neblige Winternacht. Wie rührend, wie erhaben, wie sinnig! Kaum konnte Eva, unfähig ihre Aufregung zu bemeistern, schon jetzt, noch bevor ein Ton erklungen, die Thränen zurückhalten. Und wie sie erst erklangen, diese süßen, herzbewegenden Worte voll Empfindung, diese Weise voll Weichheit und Gefühl!


Espansivo, con anima e massima espressione.
Der Jüng-ling spricht, der gram=u. lieb=ver-
zehr-te, zur Hol-den, wenn er weinend Abschied
nimmt: „Schirm dich der Herr, der Lust in Leid ver-
kehr-te, ver-kehr-te, ver-kehr-te, schirm dich der
molto rit.
tr
Herr, der's an-ders hat be - stimmt."

Bei dem letzten Akkord ließ Stinkert die fleischigen Hände einige Sekunden auf den Tasten ruhen und dann langsam hinabgleiten, indeß sein schmerzvoll gebrochener Blick wie klagend an der Decke haftete. Laut schluchzend fiel Eva ihrer Tante um den Hals. Das war eine Musik! Das war deutsche Innigkeit, deutsche Kunst! Wie selig, sich an fremden Schmerzen aufzuregen, an den Leiden von Menschen, die uns nicht das mindeste bekümmern! Nichts Köstlicheres, als das Mitleid, welches keine Opfer verlangt! Sich in die Seele dieses armen Wesens hineinzudenken! Welches Glück, so schwärmerisch geliebt zu sein und so zu lieben! Reizende Eva, süßer, schwarzbrauner Lockenkopf mit den leuchtenden Augensternen . . . auch zu Dir kommt solch ein Künstler, solch ein herrlicher genialer Künstler, edel, stolz und groß, aber seine Jahreseinnahmen reichen noch nicht hin, Dir ein paar jener kostbaren Boutons zu kaufen, welche Deine Mutter zu Dutzenden in ihrer Kassette birgt, noch Dir jene herrlichen Möbel von blauem Sammet ins Boudoir stellen, auf denen Du Dich wiegst . . . was thuts? . . . er ist so herrlich, er hat ein so reiches Herz, er kann so entzückende Weisen; Du wirst ihn lieben, Du wirst ihm nie die Treue verletzen . . . die köstlichen Tropfen verbürgen es, welche Du um das Schicksal des armen Pfeifers von Gundelfingen vergießest!

Hoffmeister prickelte es in jeder Fingerspitze, er fühlte jeden seiner Nerven brennen. Diesen platten,

geistlosen Versen, dieser trivialen, schaalen Melodie, gut genug von Soldaten am Feierabend gesungen zu werden, folgten Ströme von Thränen. Felscher, der sich jetzt hinsetzte, um ein paar flache, ausdruckslose Wiener Walzer mit der üblichen Gewandtheit eines Conservatoristen herunterzuspielen, ertönte schallender Beifall — und zu seinen neuen und großen Gedanken hatten sie den Kopf geschüttelt. Doch nicht das war es, nicht das Mehr und Minder des Beifalls, was ihn verstimmte: seine feinen und geschulten Gehörnerven waren taub für den brutalen Kitzel der eintönig, farblos an einander schlagenden Handflächen: das, was ihn übermannte, war nur der Gram, die Menschen, die Kreise tief im Banne der plattesten Alltäglichkeit, des Selbstbetrugs, der Geschmacklosigkeit zu sehen, die durch ihre Stellung, ihre Ansprüche, ihren Besitz verpflichtet gewesen wären, rastlos nach der Wahrheit, der Erkenntniß, der Echtheit zu streben. Wo sollte die Sonne aufgehen, wenn nicht über den Gipfeln? Wenn über diesen noch undurchdringliche Polarnacht lag: wie Wärme und Helle erwarten für die Thäler drunten? Was ihn übermannte war der Kummer mit seinem Volke, mit der Menschheit, die er berufen glaubte zum Himmel zu streben, und die er tief im Schlamme versunken sah. . . .

„Wollen wir uns aber nicht lieber von was Anderem unterhalten, Herr Hoffmeister . . .?“ Es

war eine angenehme sanfte Stimme, die an sein Ohr schlug, süß und einschmeichelnd. Der junge Musiker wandte sich um: Eva Jarociner stand neben ihm. „Verkehren Sie immer so viel mit sich selbst? Sie haben freilich Recht: es ist die einzige Möglichkeit, sich nie, oder fast nie zu langweilen.“ Ihre übermüthigen, braunen Augen warfen blitzende Lichter: ein schelmischer, gutmüthiger Spott lachte daraus.

Fräulein Eva! Er hatte sie kaum beachtet bis zu diesem Augenblick, die frostige Verbeugung beim Eintritt war das einzige, was er ihr heute gespendet. Sie langweilten ihn, diese wohlerzogenen jungen Töchter der guten Familien. Die Frauen waren alle langweilig! Soll man immer mit ihnen über Putz, Tanz, Theater reden? Das ist nichts für einen Mann. Und so wie die Rede auf einen andern Gegenstand kam, schwiegen sie wie Trappistinnen oder redeten Thorheiten, über die man sich ärgern mußte. Sie wußten so wenig vom Leben, von der Welt, ihr ganzer Gesichtskreis, eng und grau wie ein Nebeltag, umfaßte nur die flachsten Alltäglichkeiten! Es war ihr Unglück, nicht ihre Schuld. Immer zwischen vier Wände eingehegt, behütet und bewacht wie ein seltenes Thier im Aquarium, dessen Gesundheit ja keinen Schaden leiden darf, verhätschelt und verwöhnt — wo hätte da Kenntniß der Welt herkommen sollen, Theilnahme an ernsten Dingen? Was konnten sie im Manne Anderes suchen, als das Lastvieh, das sich plagte, damit sie sich

putzten und im Putz einander gegenseitig überboten? Er bemitleidete sie, aber er mochte sie nicht. Die Scheibe, auf die er seine Pfeile richtete, war nur der Mann, der ernste Mann, kampfgereift und erfahren genug, um echt und falsch, gesund und krank zu unterscheiden. Die Frau war ein Uebel, das die physische Organisation des Mannes unentbehrlich machte. Es mochte genügen, daß der Mann allwöchentlich das Weib sah, was drüber war, erschien vom Unheil. Das Ewig Weibliche zieht uns hinab.

Nomen est omen! Diese Eva war so gut die Tochter ihrer Urmutter, wie jede, und sie würde nicht besser sein, als ihre Schwestern.

„Kommen Sie, Herr Hoffmeister, setzen Sie sich hierher zu mir und plaudern wir über das Wetter, oder erzählen Sie mir die neuesten Witze! Die deutsche Kunst können Sie auch morgen noch erlösen — Sie sind noch sehr jung und haben also noch sehr viel Zeit — und hat Dornröschen tausend Jahre gesund und munter bis heut geschlummert, so wird es ja wohl auch nicht in dieser Nacht am Herzschlag sterben.“

Was war das? Es klang wie Hohn! Woher kannte dieses Mädchen seine tiefsten Gedanken, seine innersten Ziele? Welche Art sich auszudrücken! Und immer dieses drollige, zugleich übermüthige und entschuldigende Funkeln in den Augen, diese wechselnden

Lichter, im Spiel aufblitzend und verschwindend, wie der Strahl eines Leuchtthurms an meerumrauschter Küste.

„Die deutsche Kunst erlösen?“ Hoffmeister mußte fast wider Willen trüb lächeln. „Ach, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“

„In seinem Vaterlande? Ich glaubte immer, ein Prophet hätte kein Vaterland, sondern spräche zur ganzen Menschheit. Hatte Paulus ein Vaterland? Und in dem sehe ich das Muster eines Propheten — das heißt eines Agitators für eine neue Idee. Ich glaube, Luther würde ohne seine nationalen Allüren noch viel mächtiger und weiter gewirkt haben. Und vollends die Kunst — ist die nicht erst recht eine Sache der ganzen Menschheit? Ein Prophet der Kunst, der vom Vaterland spricht: das scheint mir ein doppelter Widerspruch! Zwei Verneinungen geben ja allerdings eine Bejahung, aber — — was sehen Sie mich so an? Ach, weil ich von Luther und Paulus spreche? Mein Gott . . . wir leben doch im Jahre achtzehnhundertsiebenundachtzig. Ich verehre diese Männer sogar und denke ganz objectiv darüber . . .“

Welch eine Art zu reden! Hoffmeister meinte zu träumen. Es war ja Alles Unsinn, was dieser entzückende Lockenkopf plauderte, verschrobene, halbseitige Ansichten . . . aber wie kamen solche Gedanken, wie kam die Theilnahme für solche Dinge überhaupt hinter diese enge Stirn, welche die kurz verschnittenen, leicht

gekräuselten Härchen fast verdeckten, dieses Symbol der eitlen, gedankenlosen Albernheit? Noch keines jener jungen, reichen Mädchen, in deren Familien ihn die Beziehungen seiner Eltern geführt, hatte mit ihm über Paulus und Luther, Kunst und Vaterland gesprochen. Das war Alles immer derselbe eintönige, öde Klatsch, das gleiche traurige Zeugniß geistiger Armuth! Wahrhaftig, sie hatte Witz und Temperament, diese reizende Jüdin. Wie graziös sie ihren Oberkörper wiegte, diese volle, runde, breite Brust, welche sich über dem wespenhaft schlanken Gürtel wölbte! Sie besaß jene Anmuth, welche allen Jüdinnen in der Jugend eigen ist, bevor die quellenden Fettmassen die Linien ins Breite ziehen, die Bewegung der Glieder erschweren, das Spiel der Muskeln verdecken. Und die Anmuth, der scharfe Verstand, das Temperament, die Auffassung ihrer Rasse vereinigten sich mit der Ungezwungenheit, dem Witze der Berlinerin; aber sie schleiften diese ab, sie nahmen ihr das Eckige, Plumpe, Verletzende, das die scharfe Luft von der Spree ihren Anwohnern giebt, und machten es liebenswürdig, heiter, drollig. Wie ganz anders waren diese dunkeln, funkelnden Lichtsterne, als jene wässerigen, graugrünen, kalten Räder, welche sich in den Augenhöhlen seiner Landsmänninnen zu drehen pflegten, verschlafen, glanzlos, starr, wie die Augen einer Plötze, die sich langweilt und statt der Flossen Füße wünscht.

Ah, sie hatte ihn also doch richtig beurtheilt, die Hexe, als sie mit klugem Ueberlegen diese Saite anschlug. Jeder Mann will auf seine Weise gewonnen werden; es giebt keine Universalvorschrift, die Herren der Schöpfung zu unterwerfen. Hoffmeister wollte „verstanden" sein — er wollte Seelen fangen: aber nur Seelen, die fähig waren, ihn zu verstehen, Seelen von Geist und Charakter; er wollte Festungen erobern, aber nur Festungen ersten Ranges. Eva hatte ihn gesehen, hatte ihn zehn Worte sprechen gehört und hatte ihn durchschaut gehabt — diesen herben, trotzigen Charakter, dieses Herz voll Ehrgeiz und Thatendrang, und mit dem Instinkt der Schlange, die den Vogel bethört, ohne Nachdenken, ohne Plan, spielend hatte sie den Punkt gefunden, an dem sie lächelnd ihre Minen legte . . . Ha, zeige dich noch so ungebärdig, mein kleiner Freund, schüttelte noch so heftig den Kopf, die Fäuste und mach ah! und hm! — glaube nicht, daß es dir etwas helfen wird. Zwischen Mann und Weib ist ein ewiger, natürlicher Krieg, wie zwischen Hund und Katze, ein Krieg der Instincte . . . jener Kampf um die Macht, der alle lebendige Welt bewegt — und du, mein Freund, hast die Schlacht an mich verloren, bevor du noch deine Soldaten aufgestellt, bevor du noch gemerkt, daß der Friede zu Ende ist. Du wirst dir einbilden, mich zu fangen: Närrchen, du gehst in dein eigenes Sedan. Die Kunst umwälzen . . . ich weiß nicht, ob es dir glücken wird,

Nichts ist mir gleichgiltiger. Aber dein Herz — das wälze ich um . . . Schlafe, schlafe weiter, die Fanfare meines Sieges, in dein Ohr gellend, wird dich schon wecken . . .!

Wie er sich eifrig vornüber beugte, wie sein Blick an ihren schwellenden vollen Lippen hing, ihrer edlen Nase, deren scharfer Vorsprung von Kraft und Verstand sprach. Wie seine Wangen glühten! Wie beide stritten und disputirten! Weshalb? Ueber Hummersalat und den Charakter Napoleons, über die neunte Sinfonie und die Zukunft der Phonographen. Wie sie einander die Worte fast von der Zunge nahmen, wie sie ihre Sätze in einander schoben! Wie er auflachen mußte, wenn aus ihrem Munde ein Pfeilhagel hervorzusprudeln schien, ein Pfeilhagel von guten und schlechten Witzen über alle Dinge in der Welt; denn es gab vom lieben Herrgott bis zum Sonnenstäubchen nichts, an dem sie nicht sogleich eine launige Seite herausgefunden, und keine Autorität, kein Name, keine Heiligsprechung imponirte ihr, um sie zu verhindern, ihrer Lust zum Scherz die Ziegel schießen zu lassen. Der gute Paul, wie er bald hingerissen, bald zurückgestoßen sie zu bekehren, zu beschränken, zu begeistern suchte!

„Na, Hoffmeister, kommen Sie nun mit? Wir wollen!“

Es war Treumanns Hand, die er auf seiner Schulter spürte. „Natürlich! Ja . . . Wie spät ist es

denn? Was? Halb elf? . . . Unmöglich! . . . Ja, wahrhaftig . . . Nein, ich begreife nicht . . .“

So lange Hoffmeister lebte, war dies wohl das erste Mal, daß er zugestand, etwas nicht zu begreifen . . .

III.

Robert ließ es sich nicht nehmen, die Gäste seines Hauses zu begleiten. „Herrschaften!“ sagte er, als man unten angelangt war, „wir gehen doch noch wohin? Es ist ja noch gar keine Zeit! Wer kann sich denn jetzt ins Bett legen?“

Man zuckte die Achseln und sah einander fragend an. „Na wenn schon,“ meinte Stinkert nach einigem Zögern, „dann nur in eine Nachtkafé oder in eine Weiberkneipe.“

„Ich weiß ein feines Lokal in der Friedrichsstadt,“ sagte Schabelsky, „kommen Sie nur mit. Schneidige Weiber!“

Hoffmeister weigerte sich, aber Robert faßte ihn unter den Arm und rief: „Nur nicht lange gefackelt!“ Man zog ihn zu einer Droschke, und nun ging es im schwerfälligen Tritt vorwärts, unter Schüttern und Krachen, daß man jeden Augenblick umzuwerfen fürchtete.

„Sagen Sie mal," begann Robert listig zwinkernd und seinen Arm in den Hoffmeisters schiebend, „was macht denn die Kleine?"

„Welche Kleine?"

„Na, Sie wissen schon, von damals, in der Markgrafenstraße . . . wo Sie den Ritter Lohengrin spielten . . . haha, erinnere mich noch ganz genau . . . Sie haben's wohl schon vergessen? . . . ich erkannte Sie auf den ersten Blick wieder . . ."

Wahrhaftig, Robert hatte Recht! Jener Abend war aus Pauls Gedächtniß wie ausgelöscht gewesen. Das Zusammentreffen, die Begegnung mit dem Mädchen, sein Versprechen des Besuchs: Alles war ihm schon am nächsten Tage wie ein dunkler Traum erschienen, der von Stunde zu Stunde unkenntlicher verblaßte. Robert und er hatten sich schon einmal als halbe Feinde gegenüber gestanden . . . beim Himmel! Aber Robert lachte gemüthlich: „Na, ich nehme Ihnen das nicht im mindesten übel — ich war an diesem Abend wirklich bezecht. Das Mädel war niedlich — ich hätte sie gern 'mal gehabt . . . ich habe zwar natürlich meine Maitresse, aber man weidet doch auch mal gern auf fremden Wiesen . . . habe sie aber seitdem nie wieder gesehen. Na, ich gönn' sie Ihnen!"

Hoffmeister betheuerte, daß alles harmlos abgelaufen und auch er dem Mädchen nie wieder begegnet sei. Robert lachte und sagte: „Aber ich bitte Sie — warum denn?" . . .

Er war doch ein guter Junge, dieser Robert! Ein wenig träg, ein wenig genußsüchtig, und gewöhnt, stets auf dem größten Fuße zu leben — man erzählte von ihm, er habe einmal zu gleicher Zeit sechs Absteigequartiere in Berlin gehabt und in jeder eine andere Geliebte — aber war das ein Wunder bei den Verhältnissen, in denen er aufgewachsen war? Nie hatte er den Ernst des Lebens kennen gelernt: er hätte aufgelacht, wenn er von Leuten gehört hätte, die um ihr tägliches Brot hart und schwer ringen mußten! Etwas lernen, arbeiten —? Wozu? Für wen? Was er verlangte, warf ihm die Liebe des Vaters mit vollen Händen zu. Für die Mutter war es ausgemacht, das ihr Sohn der Erbe Chopins sei, und in dieser Legende aufgezogen, hatte er sich trotz eines gewissen natürlichen Verstandes selbst in sie hineingelebt. Er war überzeugt, daß er nur zu wollen brauche, um mehr zu leisten als die ganze Welt; aber Gottseidank, er konnte seinen Sekt trinken und hatte nicht nöthig zu wollen. Er wäre unfähig gewesen, seinem bittersten Feinde, der ihn mit Gift und Dolch verfolgte, nur den leisesten Haß nachzutragen: das hätte ihm den Genuß seiner Cigarre gestört. Er war der Beutel seiner Freunde, das Checbuch aller kleinen, niedlichen Mädchen, die nur in den Bereich seiner Arme gelangten: forderten sie einmal Geld von ihm, während er seine Brieftasche vergessen, so gab er ihnen Uhr und Ringe, um darauf

zu borgen — und wenn sie es verlangt hätten, würde er sich auch seines Rockes entledigt haben.

Die Droschke hielt vor einer Thür, hinter welcher der übliche rosige Lichtschein spärlich und trüb fluthete. Es war das „Café Boulanger". Cafés hießen alle diese Häuser, obwohl in ihnen nie ein Tropfen Kaffee verschenkt ward. Dieses änderte seinen Namen mit jedem Monat, und jeder neuen „Actualität", welche gerade das Gespräch der Welt auf sich zog. Man ging hier mit der Zeitgeschichte. Noch vor acht Tagen hatte es das Schild „Café Kamerun" getragen. Eben fing der dreiste Radauheld in Paris an, sein lärmendes Unwesen zu treiben, und sofort bekehrte sich Madame Schulze, die Wirthin, zu seiner Fahne.

Frau Schulze empfing die Eintretenden, eine aufgeschwemmte widrige Alte, geputzt und geschminkt, mit gemalten Augenbrauen und jenen durch ein wildes Vorleben erschlafften Zügen, welche die ehemalige Schauspielerin oder Halbweltlerin kennzeichnen. Sie duftete auf einen Kilometer nach Moschus, so daß Treumann entsetzt die Hand an die Nase legte. „Willkommen, meine schönen Herren," krächzte sie mit der lauten, rauhen Heiserkeit einer Halskranken, der unausbleiblichen Folge unzähliger nächtlicher Orgien, „janz neues Fleisch heut Abend hier, janz was Feines!"

Wie diese Lokale einander doch ähnlich sahen: wer eines kannte, hatte alle besucht! Ueberall dieselben engen, winkligen, niederen Räume, abgelegen und ver-

steckt, welche den ungewissen Verdacht eines Ueberfalls, eines geplanten Verbrechens nicht aus dem Kopf des Besuchers schwinden lassen; überall dieselbe schäbige Eleganz — die gleichen Tapeten, Vorhänge, Thürzieren, Teppiche, Sessel, Divans von buntgemustertem Stoff, schlechte Nachahmungen persischer Muster, werthloser, billiger Zunder, der Luxus und Reichthum erheuchelt — derselbe matte, trübe Glanz des Gases — die gleiche dumpfe, muffige Atmosphäre, von hundert widerlichen Gerüchen durchsetzt, vom Duft nach schalem Bier, abgestandenem Wein, menschlichem Athem und der sauren Ausdünstung des entblößten Fleisches. Der Staub schien sich auf den Möbeln breit zu machen, schien die Luft in Wolken zu durchbeben und in die Kehle, die Lunge einzudringen; als würde dem freien Wehen nie Zugang in diese stickigen Räume gestattet.

Kaum daß sie die Zimmer betreten — die Wirthin hatte mit geübtem Blick sogleich die „feine" Kundschaft erkannt und sie in das hinterste Zimmer genöthigt, in dem nur Wein verschenkt ward — so ertönte von einem Piano her schon die triviale Tingeltangelweise eines Wiener Walzers. „Was trinken die Herren?" ertönten zarte, vom Bier verschleimte Stimmen. „Rothwein? — Fünf Flaschen Chateau Lafitte! . . ." Und weiche, fleischige Hände stellten die Getränke auf den Tisch, erbärmliches Blaubeerwasser, mit Anilin versetzt, sauer und ungenießbar, für den Magen verderbliches Gift. Man besichtigte

die Grazien genauer, welche sich jetzt ohne Scheu auf den Knieen der Herren ihre Plätze suchten, die Schnurrbärte derselben zupften und in ihren Kopfhaaren krauten. Nur zwei bemerkte man abseits stehen, mürrisch und mit seitwärts gewandten Köpfen. „Na, Thekla, komm' doch her!" rief Alma mit ihrer heiseren, spitzen Stimme, nach Berliner Art ein wenig mit der Zunge anstoßend — ein großes blondes Frauenzimmer mit der Plumpheit eines Dienstmädchens, sich auf Schabelskys Schooß wiegend, der das Gewebe ihrer Strümpfe eingehend mit den Fingern untersuchte.

„Na, kommen Sie doch, Thekla, trinken Sie ein Glas Rothwein mit!" schrie Stinkert ungeduldig, der, von keiner Schönen beglückt, an allen Gliedern nach der Berührung warmen, weiblichen Fleisches zitterte und vor Erregung schneller athmete.

Aber Thekla schmollte. Ihre dunklen Augen blitzten, und ärgerlich rief sie: „Ach, begegnen Sie mir im Mondschein. Mit Ihrem koddrigen Rothwein wasch' ich mir nicht einmal . . .", und sie nannte einen Theil des Körpers, den auch das verworfenste Weib schamhaft bedeckt. Treumann und Hoffmeister sahen einander sprachlos an und meinten in den Erdboden zu versinken, indeß Stinkert und Schabelsky in ein Höllengelächter ausbrachen, mit den Füßen den Boden stampfend, und Felscher still vergnügt vor sich hin lächelte.

„Die Thekla trinkt nämlich nur Sekt," erläuterte

Alma, „nicht wahr, Herr Jraf, Sie bestellen eene Pulle?“

Schabelsky — Herr Jraf! Der Redacteur des „Börsenboten“, der seinen Stolz darein setzte, daß noch kein Schneider sich rühmen könne, von ihm Geld erhalten zu haben! Was nicht Alles ein schöner Bart und elegante Lackstiefeln bewirkten! An diesem Orte gab es nur drei Titel: „Herr Jraf,“ für alle die, welche patent und elegant aussahen wie Robert und Schabelsky — „Herr Baumeester“ für alle kräftigen, großen, ein wenig derben Erscheinungen, wie Stinkert — und „Herr Doctor“ für die jüngeren Besucher mit schülerhafter Schüchternheit, veraltetem Rockschnitt und Brille — die drei jungen Musiker zählten dazu. Unter diese drei Klassen wurde Alles geordnet, was nur eine dieser Höhlen des Lasters und der Plumpheit besuchte.

Auch die dritte Grazie weigerte sich anfangs näher zu kommen, eine schlanke, nicht unzierliche Erscheinung, bis die Wirthin sie mit einem derben Fluche vorwärts stieß. Sie wandte den Kopf — und Robert und Hoffmeister sahen einander betreten und verlegen an. Es war Else — kein Zweifel, jene Else, um derentwillen sie sich schon einmal flüchtig gegenüberstanden. Es waren ihre sinnenden Augen, in denen so viel Uebermuth und so viel Schwermuth lag, es waren ihre feingeschnittenen, vollen Lippen, ihre hohen Brauen. Nur das Haar hatte sein erlogenes Gold

dem Waschbecken zurückgegeben und glänzte wieder als natürliches Ebenholz. Robert stand ganz erregt auf: „Else!“ rief er, „siehst Du, wie uns der Zufall zusammenführt! Komm her — er wollte auf sie zu, sie an seine Brust ziehen, sie aber wich ihm aus und flüchtete mit ausgebreiteten Armen zu Hoffmeister. „Laß mich hier bei Dir sitzen,“ bat sie, „Du hast mir doch versprochen, mir zu besuchen. Warum bist Du nicht gekommen?“

Hoffmeister sprach von Geschäften. „Aber jetzt wirst Du oft herkommen, nicht wahr? Wenn? morgen? alle Tage? wie? Ach, komm' doch! Komm Nachmittags, da ist es nicht so voll. Versprichst Du mir, Kleiner? — Trink doch den Wein nicht, das ist ja Gift!“ unterbrach sie sich besorgt und nahm ihm das Glas vom Munde. „Gieb den der Alma, Du glaubst nicht, was die vertragen kann!“ — Ein fliegender Blumenhändler kam herein und bot Sträußchen an. „Kauf mir eine Rose . . . die hier? ja? . . . Nein, den Strauß nicht, der ist ja zu theuer, gieb nicht unnütz Geld aus . . . nur die eine Rose!“ Sie steckte sie sofort an den Busen. „Wie kommst Du denn mit dem Jarotschiner zusammen? Wenn er mir jetzt wenigstens in Ruhe ließe. Wie ist es Dir in der Zeit gegangen?“

„Gut — und Dir?“ fragte Hoffmeister halb mechanisch, fast ohne es zu wollen. Sie erzählte ihm sofort eine lange Geschichte, einen vollständigen Roman,

die tausendmal dagewesene Wahrheit von dem Elend dieser armen Geschöpfe, der Ausgestoßenen der Gesellschaft und des Geschlechts, von fortwährendem Herumschlagen mit den Wirthsleuten, die den letzten Nickel von ihnen zu erpressen suchen, mit den Brotherren — elenden Lumpen, die den letzten Rest eines besseren Wesens aus ihnen heraustreiben, sie plagen, sie zwingen die Gäste zum Trinken anzureizen und so ihren Körper durch den Genuß dieser eklen Getränke zu ruiniren, ihre Nächte zu vergeuden — mit den gewissenlosen Agenten, welche sie aus einem Sumpfe in einen immer verpesteteren jagen, mit jener Rotte von Lebemännern, die sie mit der bestialischen Rohheit der Angetrunkenheit mißhandelt und aus der äußersten Ecke der Seele auch den leisesten Schatten der Scham fortjagt, sich Schweinen gleich nur im Koth wohlfühlend. Was diese Mädchen Leben nannten, war ein ewiger Krieg mit der Gesellschaft, mit allen widerwärtigen Mächten der Finsterniß, ein Ausgestoßenwerden ohne Ende, eine Beraubung ihrer Nächte, eine Vergiftung ihres Leibes, eine Verlotterung ihrer Seele, eine Mißhandlung ohne Ablaß, deren einziger Zweck nur die Befriedigung des viehischen Triebes einiger hundert junger Leute war, die ihr Mark, ihren Witz, ihren Schlaf, ihre Gesundheit, ihre Arbeit, die sauer und schwer erworbenen Thaler ihrer Väter hier Abend um Abend in den

Koth schütteten. Und wenn jene armen Geschöpfe das Elend nicht in seiner Furchtbarkeit fühlten, dem sie überliefert waren, rettungslos, endlos — denn aus diesen Dschungeln führte kein Weg mehr zurück in das freie Feld, in die Welt der Ehrlichkeit, der Arbeit, der Gesundheit, der Ruhe — so verdankten sie das nur jener dumpfen, betäubenden Gleichgiltigkeit, dem Ergebniß der abstumpfenden täglichen Gewohnheit des Lasters, welche die Luft des miasmenschwangeren Sumpfes, des modrigen Kerkers für die reine und unverfälschte nahm, welche schon völlig vergessen hatte, wie Sauerstoff und Ozon schmeckten, welche in ihrem ganzen Treiben nichts mehr sah, als ein Geschäft gleich jedem anderen und sogar ihr höchstes Besitzthum, den eigenen Körper, hingab wie ein Glas Bier, gleichgiltig und mechanisch, ohne einen Gedanken, ein Gefühl, ja ohne nur einen Reiz der Nerven.

Die Verachtung Hoffmeisters für diese Orte, diese Gäste, diese Geschöpfe, niedriger und gemüthloser als Sklavinnen, wurde, während Else ihren Bericht gleichgiltig hinausplauderte, für einen Augenblick abgelöst durch das Mitleid. Was wollte dieser Gedanke, der ihn zu umschweben begann, summend, hartnäckig, immer wiederkehrend, wie oft er ihn auch verscheuchen, mit der Hand abwinken mochte: der Gedanke, daß diese Geschöpfe doch auch menschliche Wesen seien, Wesen mit Nerven, Muskeln, mit einer grauen, hügeligen Masse unter der Hirnschale, mit demselben rothen,

klebrigen Saft in den blauen Rinnen, die den Körper nach allen Seiten durchzogen — wie er selbst, wie . . . Ja, was war das? Welches Bild trat auf einmal vor seine Seele! Jenes Mädchen, deren Hand er eben noch, vor einer Viertelstunde in der seinen gefühlt, daß er den Druck noch zu spüren meinte, einen leisen zurückhaltenden Druck, von einem lächelnden, zurückhaltenden Blick begleitet, wie es die Erziehung der englischen Bonne lehrt . . . Eva . . . und diese Kellnerin, die mit frechem Witz dir wie Jedem das Glas zutrank, dir vielsagende Blicke zuwarf in der Erwartung eines Nickels, und ihre Blicke verdoppelnd, wenn sie vielleicht auf ein Silberstück hoffen zu dürfen meinte von dem sie lebte, die auf deinem Knie saß, lachte, wenn du deine Hand an ihre Brust preßtest, die ihre Nächte im Kreise roher Studenten verschlug, bei keiner Eindeutigkeit mehr erröthete, und nicht mehr im Stande war, die Zahl derer zu nennen, welchen sie ihre Gunst rücksichtslos gewährt hatte, nur dem Triebe ihrer Sinne folgend . . . Eva und Else! — Nur gut, daß er sich wenigstens genug beherrscht hatte, die beiden Namen nicht mit einander auszusprechen, denn Robert hätte ihn vielleicht auf der Stelle zum Zweikampf gefordert . . . Und doch, und doch, — war dieses unglückliche, mitleidswürdige Geschöpf, dieses Opfer und Sinnbild der Lasters der Großstadt, war es häßlicher, abstoßender als jene verzärtelte, mit Schmeicheleien aufgefütterte Tochter der guten Gesell-

schaft und der Tugend? Elsens Gestalt war so schlank, so voll wie die der andern. Elsens Antlitz war so edel geschnitten wie das Evas: dieser ganze Kopf hatte etwas aristokratisches. Wie die feinen Nasenflügel, wie die Muskeln um die Mundwinkel unablässig bebten und zitterten, wie bei den Klängen der Musik, die von draußen hereinflutheten, die Augen leuchteten, ein Zucken fortführend das Gesicht durchlief, die Hände, den ganzen Körper; so wie ein feuriges, ungeberdiges Füllen den Kopf, die Brust, die Schenkel in unablässiger Bewegung hält! Wie sie sich weigerte, um des bloßen Geldes willen sich Robert an den Hals zu hängen, den sie nicht mochte, obwohl er sie gern in Gold gefaßt hätte! Von welch scharfer, gesunder Beobachtung manchmal ihre Ansichten zeugten, die sie in ihrer nuschelnden Berliner Mundart zum Besten gab! Wie sie ihn vor überflüssigem Geldausgaben bewahren wollte! War das Verworfenheit, war das Niedrigkeit des Charakters? Warum nun die eine so glücklich, so vom Ueberfluß gewiegt, von der satten Tugend, so reich an Bewunderung, Aussichten, Achtung — und die andere für ewig so verworfen, verachtet, der Liebe entzogen, zu diesem Leben verdammt, mit dem verglichen ein Hund glücklich schien, zu langsamem Morde des Körpers und der Seele verurtheilt? Warum das? Hatte jene besondere Verdienste? Keine! Diese eine besondere Schuld? Nichts sprach dafür! Warum also, warum? Nur weil jene die Tochter des Spe-

culanten war, der durch listigen Schwindel tausend ehrliche Menschen um ihre sauer erworbenen Spargroschen beraubte, und diese vielleicht das Kind eines armen, redlichen Tischlers, der mit widrigem Geschick vergeblich den schweren Kampf ums Dasein geführt hatte? Ihm war als müsse er aufspringen, den dicken Stinkert, der, die Augen weit aufgerissen, mit den zitternden Händen in Almas Kleidern wühlte und dessen Lippen von den kothigen Abenteuern des Helden Mikosch sprudelten, an der Kehle packen und ihm ins Ohr schreien: „Warum? Antworte, Lumpenkerl, warum, oder ich erwürge Dich!" — Nein, nein, nur solche Gedanken nicht zu Ende denken: das waren die fürchterlichen Gespenster der Wüste; verhülle dein Gesicht, wenn sie nahen, ducke dich ganz zur Erde, gieb keinen Laut — denn wenn du sie erblickst, so ziehen sie dich nach sich, sie berühren dich; fort geht es, fort, und du mußt wahnsinnig werden oder sterben.

Hoffmeister warf einen Blick auf seine Gesellschaft. Der Minnesänger bemühte sich vergeblich, den Zielpunkt seiner unanständigen Bemühungen zu finden: das Mädchen fürchtete die strengen Befehle der Polizei. Jede Pustel brannte wie eine Laterne in seinem Gesichte, der Schweiß rann in Strömen von ihm und er schnaufte wie ein Eber. Jede zotige Bemerkung, welche er, Robert oder Schabelsky machten, übertrumpfte Thekla sofort mit einer noch unverhüllteren, sie warf nur so um sich mit den gemeinsten

Ausdrücken, welche die Sprache kennt, und alle Gäste trampelten vor Vergnügen mit den Füßen. Hoffmeister ekelte; er wollte einen Schluck Sekt trinken, aber das Getränk schmeckte schaal, salzig und fade. Felscher rieb sich die Hände, und wiewohl er sich still verhielt, verriethen seine zusammengekniffenen Augen doch deutlich sein Behagen. Jetzt fiel es ihm ein, mit dem Mädchen Scherz zu treiben, sie aufzuziehen in seiner Weise. Er suchte die paar Brocken italienisch zusammen, die er noch vom Conservatorium her wußte, und wandte sich mit einer Frage an die Kellnerin. Aber wie erstaunte er, als diese ihm antwortete, im reinsten römischen Dialekt, nach allen Regeln der Sprachlehre! Er saß da, mit offenem Munde und großen Augen, und nur ein langgedehntes „Nanu?“ ausstoßend.

„Ach, Sie Fatzke, denken woll, ick habe keene Bildung?“ schnauzte ihn nun das Mädchen an. „Alter Döskopp, ick bin nich so dämlich wie Sie!“ Und nun warf sie mit französischen, englischen, italienischen Redensarten um sich und richtete in allen Sprachen die gemeinsten Aufforderungen an ihn, so daß Alle vor Erstaunen inne hielten, und nur auf sie blickten.

„Was . . . woher hast Du das?“ fragte Schabelsky, der eine interessante Notiz für sein Blatt witterte.

„Das sind noch die beaux restes aus der Zeit, wo ick anständig war, Sie Affe!“

„Was ... was ist das mit der Thekla?“ wandte sich Hoffmeister an Else.

„Weißt Du,“ sagte ihm diese leise ins Ohr, „sie ist nämlich die Tochter von einem Pfarrer, und riesig streng erzogen. Sie war Gouvernante. Na, wie das so geht, sie bandelte mit einem jungen Manne an ... Der Alte war ein schrecklich gottesfürchtiger Herr — wie sie mit ihrem Kinde zu ihm kam, schmiß er ihr hinaus ... na, was sollte das arme Wesen machen? Wer nimmt eine Gouvernante, die ein Kind hat? Jetzt ist sie mit ihrer Bildung dasselbe, was wir sind.“

Inzwischen hatte Thekla sich wieder mit Schabelsky in einen Wettkampf eingelassen, in dem einer den andern an Zoten zu überbieten suchte. „Weißt Du, Thekla,“ wandte sich Else an sie, „Du solltest Dir wirklich schämen, so gemein zu sein. Du bist doch an was anderes gewöhnt wie wir. Der Alma kann man so was nicht übel nehmen, aber ein Mädchen von Deine Bildung ...“ Else war ganz roth geworden, Theklas Auftreten verletzte sie offenbar. „Weißt Du,“ sagte sie zu Hoffmeister, „sie ist jetzt gemeiner als wir Alle.“

„Ach ....!“ fiel sie mit einem unanständigen Wunsche ein. Sch ... doch auf alle Bildung! Jetzt bin ich gemein, und ich wills sein,

warum hat mir mein Vater 'rausgeschmissen! Prost!" Damit nahm sie ein Glas Sekt, trank es zur Hälfte leer und goß Stinkert die andere Hälfte über den Kopf, daß die Tropfen über sein Gesicht rannen, das Oberhemd und den Rock entlang.

Hoffmeister erhob sich, angewidert, erschüttert, schmerzbewegt. „Gehen wir!" sagte er. Alles stand auf, auch Stinkert erhob sich mit Mühe unter tiefem Grunzen. „Sie bezahlen, Robert, nicht wahr?" rief Schabelsky. Hoffmeister wollte das nicht annehmen, die Zeche sollte vertheilt werden, aber Robert hatte schon alles berechnet. Mehr als hundert Mark in einer Viertelstunde hinausgeworfen, in den Schlund der Rohheit . . . wofür? Für ein Nichts, für die blanke, brutale Gemeinheit, die ohne Witz, ohne Anmuth, ohne Unterhaltung frech und schamlos ihre plumpen, häßlichen Glieder zeigte. Keiner hatte sich amüsirt, keiner einen Eindruck empfangen, nur die kleinste Annehmlichkeit — man hatte nur eine Viertelstunde mehr getödtet.

Draußen sagte Robert: „Kinder, ich fahre noch zu Mieze. Kommt mit. Wir trinken dort noch ein Glas Rothwein und legen einen Tempel!"

Mieze war Roberts gegenwärtige Maitresse. Er hatte ihr eine prachtvolle Wohnung am Lützowufer eingerichtet.

„Jetzt nach Mitternacht . . ."

„Thut nichts! Mieze ist das gewöhnt. Sie steht

auf und besorgt Alles. Das kommt in der Woche dreimal vor, daß ich Freunde mitbringe."

Stinkert und Schabelsky stimmten mit Freuden ein. Hoffmeister und Treumann hatten genug und empfahlen sich. Felscher stieß lange „aehs" und „ohs" hervor, schwankte zwischen Solidität und Liederlichkeit — und meinte endlich leise zu den beiden Genossen: „Man kann nicht unhöflich sein." Damit schlug er sich auf die Seite Stinkerts und Schabelskys.

IV.

Von dieser Zeit an begann nach und nach der ganze junge Bund im Hause Jarociner als regelmäßige Gäste zu verkehren. Robert war bei den gemeinsamen Zusammenkünften im „schwarzen Radi" erschienen; es gewährte ihm stets eine große innere Genugthuung, die halbklaren Redensarten, die erregten Debatten dieser jungen, begeisterungstrunkenen Genossen anzuhören, ihre unausgegohrenen Grundsätze, ihre Wünsche, welche bisweilen den Duft der Genialität mit dem der Windel vereinigten, und sich dann selbst so unendlich erhaben zu fühlen, so zielbewußt, reif und klar. Sie waren eine recht gute Folie für ihn, diese verworrenen, ohnmächtigen Stürmer und Dränger, sie konnten seinen Geist, seine Bedeutung vor Papan und Maman ins volle Licht setzen, ihn zu einem immer größeren Genie stempeln und ihm so den Druck auf die Börse des Papas erleichtern, der schwierig zu werden begann, da Roberts Bedürfnisse anfingen ins Ungeheuere zu steigen, denen eines jungen

Fürsten gleich zu kommen. So zögerte er nicht, sie gern in das Haus seiner Eltern einzuführen. Und sie folgten mit Wollust dem berauschenden Jasmingeruch des Reichthums, der auch auf die umstürzlerischesten Gemüther seine betäubende, narkotische Wirkung nicht verfehlt. Nur Kriegberg weigerte sich hartnäckig bei „Chuden" zu verkehren, seine abgemagerten Backen, die nur lose über die Knochen gespannte Haut schienen, blähten sich förmlich auf vor Stolz: er hockte auf seinem ungeheizten Zimmer, einsam und unverstanden, briet sich in einem Blechkesselchen seine Kohlstrünke und schuf an seiner „Nirwana", jenem ungeheuern Oratorium in zehn Theilen, welches den strengen Bau der Matthäuspassion mit der dramatischen Gewalt des „Parsifal" vereinigen sollte.

Man war im Hause Jarociner Robert dankbar für die neuen Gäste. Seit langem hatte man nicht so viel Unterhaltung und Belustigung gehabt. Man betrachtete die Schaar dieser jungen Künstler wie man des Sommers an schönen Donnerstag Nachmittagen — den „vornehmen" Tagen — in den zoologischen Garten pilgert, um sich die neuangekommenen Truppen von Singhalesen oder Feuerländern anzusehen. „Ist es möglich, daß es so drollige Menschen giebt! — Wo wohnen sie? An der Südspitze von Amerika, ah!" — Mit solchen Frisuren! Solchen Locken! So altmodischer, vernachlässigter Kleidung! So schlecht gepflegten Fingernägeln! Solchen Manieren bei Tisch!

Menschen, die den Fisch mit dem Messer aßen! Wie sie über die Speisen, die Weine herfielen, als hätten sie ähnliches nie gegessen! Dergleichen sah man nicht alle Tage! Einer stieß den andern an und machte ihn flüsternd aufmerksam, heimlich hinter dem Mundtuch kichernd. Und vor Allem, Menschen mit solcher Ausdrucksweise, solchen Ideen! Man ersparte einen Theaterbesuch, wenn sie erschienen. Wenn Wichmann mit seinen aus der Metaphysik hervorgeholten Floskeln begann, und von seiner „differenzierten" Musik sprach, welche die feinsten Gemüthsbewegungen in ihre kleinsten Einzelmomente und Zustände auflösen sollte, wenn er sich in den ausschweifendsten Zukunftsplänen erging und die berühmtesten Schöpfungen großer Meister nur so zerriß — der kleine, dürre, lispelnde, rothe Mann, der ohne Unterlaß von Titanentrotz, von Welterschütterung und Revolution, von Vornehmheit und Elementargewalt donnerte wie ein Herkules — man konnte sich nichts komischeres denken. Man scherzte stundenlang über ihn, so oft man allein war, man häufte auf ihn die drolligsten Spitznamen, die boshaftesten Vergleiche und lachte sich müde auf seine Kosten! Ja, so waren sie, diese Jungen! Der Größenwahn der Zeit sprach aus ihnen, Stinkert hatte Recht: es war diese schwache, unreife Generation, welcher die Thaten, die Siege der älteren, durch Mühe und Arbeit errungen, zu Kopf stiegen, und die nun meinte, ohne diesen Ernst, ohne diese Mühen, aus

freier Hand jene noch übertreffen zu können, indeß ihre ganze Kraft nur Dunst und Phrasen waren. Es war das Geschlecht von siebzig, welches der Affe des Geschlechts von achtundvierzig war, dem Deutschland alles Große verdankte, was es besaß. Welche Heiterkeit ward wach, als Jarociner schmunzelnd erzählte, mit wie beißender Antwort er den Pumpversuch Wichmanns unterdrückt hatte, den dieser ein paar Tage nach seiner Einführung unternommen. Einem solchen Genie und Umstürzler, hatte er geantwortet, müsse es doch auch ein leichtes sein, sich eine kleine Million im Augenblick zusammenzuzaubern. Er habe indeß gehört, daß der echte Künstler sich nie um Geld bekümmere.

Wichmann schmollte und blieb ein paar Wochen weg. In der Kneipe fluchte er über den frechen Protzen, der sich erlaubte, ihn zu verhöhnen, und schwur ihm ewiges Rachegedenken. Dann erschien er aber wieder im Salon des Emporkömmlings: die herrlichen Salmen, der funkelnde Rheinwein hatten es ihm angethan.

Diese armen jungen Leute! Sie hatten keine Ahnung, daß sie ihren Gastfreunden nur zur Belustigung dienten. Wie hätten Sie dies auch ahnen können? Mit welchem Ernste, mit welcher Theilnahme ging man auf ihre Ansichten, ihre Pläne ein! Wie bat man sie immer dringender um neue Erklärungen! Wie schien man geneigt, sich von ihnen eines Besseren belehren zu lassen! Wie suchte man sie dahin zu bringen, ihr ganzes Herz bis auf die verborgensten Falten aus-

zuschütten — um nachher vor Lachen berstend, alle die drolligen Äußerungen einander zurückzurufen, unerschöpflich im Auffinden immer neuer Lächerlichkeiten jener Musik des Ausdrucks, der Charakteristik, des nationalen Bewußtseins, und wie alle die Schlagworte hießen, und ihrer Vorkämpfer. Jene jungen Leute gaben sich wohl den Anschein, das Geld von Grund aus zu verachten, und alle Reize, welche es verschaffen kann — im Innern aber waren sie doch sehr stolz auf diese Theilnahme der reichen und vornehmen Leute, die natürlich jeder auf sich besonders bezog. Wie liebenswürdig klangen nicht diese warmen Versprechungen sie zu fördern, für sie zu wirken! Mister Rautenkranz — er liebte es, wenn man ihn Sir Rautenkranz nannte — war er nicht ein vortrefflicher Mensch? Für sie Alle sollte eine neue Zeit beginnen mit der Eröffnung der deutschen Nationaloper. Der Leiter der Hofoper — natürlich, das war ein Ignorant! Aber er, er würde die neuen Talente finden, er würde sie unterstützen, ihre Werke der Welt zugänglich machen, man würde von seiner Regierung an — nur von einer solchen sprach er selbst — einen neuen Abschnitt der Kunstgeschichte zählen. Der Bund schwelgte in Erwartung dieser kommenden Zeit. Jeder theilte dem großen Mann unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mit, daß er, nur er, der wahre Messias sei, daß er sich ja nicht mit den andern, den falschen, einlasse!

Jeder verbreitete im Kaffeehause, in der Kneipe, überall den Ruhm dieses neuen Mannes und sprach mit Begeisterung von der Zeit, die er heraufführen würde.

Arwed Bürger war gleichfalls voller Hoffnung. Diese engeren Beziehungen zur Finanzwelt waren es ja, die er immer so schmerzlich ersehnt hatte; nun waren sie gefunden. Jetzt würde er sein großes Conservatorium eröffnen, seine große Musikzeitung gründen und alle jene hundert Pläne ausführen, mit denen er schwanger ging, und welche bestimmt waren, Berlin nach dem Muster von Klausenburg zur Musikhauptstadt der Welt zu machen. Man mußte ihm ja das Geld zur Verfügung stellen, er verlangte es als sein Recht. Und an diesen neuen Instituten, in diesem neuen Blatte sollte auch nur die neue Kunst zur Geltung kommen. Er nahm gleich am ersten Tage den Commerzienrath bei Seite und fragte ihn, wie viele huntertausend Mark er ihm zur Verfügung stellen würde. Der lächelte, zog seine Cigarrentasche, bot ihm eine echte Regalia Upmann von dem mildesten Dufte, zuckte die Achseln und bedauerte unendlich, durch anderweitige Unternehmungen schon zu sehr beschäftigt zu sein. Die „Deutsche Nationaloper“, deren Gründung eben beschlossen worden, nehme ihn zu sehr in Anspruch. Aehnlich lautete Spielbergs Antwort, ähnlich die der meisten Finanzmänner, an die er sich wendete. Was that's? Er würde schon Einen finden, Einen, der seine Pflicht begriffe, und fand sich kein

Privatmann, so mußte die Regierung in die Bresche treten — Teufel, wofür hatte er daheim der deutschen Sache Zeit, Vermögen, Gesundheit, Geist geopfert? Bis dahin aber mußte die Gesellschaft für ihn sorgen, er war bescheiden: wollte man ihm kein größeres Capital zur Verfügung stellen, so begnügte er sich mit den kleinsten Anzahlungen. Nun — und auf ein paar hundert Mark kam es diesen Millionären schließlich nicht an; das war für ihre Verhältnisse ein Butterbrot, ein Almosen, ein Frühstück. Und das war man ihm schuldig — er hatte ja für das Deutschthum in der fernen Mark gekämpft; und diese schwerfällige Gestalt, diese treuen, blauen Augensterne, in denen kein Falsch war, dieses bescheidene, liebenswürdige Auftreten bezeugten, daß hier ein wackerer Unglücklicher war, ein Mann von Verdienst, der höchsten Theilnahme würdig, ganz anders als jene unreifen, anmaßenden Knaben. O man würde schon für ihn sorgen — nur ein wenig Geduld, er konnte sich darauf verlassen! Wie viele solche Millionäre gab es in Berlin — und wem hätte es nicht geschmeichelt, dem Manne von Verdienst, der aus dem fernen Osten sich nach Berlin gewandt, auf den Edelsinn dieser herrlichen Spreeathener bauend, mit einigen Pfennigen und einiger Protection, die nichts kostete, zu Hilfe zu kommen und dafür das stolze Bewußtsein einzutauschen, einen guten Menschen gerettet zu haben?

Und Halassitsch, der ewig betrübte Kaspar Melchior

Balthasar Halassitsch. Wenn etwas in der Welt im Stande gewesen wäre, den Ausdruck dieses tiefen Seelenleidens von seinem edlen, dunkelblonden Johanneskopf zu verscheuchen, und seine nach vorn übergebeugte hohe Gestalt wieder aufzurichten — er trug, um das Bild des Anachoreten noch zu vervollständigen, einen dornigen, dünnen Stock von Akazie — so hätte es dieser Eifer sein müssen, mit dem alle Welt ihn wieder zur Heiterkeit und Lebenslust bekehren wollte. Diese guten Frauen, wie sie um ihn bemüht waren, dessen Herz sie so tief von einem unbekannten Wurme angefressen glaubten! Aber niemals glätteten sich die Falten auf seiner Stirn — und wenn Alles um ihn lachte und tollte, dann saß er still in sich gekehrt, die Worte rannen schwer und melancholisch aus seinem Munde, wie die Wasser eines Gebirgsbachs im Hochsommer, und es waren Klagen über die Bosheit der Welt, über die Undankbarkeit der Menschen, die so schwer an ihm gesündigt. Womit? Keiner Menschenseele durfte er es anvertrauen. Es mußte etwas Ungeheures, Unausdenkliches sein. Seine Wangen erblaßten, wenn man davon sprach, langsam warnend erhob sich die Hand, und mit mildem Abwehren klang es: „Braiten — wiehr — doariehber — den Moantel — där — chriestlichen — Liehbe.“ Wenn er mit seiner Grabesstimme ein Glas Wasser verlangte, oder die zum zweiten Mal gereichte Schüssel mit dem Rehziemer abwies, so erbebten die Dienstboten und dachten: „Der arme Herr! Was mag er

man haben?“ Nur wenn er von seiner großen Rundfahrt sprach, die er plante, belebten sich seine Züge, seine Sprache ein wenig, aber eben nur ein wenig — seine Augen glühten von innerem Feuer, und man fühlte ihm den Eifer zu wirken, die glühenden Vorstellungen nach, die ihn verzehrten.

Wenn alle diese Pläne nur schon Wirklichkeit wären! Keiner wünschte es heißer als Hoffmeister. Dann fand er doch endlich die Gelegenheit ins Allgemeine zu streben, zu seinem Volke zu reden, das seine Sache ja anerkennen mußte! Ob es wenigstens jetzt sein Buch lesen würde, das er eben in die Welt hinausgeschleudert: „Die neue Musik,“ in welcher er wie ein Rousseau der ganzen Welt des alten Zopfthums den Fehdehandschuh hinwarf und den Tempel einer neuen Muse aufbaute, zu deren Gottesdienst er seine Nation lud? Da sagte er es ihnen mit klaren Worten, wer die Männer der Zukunft waren, wo noch allein frisches Blut pulste, aus wessen Händen die Kunst den Anstoß zu neuem, kräftigem Aufblühen empfangen würde. Stinkert — das war der Winter, die Oede — Rautenkranz, Bürger, Halassitsch: das war die Zukunft, der Frühling, die Hoffnung. Und sie drückten ihm warm die Hand für diese Trompetenstöße, mit denen er ihre Herrschaft ankündigte, und schworen ihm, sich seiner guten Meinung würdig zu erweisen.

Ihm kam nicht der leiseste Gedanke, daß man ein

trügerisches, doppeltes Spiel mit ihm übe. Wer ihm gesagt hätte, daß jene jungen Leute, die in ihm ihren Führer und Messias begrüßten und wetteiferten, seine Börse zu erleichtern, unter sich und vor Andern über ihn herzogen — er würde solch grobe Verläumdung mit Entrüstung zurückgewiesen haben, denn er war harmlos wie ein Kind in Allem, was sich auf das Leben bezog. Ein Ton war doch immer nur ein Ton und konnte nicht anders klingen, ein Wort blieb doch ein Wort und konnte sich nicht ins Gegentheil verkehren. Derselbe Accord konnte doch hier nicht Dur nach außen sein und Moll nach innen! Jedes Wort der Theilnahme, welches Schabelsky, die Räthin, Eva äußerten, war blankes, vollwichtiges Gold. Er würde ihr Haus nicht mehr betreten haben, wenn er nur gemuthmaßt hätte, daß man daselbst auch lüge. Jede Versicherung der Theilnahme schlug er auf das Guthaben seiner Sache und freute sich über das Wachsen dieses Conto. Er hielt sich für einen großen Menschenkenner, er glaubte den Dingen bis in den Kernpunkt zu sehen, und Niemand war leichter zu täuschen als er, weil es im Grunde keine offenere und ehrlichere Natur geben konnte, bereit, mit jedem Brüderschaft zu trinken, der ihn seiner Liebe versicherte. Er war eitel, wie Kinder eitel sind, denn was Kenntniß der Welt betraf, war er ein Kind. Er war rücksichtslos, er sprach in seiner Schrift Stinkert jede Bedeutung ab und wunderte sich höchlich, wie sich dieser dadurch gekränkt fühlen konnte: es war doch

nur die Wahrheit. Ihm war Alles erlaubt, Andern nichts. Sprach für die Aufrichtigkeit der Theilnahme nicht die Uebertragung des Baues des neuen Opernhauses an seinen Vater? Wie wählte man gerade ihn? Er war nicht im Stande, sich zu sagen, daß diese Wahl eben dem berühmten Namen des Architecten galt, da die Unwissenheit und die Speculation sich stets mit berühmten Namen zu decken suchen, um die Masse zu blenden und anzuziehen, und unfähig, selbst das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Er glaubte nicht, daß man den Vater anerkennen könne und den Sohn verwerfen, und ahnte nicht, daß man gerade den harmlosen Vater, der auf neutralem Gebiet schuf, anerkenne, um den Sohn um so bequemer zu unterdrücken, dessen Kraft sie unmittelbar bedrohte.

Diese „Deutsche Nationaloper“! Kaum war wohl die Geburt eines Kindes — die des Erben des großen Napoleon ausgenommen — mit solchen Posaunenstößen der Welt verkündet worden. Heute meldete Schabelsky im „Börsenboten“ den Abschluß des Vertrages mit dem Baurath, morgen den Ankauf der Grundstücke, übermorgen die Anwerbung eines berühmten Sängers — kurz, kein Tag verging, an welchem dem Publikum der Name und die Bedeutung dieses neuen Instituts nicht in fetter Schrift vor die Augen geführt worden wäre, bevor noch zu demselben der erste Spatenstrich gethan worden, und aus jeder Zeile leuchtete hervor, daß hier ein Kunstinstitut ge-

schaffen würde, so großartig, so mustergiltig, wie die Welt bisher noch nie eins gesehen, ein Stolz Berlins, der ganzen deutschen Nation. Von Hand zu Hand damit gingen jene Notizen, welche von Roberts zu vollendender Oper sprachen. Felscher hatte in seiner Bosheit ausgerechnet, daß selbst wenn die Oper die Länge des Tristan hätte, auf jede Note in der Partitur eine Reklame käme. Der wackere Schabelsky! Jedermann fand es reizend, wie er für das Wohl und den Ruhm seiner Freunde sorgte, und man erklärte ihn einstimmig für das Ideal eines Journalisten. Er war ein zu gutmüthiger Mensch! „Ich opferre mich für meine Freunde auf," erklärte er selbst. Der Geldschrank Jarociners konnte ja nicht erröthen, welcher die Antheilscheine Schabelskys an der neuen Gründung sicher gegen Feuer und Wasser aufbewahrte. Nur merkwürdig, daß dieser entzückende Mensch, von Gefälligkeit, von Wohlwollen für alle Welt strotzend, dieser gute Kerl niemals eine Secunde Zeit zu finden vermochte, um die Welt von der Existenz der Werke und Schriften Hoffmeisters auch nur mit einem Worte zu unterrichten.

Der Baurath hatte den Auftrag mit Begeisterung angenommen. So lange er Architect war, hegte er den glühenden Wunsch, einmal ein prunkvolles Theater zu bauen, und er hatte tausend Gedanken für ein solches aufgesammelt. Das neidische Geschick hatte ihm sein höchstes Ziel immer fern gehalten. Jetzt endlich er-

füllte sich der Wunsch seines Lebens. Mit welchem Eifer er an die Pläne ging! Tag und Nacht brütete er über denselben. Er wollte Alles hineinlegen, was er sich nur an künstlerischen Idealen gebildet hatte. Dieses Theater sollte das Werk seines Lebens werden, sein Denkmal, mit dem er der realistischen, nur der kahlen Nützlichkeit huldigenden Gegenwart zeigen wollte, was die Vergangenheit vermochte, deren höchstes Gebot die Schönheit war. Die ganze herrliche Zeit der Gothik sollte in diesem Bauwerk sich den trunkenen Blicken der Modernen zeigen, und Jung und Alt sollte hinauswallen nach dem Kronprinzenufer, wo es sich kühn und frei in den Wellen der Spree spiegeln würde.

Doch diese mochte bis zur Vollendung noch manche Welle hinabfließen! — Stinkerts „Pfeifer von Gundelfingen" fiel daher noch der Hofoper zu. Das Werk sollte sofort die Bretter beschreiten. So hatte er wenigstens einmal einen guten Gedanken gehabt, der unfähige, verständnißlose Intendant: den ersten! Der „Börsenbote" versicherte es, und alle jene Kreise, die sich selbst für die „Berliner Gesellschaft" erklärten und deren Meinungsausdruck, deren geistiges Spiegelbild der „Börsenbote" war, beteten es nach.

Das war ein Drängen uud Rauschen an den Kassen, auf den Treppen, in den Corridoren. Ein neues Werk „unseres" Meisters! Man hatte sich des Vormittags um die Einlaßkarten geschlagen, der

Lärm, das Drängen waren so furchtbar geworden, daß die Schutzmänner die Säbel blank ziehen mußten, und der alte Kaiser, der das von seinem Fenster aus gesehen, hatte in seiner Herzensgüte herübergeschickt und sich erkundigt, ob kein Unglück vorgekommen sei. Das brauste und wogte durch den Saal, hinein in das unharmonische Quieken der Geigen und Clarinetten, welche gestimmt wurden! Grüße, Zurufe, Scherze flogen von den Gallerien hinab, kletterten an den Pfeilern, den Brüstungen hinauf und kehrten wieder zurück. Der ganze Raum schien von einer großen Familie erfüllt, von einem Willen beherrscht, von einem Gedanken überzeugt: daß es unsterblich sein würde, was ihr Stinkert geschaffen, den sie alle kannten, der bei ihnen speiste, ihnen vorspielte, ihnen die Hände drückte. Nach jedem Takte, nach jedem Motiv brach er hervor, wild, stürmisch, unbezähmbar, jener rohe durchdringende Schall der Handflächen, er durchschnitt die Klagen des Cello, den Jubel des Piston — Niemand sah mehr, niemand hörte mehr, man klatschte nur, man stieß nur Ahs und Ohs hervor, die Laute verzückter Bewunderung. Und als sie jetzt ertönte, jene Weise, den Ohren Hoffmeisters so bekannt und so verhaßt, das Abschiedslied des Pfeifers, als der schöne Jüngling mit dem schwarzen Schnurrbart und den blitzenden Augen die Töne der hohen Oktave in das volle Haus hineinschmetterte, jene gleichmäßige, auf- und niedergehende Weise, welche das Ohr sogleich erfaßte, die Lippe sogleich zu wieder-

holen bereit war, da leuchtete es mit einem Male an hundert Stellen weiß auf in dem Dunkel des Saales, und schluchzende, gurgelnde Töne rauschten hinein in die losen, hohen, zitternden Seufzer der Violinen und Flöten. Das ganze Theater weinte. Nur Einer ballte seine Fäuste, ganz verborgen, tief im Hintergrund einer Loge des dritten Ranges.

„Klack, klack, klack, klack . . .!“ Es war wie eine hartnäckige Gewehrsalve, ein Ton so hoch, so laut, so durchdringend, daß er fähig schien, die Wände zu sprengen . . . klack, klack, klack . . . er schien nicht zu enden, dieser gleichmäßige Schall, welcher die Nerven aufregte . . . Dann strömte die Menge hinaus auf den weiten Platz, welchen die Wellen des bläulichen Lichts badeten. Wie eine compacte Mauer von Menschenfleisch schob sie sich vorwärts . . . und schon flammte es hier und da auf, pfeifend, singend, näselnd, da zu hoch, dort zu tief, immer dieselbe Weise, immer in demselben gedehnten, schwärmerischen Tone, das Lied der duldenden, ausharrenden, keuschen Minne:

„Schirm dich der Herr, der Lust in Leid verkehrte,
Schirm dich der Herr, der's anders hat bestiehmmt.“

Und von diesem Abend an gab es kein Entrinnen mehr vor dieser Melodie. Wie ein Flugfeuer fiel sie auf Berlin nieder. Der Bankier pfiff sie an der Börse und der Leutnant im Club. Der Schneider summte sie vor sich hin, wenn er bei der Arbeit hockte. Der Bäckerjunge pfiff sie, wenn er am frühen

Morgen die warmen Semmeln austrug, und der Laternenputzer, wenn er Abends mit seiner langen Lunte von Pfahl zu Pfahl wanderte. Das Dienstmädchen und sein Schatz sangen sie zweistimmig auf dem Heimweg vom Tanzboden. Wenn Hoffmeister sich an das Pult setzte, um seine neuesten Gedanken aufs Papier zu werfen, so trug ihm der breite, hölzerne Ton des Leierkastens das entsetzliche Gedudel hinein:

„Schirm dich der Herr, der Lust in Leid verkehrte —" Wenn er die Kneipe in der Markgrafenstraße betrat, so schlug der Mann am Piano an:

„Schirm dich der Herr, der Lust . . ." und die Mädchen fielen im Chore ein. Dieser breite, thränenfeuchte Singsang: wie klug schien er berechnet auf die falsche, ungesunde Sentimentalität der Berliner, welche im Augenblick der höchsten Freude das Lied anzustimmen pflegen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin" — auf alle diese Halbmenschen, die nichts ganz zu sein vermochten, die nicht einmal im Stande waren, sich einer übermüthigen Laune schrankenlos hinzugeben, in der sie die Welt auf den Kopf stellten und sich mit ihr, und die dann über den wirklichen, furchtbaren Ernst des Lebens mit billigen, empfindsamen Phrasen hinwegglitten, hinter denen nie ein Entschluß, nie ein Gedanke stand.

Aber er, er wollte sie aufrütteln aus dieser trägen

Gedankenlosigkeit, welche sich mit aller Macht an das Unbedeutende, Läppische, Geistlose klammerte, um sich seiner eignen Trägheit, Albernheit, Verlogenheit, Schwäche nicht klar zu werden, weil sie sich hätte entsetzen müssen, wenn sie sich einmal im Spiegel gesehen. Er wollte sie zwingen, die Wahrheit aufzunehmen, jene höchste Erkenntniß der Wahrheit, welche nur die Kunst zu geben vermag, nach deren Ausdruck die Wissenschaft vergeblich ringt. Er würde endlich, endlich einmal zu seinem Volke sprechen! Er hatte er durchgesetzt, daß man seinen „Lauf der Welt" auf das Programm eines der nächsten Concerte in der Philharmonie stellte. Da sollte es sich zeigen, ob Berlin schon reif war für die neue Kunst — die Kunst der Wahrheit. Hatte er es doch durch sein Buch genügend vorbereitet! Diejenigen mindestens mußten ihn verstehen, welche sich selbst die Gebildeten nannten. So tief gesunken konnte er sein Volk nicht glauben, um nicht vorauszusetzen, daß dieses wenigstens jene Frage bewegen sollte, welche von allen Menschen er zuerst aufgeworfen, jene Frage, so recht aus der geistigen Noth der Zeit heraus geschöpft: „Bedürft ihr noch einer Kunst — und was kann sie euch bringen? Sind die alten Götter todt, und lohnt es neue zu holen, um zu ihnen zu beten?" Und mit Donnerstimme hatte er geantwortet: „Wir brauchen einen neuen Gott, nachdem der alte die Wassersucht bekommen und zu taub geworden, um unsere Wünsche

zu verstehen — aber er muß uns geben können, was uns fehlt, und wonach wir ringen: Wahrheit!“

Er hatte schon seit längerer Zeit bei Jarociner keinen Besuch gemacht; jetzt konnte er sich nicht mehr zurückhalten — es drängte ihn so sehr darnach, aus Evas Munde, von diesem klugen, verständigen Mädchen ein Urtheil über sein Buch zu erfahren. — Aber wie? man hatte es hier noch gar nicht gelesen? Wie war das möglich? Was konnte man wichtigeres vor haben, als diese Frage, welche jeden Menschen mit Gehirn bewegen mußte? „Denken Sie nur,“ empfing ihn Fräulein Eva, „in unserer Leihbibliothek führt man das Buch gar nicht — der Mann sagt, es hätte noch Niemand darnach gefragt.“ ... In der Leihbibliothek? ... Nun ja, was weiter? ... Hatte Hoffmeister vielleicht geglaubt, dasselbe auf dem Tisch des Salons zu finden? Wie würde sich das simple Buch da ausgenommen haben neben all den Goldschnittbänden und Prachtwerken? Er wagte eine leise Anspielung, aber der Commerzienrath schnitt, sie durchschauend, sogleich mit der Erklärung ab, er kaufe nie Bücher, das wäre ja eine Sünde — noch mehr: eine Thorheit, für eine Sache drei Mark auszugeben, die man sich für dreißig Pfennige verschaffen könne.

„Was ist denn ein Buch, wenn man's gelesen? Bedrucktes Papier! Hat es einen Werth? Nein!“

„Ja, lieber Herr Rath, was ist eine Pute, nach-

dem Sie sie gegessen? Und liest man denn ein Buch blos einmal?“

„Aber für den Anschaffungspreis kann ich das Buch ja zehnmal lesen — und das werden Sie doch wirklich selbst nicht für Ihr eignes Buch verlangen.“

Auf diese Logik der Schäbigkeit ließ sich schlechterdings nichts erwidern; Jarociner hätte eben nie begriffen, wie man für ein Ding 3 Mark ausgeben könne, das man imstande sei, sich für dreißig Pfennige zu verschaffen. Es wäre zwecklos gewesen, ihm von der persönlichen Beziehung zwischen dem Menschen und dem geliebten Buche zu sprechen, er hätte Hoffmeister angesehen wie einen Irren. Ein Werth, der sich nicht in Geld ausdrücken ließ, existirte für ihn nicht. Hoffmeister nahm also drei Mark aus dem Beutel, bot sie dem Millionär und sagte: „Ich bedaure aufrichtig, Herr Kommerzienrath, daß Ihre Verhältnisse Ihnen nicht gestatten, drei Mark für ein Buch auszugeben; bitte, benutzen Sie diese hier zum genannten Zwecke.“ Jarociner lachte. Paul hatte ihm zum ersten Male imponirt. Er hatte Recht, Alles zu thun, um seine Waare an den Mann zu bringen. Er reichte ihm die Hand — und als Paul das nächste Mal erschien, lag wirklich seine Schrift auf dem Tische.

Eva spitzte ihr Mäulchen in reizender Weise, als Paul davon zu reden begann; sie rüstete sich zu einem langen Vortrage, fing bei Plato an und

war nach einer halben Stunde schon bei Guido von Arezzo. Aus dem tollen Durcheinander ihrer Sätze entnahm Paul doch so viel, daß sie von seiner Musik nicht eben sehr erbaut sei. Sie sei nicht ideal, sagte sie. „Ach, sehen Sie,“ fuhr sie fort, „wenn man so Beethoven hört, und namentlich Wagner — oder Stinkert, dann . . . dann wird Einem eben ganz anders. Dann ist es, als stände man auf Wolken, und die Erde unter Einem würde kleiner und kleiner, und man schwebt hinauf, immer höher, und der Himmel kommt immer näher, bis er sich mit einem Male öffnet. Kennen Sie Tizians Assunta? . . . Bei Ihnen bleibt man immer auf der Erde . . . man fühlt seine Füße, seine Glieder zu sehr, man meint Holz zu schleppen . . . Das Alles soll bei der Musik nicht sein . . . Man muß da wie im Himmel sein, leicht und frei . . . man spürt seinen Körper nicht; man ist ganz Gefühl, Seele; heiße Ströme durchziehen Einen . . . man glaubt selber zum Ton zu werden und mit den andern aufzufliegen. Farben spielen vor den Augen . . . und Alles um uns ist blau, ein einziges, riesiges Blau . . .“

„Ja, blauer Dunst . . !“

Das also war die Wirkung, welche Eva von der Musik verlangte! O, er hatte sie oft beobachtet, diese jungen Mädchen der reichen Häuser, wenn sie auf Besuch zu ihrer Freundin kamen, und Robert oder ein Anderer setzte sich ans Klavier . . . welche verzückt nach oben blickenden Augen! welches Fassen und

Drücken der Hände! Er meinte die Flüsse mitzufühlen, welche in den Gängen ihrer Nerven in diesen Minuten auf- und abwogten! Was diese jungen Mädchen alle an die Musik bannte, waren geheimnißvolle Wonnegefühle, welche die Töne auslösten: die mysteriöse Erfüllung eines sehnsüchtigen Verlangens, das in ihnen aufloderte und keinen andern Weg der Befriedigung fand — es war ein Rausch, eine Betäubung, welche selige, unbestimmte Traumbilder vorzauberte, ein Haschisch, eine Flucht in das Reich der gesteigerten Empfindungen, in welches sie die Abneigung und die Unfähigkeit zu denken trieb: den Kopf mit Nachdenken über des Lebens Ernst, über die Wirklichkeit anzustrengen, die sie nicht kannten, weil das Geld der Väter sie der Mühe überhob, dieselben kennen zu lernen, und welche durch den Gegensatz zu ihren Träumen sie anekelten wo sie ihnen zufällig begegneten.... Aber freilich — was vermochte das todte Wort? Der klingende, lebendige Ton sollte sie aufrütteln, erschüttern, überzeugen! Und dieses entzückende, herrliche Geschöpf zu überzeugen, welches mit großen, unergründlichen Augen vor ihm saß, gespannt auf jedes seiner Worte lauschte, ihn mit so reizender Altklugheit zu belehren suchte — (sie hatte ihn von der Mutter, diesen Zug, aber wie viel liebenswürdiger, wie viel harmloser!) — sie ganz für sich zu erobern, um sich dann mit ihr völlig eins zu wissen im Fühlen, im Denken — denn sie, sie hatte Geist, mehr als alle ihre Freundinnen zusammen! — mit

ihr seine Pläne, seine Ideen zu besprechen, und sich von ihr verstanden wissend: das mußte ein Zustand des Glücks, der Seligkeit sein, wie das Leben keinen höheren kannte!

Der große Tag kam. Das elektrische Licht badete den weiten Saal der Philharmonie in breiten Wellen, ein leichter rosiger Schleier lag, dank den feinen Gaze-vorhängen, über den Wänden, den Stühlen: er hüpfte über die Köpfe der Zuhörer, er spiegelte sich an den Hälsen der Baßgeigen, den Zügen der Posaunen, dünn und fein, wie ein eben heraufziehendes Morgenroth. Und das Brausen und Rauschen und Köpfeneigen der gewaltigen Versammlung ähnelte jener Bewegung, welche durch die Kronen der Bäume beim Heran-nahen des Morgens geht. Da waren dieselben Gesichter, welche jedes Concert in der Singakademie be-suchten, dieselben Kritiker mit den Weltenrichtermienen, dieselben überlegen lächelnden Frauen und Töchter der Banquiers, dieselben in himmlischer Andacht ver-sunkenen Schwärmerinnen in den brüchigen Roben, dieselben verbissenen Gesichter mit den langen Haaren, welche im Voraus wußten, daß diese neue Composition an die Genialität ihrer noch ungeschriebenen Werke nicht entfernt hinanreiche. Und alle diesen kleine Kreise kannten sich untereinander, waren jeder für sich ein Herz und eine Seele, beklatschten die anderen und vereinbarten unter sich die Losung für den heutigen Abend. Da gingen Stinkert, Schabelsky und Robert eifrig von Reihe

zu Reihe, von Stuhl zu Stuhl, überall Hände drückend, wispernd und tuschelnd. „Dieser Hoffmeister . . . wer ist er eigentlich?“ — „Ach ein junger Mensch . . . mein Gott, nicht ohne Begabung, aber von einer Anmaßung . . . er will Alles umwerfen, was bisher geschaffen worden ist . . .“ — „So, so, so . . . hmhm . . . na . . .“ Und die Stimmung war entschieden, bevor noch der erste Ton vom „Lauf der Welt“ erklang. In einer der hinteren Reihen bemerkte man Felscher und Treumann — sonst Niemanden vom Bund. Der eine hatte plötzlich Rheumatismus bekommen, dem andern war ein Urgroßonkel gestorben . . . wie bedauerlich, daß gerade an diesem wichtigen Tage, der dem Werke eines Genossen, ihres Führers galt, jeder Einzelne verhindert war zu erscheinen — doch die Gründe waren auch zu triftig! ...

Das erste Motiv des „Laufs der Welt“ sprach an, jenes frische Allegro der Geigen und Clarinetten, man spitzte den Mund, nickte mit dem Kopfe . . . aber auf einmal — was war das? Unmöglich! . . ja, wahrhaftig ... „die kleine Fischerin“ . ! . war das denkbar? Unerhörte Frechheit — dieser klägliche Gassenhauer an dieser geweihten Stätte ... ein musikalischer Scandal! .. Hier ertönte ein Kichern, da ein unterdrücktes Lachen, welches mitten in die Passagen der Celli und Oboen hineinplatzte . . . man sah einander an, fragend, verwundert . . . die Gesichter wurden länger und länger, je brausender, hallelujahartiger der Gassenhauer ein=

herstürmte . . . und das Stück war auf einmal zu Ende, bevor die Leute recht wußten, ob man sie für Narren halten wollte oder nicht. Eine Todtenstille folgte, man hätte eine Nadel fallen hören, in keinem Antlitz zuckte ein Muskel. Einige barmherzige Handflächen, ganz im Hintergrunde, fingen plötzlich an sich rühren, schwerfällig und vereinsamt, aber mit einem Male brauste ein „St! st!“ von allen Seiten daher, wie ein Wind sich plötzlich erhebt und raschelnd die Blätter im Kreise aufwirbelt.

„Lassen Sie's genug sein,“ wisperte Felscher Fränz zu, der sich bemühte, den klatschenden Rhythmus dem Sturm gegenüber aufrecht zu erhalten, welcher ihn von allen Seiten wegzufegen suchte, „. . . das war der vollständigste Durchfall — für unsere Sache eine unauswetzbare Scharte.“ Aber Treumann hörte nicht mehr. Wüthend war er aufgesprungen. Diese Idioten! Diese Cretins! Hatten sie nicht dagesessen und geglotzt wie die Kuh vor dem neuen Thor! Hatten sie den Hohn nicht verstanden, den wühlenden, fressenden Schmerz, welcher sich hinter dieser bitteren Satire versteckte? Diese Elenden, welche verlachten, was sie nicht zu verstehen fähig waren. Ja so eine recht thränenselige, gefühlsduselige Melodie, die hätten sie verstanden: „Schirm dich der Herr . . .“ das war die rechte Musik für sie. O jetzt begriff er jenes Wort des Genossen, das selbst ihm einst als eine Anmaßung erschienen war: „Wenn ich mich

ärgere, daß mein Volk mich nicht anerkennt, so ist es nicht um meinetwillen, sondern um Deutschlands willen. Nicht ich bin für jene zu groß — denn ich bin nur ein Mittelmensch — sondern jene sind zu klein für mich. Mein Haß ist zurückgetretene Liebe, und mein Aerger ist überfließender Kummer, die verachten zu müssen, auf die ich so gern stolz wäre!" Und mit schnellen Schritten eilte er hinüber in das Zimmer hinter dem Orchester, um den Freund, der dort blaß und bebend, mit aufgestützten Armen einsam saß, zu trösten und aufzurichten, daß er das einzige nicht verlöre, was ihn aufrecht erhalten könnte in diesem Narrenhause, Welt genannt: den Glauben an sich selbst.

. . . .

V.

Man wäre vermuthlich nicht auf den klugen Einfall gekommen, den Bau der „deutschen Nationaloper“, diese patriotische Gründung einiger schlecht umgedeutschten Polen, eines vollblütigen Magyaren und ähnlicher deutschnationaler Männer unzweifelhaften Stammes, dem Baurath Hoffmeister anzuvertrauen, hätte der Sohn desselben nicht den Vorzug des Verkehrs bei Jarociner genossen. Derart sind die Ursachen, welche den Wuchs der stolzen Eiche der deutschen Kunst bestimmen. Und diese engen geschäftlichen Beziehungen knüpften ein gewisses persönliches Band zwischen den beiden Familien, die an Geist, Anschauungen, Sitten von einander so grundverschieden waren — nur darin einander gleich, daß der Gegensatz des alten und des jungen Geschlechts in beiden zu scharf geprägtem Ausdruck kam.

Alle die, welche Jarociners Bekanntschaft gemacht hatten, wurden von dem Speculanten mit Einladungen überschüttet; die lithographirten Karten regneten nur

so. Er verfolgte seine Bekannten damit geradezu, nirgend war man vor ihnen sicher. Begegnete man ihm um eine Straßenecke biegend und wollte mit schnellem Schritt vorbei, so schrie er dem Andern nach: „Haben Se morgen was vor? Kommen Se doch auf den Abend zu 'ner Tasse Thee zu uns!" Auf der Börse, im Concert, im Theater ertönte plötzlich hinter Einem das schnarrende, singende: „Haben Se morgen was vor . . .?" Einmal saßen die alten Hoffmeisters im Parket des Deutschen Theaters bei Wilhelm Tell neben Jarociners und freuten sich höchlichst, heut wenigstens der Einladung entgangen zu sein, — denn sie waren ihrem Taktgefühl peinlich, diese Überschwemmungen mit Gastfreundschaft, die sie in gleichem Maße zu erwidern weder Lust noch Mittel besaßen — als plötzlich mitten in dem spannungsvollen Monolog des Helden, seine rührenden Töne der Angst und Sorge, über das ganze Parket ein lautes: „Richtig, eh' ichs vergeß', haben Se morgen was vor, Herr Baurath . . .?" hinein näselte und ihn und alle Zuhörer aus jeder künstlerischen Stimmung riß.

Und wenn sie dann erschienen — welch verschwenderischer Glanz der Wachskerzen sich durch alle zwanzig Räume der Wohnung ergoß! (Seit Jarociner gehört hatte, daß bei Festlichkeiten am Kaiserhofe nur Wachskerzen brannten, war auch bei seinen Festlichkeiten jedes andere Licht verpönt.) Wie die

Tische sich bogen unter der Last der Schüsseln! Wie die Diener immer neue und neue hereinschleppten, hoch gefüllt mit den kostbarsten und seltensten Gerichten der Jahreszeit! Wie die dicken Flaschen mit den vergypsten Hälsen dutzendweise umherstanden! So ging es in diesem Hause fast Tag um Tag zu. Es war der Stolz des Emporkömmlings, des Protzen durch diese Verschwendung seinen Gästen zu zeigen, was er sich leisten konnte, es war das dunkle Gefühl, bezüglich der geistigen Anregung, der gewählten Gesellschaft mit wahrhaft vornehmen Häusern nicht wetteifern zu können, und der Wunsch, diesen Mangel durch das Anbieten der höchsten materiellen Genüsse zu ersetzen. Man konnte den Geist seiner Gäste nicht sättigen, also mochten sie sich wenigstens den Magen verderben. Ach, und wie sie zulangten, Stinkert und Schabelsky, Rautenkranz und Bürger, Spielberg und Lieschen, die von Tag zu Tag stärker wurde! Wie sie mit den Lippen schnalzten und von jeder Schüssel drei-, viermal nahmen! Der Baurath zuckte mit den Achseln, seine Gattin zog die Lippen hinab. Das waren die höchsten Gaben dieser Wirthe, die höchsten Genüsse dieser Gäste! Sie selbst konnten solchen Aufwand nicht treiben! Sie mußten Jarociners doch auch einmal zu sich laden: wie ärmlich würde es jenen bei ihnen vorkommen. Die Bauräthin zitterte vor diesem Abend. Und jene waren doch die Plebejer! Diese Wohnung — wie herrlich Alles! Wie echt,

wie kostbar selbst die kleinste Terracottafigur auf dem Kamin! Mit welchem Geschmack war Alles angeordnet! Und doch . . . wenn sie jenen Sims betrachtete, diese Ecke, das Paneel — da war immer irgend etwas, ein Ich-weißnichtwas — da ein überzähliger Delfter Teller, der das Ganze drückte, dort der Ständer einer Photographie, der nicht zu den Bronzen paßte, oft konnte sie selbst nicht finden, was sie störte, sie wußte nur, daß sie es anders geordnet hätte. Dann war ihr einmal die Stimme des Hausherrn um einen kleinen Grad zu laut — so lärmend sprach man nie bei ihr . . . der feine Duft, der über dem Ganzen lag, hatte etwas von dem Charakter der blitzenden Sonne, wenn sie am schönsten Tage Wasser zieht und der kundige Bauer bösen Regen wittert . . . etwas stechendes, unehrliches, das ihr Mißtrauen weckte . . .

Nach Tisch fand sich dann regelmäßig jene bekannte Gruppe um die Chaiselongue zusammen, auf der die Commerzienräthin orakelnd thronte, halb aufgestützt posirend wie die Gestalten auf alten etrurischen Aschenurnen, dergleichen sie in Florenz gesehen. Dann begann der Theil des Abends, um dessentwillen Jarociner eigentlich diese Gastereien veranstalten mußte. Die Gäste hatten gespeist, sehr gut gespeist: nun waren sie verpflichtet, zu lauschen. Aber die Bauräthin und auch ihr Gatte waren merkwürdige Personen: sobald es sich um Prinzipien handelte, ließen sie sich keine Meinung aufzwängen, sondern vertraten ihren Standpunkt ruhig,

aber entschieden. Alle Pflicht des Gastes, der gesellschaftlichen Höflichkeit galt ihnen nichts, wo ihre Ueberzeugung, wo die Kunst ins Spiel kam. Wenn Frau Jarociner mit feuchten, emporgeschlagenen Augen vom zweiten Akt des Tristan schwärmte, wenn es sie bei dem Gedanken an die elementare Leidenschaftlichkeit dieser Harmonieen förmlich durchschauerte und der ganze Körper sich wohlig schüttelte, so entblödete die Bauräthin sich nicht das gräßliche Geheul sechzig verrückt gewordener Instrumente „einfach scheußlich“ zu finden, und einen langen Lobpsalm auf Sebastian Bach anzustimmen, in dem sie Krone und Leben der Musik sah. Und Frau Jarociner fand dann an dem Baurath nur einen lauen Bundesgenossen, denn er lobte zwar den Meister, der seine Gestalten der herrlichen deutschen Sage entnommen habe und die nordischen Götter und Recken und Helden wieder zu Ehren gebracht, der die allein selig machende Gothik aus der gefrorenen Musik in die fließende hinübergeleitet — seine Musik aber fand er trotzdem roh und empörend, und behauptete, sie wende sich nur an die Sinnlichkeit, nicht ans Gemüth. Aber die Commerzienräthin wollte davon nichts wissen. Es sei überhaupt unmöglich, nach Wagner eine andere Musik zu hören, er habe ihr erst die Zunge recht gelöst, vor ihm habe die Musik nur gepiepst, jetzt rede sie. Die Nationalität der Helden habe mit der Kunst nichts zu thun, ihretwegen könne Wotan ein Spanier sein und

Brunhilde eine Russin — die Musik spräche zur Menschheit, nicht zu einem Volke. Ihre Schwärmerei für Wagner hinderte sie übrigens gar nicht, Meyerbeer in seiner Art ebenso bedeutend zu finden. Man dürfe nicht einseitig sein, beide seien in ihrer Art gleich vollendet. Da aber protestirten Hoffmeisters energisch; der Baurath nannte ihn undeutsch, und seine Gattin frivol, unsittlich.

Paul wurde nervös, es kribbelte ihn in allen Fingerspitzen, die er unruhig gegen einander schlug und er platzte hinein: „Aber das ist ja Alles leeres Stroh. Jeder Künstler ist das Kind seiner Zeit! Als Meyerbeer blühte, herrschte in der ganzen Welt das Franzosenthum — bis Bismarck und Wagner das Germanenthum zum Siege brachten. Wie kann denn Wotan ein Spanier sein? Seine Musik ist doch deutsch, Wagners ganze Musik ist deutsch ... die Mischung von Sinnlichkeit und Entsagung, von Brunst und Todessehnsucht, dieser aus lauter Gegensätzen zusammengebraute Charakter, der nichts ganz zu sein wagt, der immer schwankt und zögert ... diese unendliche Melodie, die sich nie entschließen kann, in eine feste Form zu rinnen, sich zu einem greifbaren Körper zu crystallisiren, diese schwerfällige Umständlichkeit, diese Weitschweifigkeit, bis sich das Thema entwickelt, diese Wiederholungen ohne Ende ... wer ist denn so außer dem Deutschen? Wotan und Loge und der ganze

Wagner ... das bist Du, das sind Sie, das seid Ihr alle, Ihr von Achtundvierzig!"

Das war nun für sie Alle zu hoch, wie sie da saßen. Keiner verstand ihn; Jeder meinte, Wagner würde dieselbe Musik gemacht haben, und wäre er als Sohn des Dalailama von Tibet zur Welt gekommen, Die Räthin verbat sich, daß in ihrem Salon von Brunst und dergleichen als allgemeinen deutschen Eigenschaften gesprochen wurde. Alles sprach durch einander, bis Paul die Geduld riß und er sich mit einem kurzen „Ach" abwandte, zum Fenster hinüber, zu stolz, sich mit jener Generation in Auseinandersetzungen einzulassen, von der ihn doch ein Meer trennte, die ihn niemals verstehen würde.

Treumann folgte diesen Scenen als ruhiger Beobachter. Bisweilen hatte er Lust sich zu erheben und zu gehen. Welchen Zweck hatte dieses ganze leere Hin- und Herreden, dieses Theoretisiren, diese Salonästhetik, bei der Jeder andere Meinungen vorbrachte und Jeder die Meinung des Andern anders auffaßte? War das nicht jener alte, überkommene Fehler der Deutschen, dieses Lustwandeln in den Fata Morgana-Hainen der Speculation, indeß die anderen Völker von der Welt der Wirklichkeit Besitz ergriffen? War es nicht erwünschter, sich über die beste Methode des Gerbens von Rattenfellen zu unterhalten? Aber da hielt es ihn wieder mit eiserner Faust auf seinem Puff zurück — es war immer derselbe Puff aus grauem Rips,

den er sich in diesem Salon als Beobachtungspunkt auserkoren, nahe der Balkonthür, halb in dem Vorhang versteckt. Er sah mit einem Blicke hier auf der Chaiselongue die Hausherrin in plastischer Pose mit Pythiamiene ihre Orakel ertheilen . . . da in jener Ecke Stinkert und Rautenkranz mit Jarociner über Einzelheiten der Einrichtung der „Deutschen Nationaloper“ verhandeln . . . sah da Robert in nachlässiger Haltung am Flügel sitzen und Wagner spielen, während er unaufmerksam zur Decke blickte, an Gottweiß welche seiner Maitressen denkend, indeß Eva mit ihren Freundinnen seinem Spiel zuhörte, und er sah bei Tristans und Isoldens Liebesglück ihre Augen glänzen, heiß und fieberhaft, und sich weiter und weiter öffnen, sah die Mädchen einander bei den Händen fassen und sie stumm drücken und pressen, immer leidenschaftlicher — diese selben wohl erzogenen jungen Damen, die im Verkehr mit ihm, mit Paul so zurückhaltend waren, so ceremoniös, weil sie die Augen ihrer Mütter fürchteten — sah ihre reizenden Köpfchen zurücksinken, eines an die Schultern der Andern lehnen, leise Seufzer ausstoßend, und nachdem Robert sein Spiel geendet, in dieser Stellung noch minutenlang verharren, mit umflortem Blick, wie erschlafft und sich dann leise seufzend und schwerfällig taumelnd erheben . . . er bemerkte im Nebensalon Felscher im eifrigen Gespräch mit Liesbeth — er erzählte ihr musikalische Anecdoten, er sah seine Fingerspitzen sich langsam ihren weißen Händen, seine Kniee

Zoll um Zoll ihren Knieen sich nähern, immer dabei sprechend, während sie sich vor Lachen auszuschütten schien ... er hörte die Stimmen des Bauraths und seiner Gattin an sein Ohr dringen, abgebrochene Worte ... „Gothik ... Ideal ... Bach ... heilige und profane Musik ..." und beobachtete inmitten dieses bunten, bewegten Treibens Hoffmeister drüben einsam am Fenster stehend, in sich versunken, mit gerunzelter Stirn und einen Rhythmus auf die Fensterscheibe trommelnd, in der Arbeit seiner Gedanken verloren ...

Und da dünkte ihm auf einmal, als sei jenes Streiten und Theoretisiren nicht blos solch ein leeres Geschwätz ... als sei diese Musik, um welche es sich in diesem Salon in allen Gruppen handelte, diese Kunst der gedankenfremden Stimmungen, der vibrirenden Nerven, eigentlich so ganz der Ausdruck dieser Zeit, dieser abgehetzten Zeit, die von Kitzel zu Kitzel eilte, von Genuß zu Genuß, so entgegengesetzten als möglich, an alle nur die eine Bedingung knüpfend: nicht denken zu müssen, ihr Gehirn zu verschonen und nur ihre Nerven schwingen zu machen. Der Ausdruck dieser Zeit, die nicht mehr liebte, nicht mehr haßte, nicht mehr zeugte und nicht mehr tödtete, nicht mehr dachte — die nur noch spielte: spielte mit Allem, wovor die Vergangenheit in heiligem Schauder gestanden — spielte mit Gott und Vaterland, Haß und Liebe, Kunst und Wissenschaft ... mit Robert von der Normandie und dem Drachentödter Siegfried ... Und ihm dünkte, als

suche von dieser Kunst, welche ihm die Zeit verkörperte, jeder hier im Salon etwas Anderes zu erlangen, zu gewinnen ... die Herrin des Hauses: die Befriedigung ihrer Eitelkeit sich als die musikalische Hohepriesterin Berlins zu fühlen — der Hausherr, Rautenkranz, Stinkert: ein gutes Mittel das Publikum anzulocken, ihm das Geld aus der Tasche zu ziehen und sich selbst allen Aufwand des Lebens und eine gesellschaftliche Bedeutung zu verschaffen — Robert: die leichteste Art, durch den Anschein einer Thätigkeit sein lockeres Leben zu bemänteln — Eva mit ihren Freundinnen: ein narkotisches Mittel, sich die geheime Befriedigung eines Triebes zu verschaffen, dessen natürliche Erfüllung Erziehung, Besorgniß und die Aufsicht der Eltern verhinderten — Felscher: eine Brustwehr, um sich hinter derselben unverdächtig und geschickt seinen persönlichen Zielen zu nähern — die Bauräthin: um für ihre frömmelnden Neigungen, der Baurath: um für sein Sondergebiet Propaganda zu machen, und beide, um ihren unklaren, schiefen Anschauungen von der Welt eine Stütze zu geben — und nur Hoffmeister, der Einzige von Allen, schien in der Musik die Kunst zu sehen, den wirksamsten Hebel der Menschheit, sich selbst zur Götterhöhe aufzuschwingen, indem sie sich selbst erkannte, nur sein hirnzerwühlendes Denken schien selbstlos der Kunst, der Menschheit zu gelten . . . Und darum dünkte es Franz auch, daß er da allein am Fenster stand, ab-

seits, mit den Andern überworfen, verkannt, einsam, über die Achseln angesehen und bewitzelt . . .

Robert hatte sein Spiel beendet und zog sich mit seinem Freunde Schabelsky zurück, um sich dem Genuß einer echten Bock hinzugeben, denn Schabelsky gestattete seinem Freunde nur diese Cigarre zu rauchen. Paul hatte eben Schabelsky vorgehalten, weshalb er im „Börsenboten" sein Concert nicht mit einem Worte erwähnt habe — und Schabelsky hatte ihn mit honigsüßem Lächeln erwidert, das sei aus Freundschaft geschehen, um den verhängnißvollen Ausgang nicht an die Oeffentlichkeit zu bringen. Dann hatte er die Hände in die Hosentaschen gesteckt und sich weggewendet, ihm das fatale „Schirm dich der Herr" recht bemerkbar in das Ohr summend.

Ach, nur nichts zu thun haben mit diesen ganzen Preßlumpen! Nur einen Augenblick schweigen von der ganzen Kunst, von der Sisyphusarbeit seines Lebens! Lachte ihm das Dasein nicht herrlich aus zwei schelmischen dunklen Augen, von zwei schwellenden, halbgeöffneten Lippen entgegen? War er nicht wie in einer andern schöneren Welt, wenn er in diesem behaglichen Raum inmittten der reizendsten, blühendsten jungen Mädchen der Residenz saß? So viel Frische um sich, so viel Jugend, Gesundheit, Leben, Selbstzufriedenheit, so viel Sicherheit und Laune! Welch eine andere, freudige Welt war das gegen die finstere, von wallenden, glühenden Nebeln durchkreißte, von Lavaströmen

durchjagte Welt seines Gehirns! Jedes Kleid dieser jungen Mädchen schien ein Kunstwerk für sich zu sein, eigenartig, sinnverwirrend. Diese Wolken von Spitzen, diese Wogen von Bändern! Dieser süße, b.rauschende Duft, der von ihnen auszugehen schien, der aus dem Gewirr der Locken aufstieg, der sich von den blühenden Wangen löste, wie Veilchen und Rosen! Diese glockenspielartige Musik des Lachens, dieser melodische, geigenhafte Tonfall der Sprache! Dieser entzückende Schwung der Linien, in der Knickung der Taillen, in der Rundung der Büsten, in den Falten der bauschigen Kleider, welche bei jeder Bewegung wie Wolken flohen, in der Fülle der Arme, sich immer reizvoller verändernd bei jedem Aufstehen, jedem lauschenden Vorbeugen, jedem Verneigen, jedem lächelnden Kopfschütteln bei einem schlechten Witze! Ah, und sie hatten Geist diese jungen Damen, ihr Witz war schlagend, und wenn es darauf ankam, wußten sie von Aristoteles zu sprechen wie ein Gelehrter! Nichts war ihnen zu heilig, um nicht mit ihren spitzen, ein wenig langen Züngelchen darnach zu stechen, nichts war ihnen neu, nichts vermochte ihnen schweigendes Staunen abzunöthigen. Eva sprach davon, mit ihren Eltern künftigen Herbst wieder einmal nach Rom zu reisen. Gertrud Menke fand an Rom gar nichts besonderes und zog Christiania entschieden vor, während Florence Kanter behauptete, man amüsire sich eigentlich nur in Paris. Aber Eva fand Christiania ebenso schön wie langweilig, und erklärte,

Paris verliere von Tag zu Tag. Und dabei bewies sie die eingehendste Kenntniß aller dieser Orte. Es gab keinen schönen Flecken auf dieser Erde, den die Neunzehnjährige nicht schon einmal gesehen.

„Wo wollt ihr den Sommer zubringen?“ fragte Florence.

„Bah, wenn man Alles gesehen, nimmt man schließlich auch mit Berlin vorlieb. Das ewige Reisen wird einem auch über. Papa hat eine Villa an der Woltersdorfer Schleuse übernehmen müssen. Es soll da draußen auch recht hübsch sein ...“ Es fand sich, daß keine der jungen Damen die Woltersdorfer Schleuse kannte, welche eine Stunde von Berlin liegt, und sie waren sehr zufrieden, als Paul erklärte, sie sei wundervoll gelegen. See und Wald und Hügel . . . was verlange man mehr? Die Mädchen verabredeten sofort Sommerfeste, Ausflüge, und alle Herrlichkeiten, die das Land nur bieten könne. „Papa muß mir einen kleinen Dampfer schenken,“ entschied Eva. „Nicht wahr, Herr Hoffmeister, Sie kommen auch oft hinaus? Wir segeln, rudern, dampfen, wie es uns paßt!“

„Du, Eva,“ sagte Florence augenzwinkernd, „ich habe gehört, daß die Kuhjungen von Woltersdorf sehr schöne Augen haben ...“

„Und wenn sie alle verkleidete Prinzen wären ... mir wird keiner gefährlich ... ich verliebe mich nie ...“

„Na na! Du, das hat schon manche gesagt ...“

„Aber, Kinder, giebt es denn einen größeren Unsinn als die Liebe? Das ist so ein kurzer Rausch, auf den nichts folgt, als Katzenjammer, Zank und Aerger!“

„O ... ich weiß nicht ... ich denke es mir ganz hübsch ... so einmal recht verliebt zu sein und angeschmachtet zu werden ...“

„Nicht in die Hand! Ich rathe Dir, thu es nie!“

„Na' warte nur, bis Du erst verlobt bist ...“

„Ach, du lieber Gott, das ist mein unumstößlicher Entschluß — ich gehe nur eine Vernunftehe ein. Ich hab' mir das genau überlegt. Da hat man wenigstens seine Ruhe. Seht euch doch die Liebesehen näher an. Sie enden alle unglücklich. Man muß vernünftig sein ... Nicht wahr, Herr Graf?“

Zisterwitz, der während des Gesprächs herangetreten, stand ganz auf Evas Seite, indeß die Mädchen sich in lauten „Oh ... aber ...“ ergingen. „Gewiß, stimme Ihnen vollkommen bei, gnädiges Fräulein ... Knierutschen hat gar keinen Zweck ... Leben ist ernst und will vernünftig angefaßt werden.“ ...

Wie reizend es klang, dieses altkluge Plappern der Kleinen! Wie stolz sie dann ihr niedliches Köpfchen emporrichtete. Sie war tief von ihrer eignen Weisheit überzeugt. Wie drollig! Dieses reizende Geschöpf zu sich emporzuziehen, vor ihr allmählich

das neue Licht über die Welt aufgehen zu lassen, und sich dann ganz eins mit ihr zu fühlen, zu wissen ... sie sich an ihn schmiegend, in schämiger Bewunderung zu ihm emporblickend ...! Welche Bilder voll Reiz Pauls Phantasie ihm vormalte! Ein köstlicher Anblick, sie unter ihren Freundinnen zu sehen, die Centifolie unter den Rosen, an Witz, Grazie, Verstand sie alle überragend.

Aber noch reizender, wenn zwischen ihnen beiden nichts war, als die Luft, jene seltsame Atmosphäre, die er nur in ihrer Gegenwart beobachtete, schwül und prickelnd zugleich.

Obgleich Eva behauptete, nicht an Liebe zu glauben, und das zu verachten, was man gewöhnlich so nenne, kam sie doch gern und mit Absicht auf diesen Gegenstand zurück.

„Herr Hoffmeister ... Sie sollen mir darüber Auskunft geben,“ sagte sie einmal, „wie ist es möglich, daß ein Mann von Erziehung, von Gesellschaft sich in eine Kellnerin verlieben kann, in ein Dienstmädchen oder dergleichen? ... Man hört das so oft ... ich kann mir das gar nicht zurechtlegen ... Worin besteht denn der Reiz eines solchen Geschöpfs?“

Paul war über diese Frage höchst verwundert. Am liebsten hätte er ihr erwidert: ‚Fragen Sie nur Ihren Bruder — der wird es Ihnen genauer sagen können —‘ aber er zögerte ... eine erschöpfende Ant-

wort darauf konnte doch ein junger Mann nicht einem jungen Mädchen geben!

Eva bemerkte sein Stocken. „O bitte,“ sagte sie ruhig, „thun Sie sich keinen Zwang an — sprechen Sie ganz offen — mit mir dürfen sie über Alles reden . . . ich bin vernünftig . . .“

„Offen gestanden,“ sagte Paul, „ich habe wenig Umgang gehabt — mit solchen . . . Damen — ich konnte diesem Verkehr keinen Geschmack abgewinnen . . .“

„Sehen Sie . . . ich habe auch nie begriffen, wie das bei einem gebildeten Manne möglich ist . . . . Eine Kellnerin, ein Dienstmädchen . . rohe Geschöpfe, welche für ihre Dienste bezahlt werden . . . das sind für mich gar keine menschlichen Wesen . . . ich würde sie als Mann viel zu sehr verachten, um mich an sie wegzuwerfen . . .“

Wer hätte von diesem keuschen, vornehmen Zauber umfangen, von diesem Duft des Adels, den sie ausströmte, ihr nicht Recht gegeben! Nein, dieses süße Geschöpf war ein Wesen vorzüglicherer Art . . . und welche Kellnerin im Besitz wäre dieser intimen, feinen Reize gewesen, welche Eva umströmten, unfaßbar, ungreifbar, geheimnißvoll, räthselhaft — aber doch stark und sinneberauschend.

Wenn sie ihn in ihr Atelier führte, wo Alles von Sauberkeit blitzte und ihm die Arbeiten zeigte, mit denen sie sich in einigen während ihrer vierundzwanzig täglichen Mußestunden beschäftigte, Spritz-

malereien auf allen möglichen Gegenständen, Tellern, Mappen, Tischplatten, mit welchen sie ihre Freundinnen bei passender Gelegenheit anband ... wenn sie die Werkzeuge vor ihm ausbreitete, diese kleinen Drahtnetze, die Pinselchen, die zinnernen Farbentüben, die trocknen Gräser und Blätter, welche sie nach ihrem Geschmack zusammenstellte, die hundert Läppchen und Fläschchen und Sächelchen, Alles so blitzend und blinkend wie Spielzeug, das eben vom Händler kommt ... wie sie das mit feinen Fingern vor ihm auslegte ... wie sie sich hinunterbeugte, voll Anmuth, wie er sich über sie neigte und der feine Duft, der von ihrem Nacken aufstieg, dessen oberstes, leichtgebräuntes Stückchen jetzt sichtbar ward, ihm fast die Sinne verwirrte, daß er sie beinah an sich gezogen und abgeküßt hätte! Ach, und es nicht zu dürfen ... welchen Blick sie ihm wohl zugeworfen hätte? Wie dann diese Thür ihm für immer verschlossen gewesen wäre! ... Diese alberne soziale Form! ... Welche Vernunft lag darin? ... Wollte er denn rauben, tödten? ... Wenn seine Hand die Falten ihres Kleides streifte — in der Prima, in der Physikstunde, wenn sie die Enden der Eelktrisirmaschine anfassen mußten, da hatte es ihn so durchzuckt ... und sie wandte sich hierhin und dorthin, holte dies und jenes, und immer wieder streifte ihr bauschiges Kleid seine Hand ... und immer wieder dieser zuckende Schlag ... Herrschte in Elsens Kneipe solch ein

Duft? Gingen von ihr solche Funken aus, wenn sie das Seidel vor ihn niedersetzte? Und dann saßen sie einander gegenüber und plauderten von Politik und von der sozialen Frage . . . und die Kleine stützte das Köpfchen in die Hand und blitzte mit jenem Augenaufschlag zu ihm hinüber, der seinen Puls fliegen machte . . . sie schlug nachlässig ein Bein über das andere und von dem Hintergrunde der Kleidwand hob sich der feine Ansatz des Schienbeins ab; sein trunknes Auge verfolgte die Linien; er fühlte Feuer auf seinen Wangen . . . Ah, daß er jenes schnelle Zucken der schönen Lippen nicht auch bemerkte, jenes blitzartige, stechende Zwinkern der strahlenden Augen, jene sich ausbreitenden Mundwinkel, in denen sich das Gefühl der Befriedigung, der Genugthuung niederläßt! . . .

Dann fuhr er mit seinen Eltern nach Hause. Er hörte nichts von dem Rasseln und Rollen der Pferdebahn, nichts von dem heiseren, mißtönenden Stimmengewirr der mit dem Schaffner streitenden Fahrgäste . . . er blickte nur immer in die Luft, vor sich hin, durch die Fenster . . . aber er sah auch die Menschen nicht, die sich auf den Straßen drängten, er sah nur das eine Bild: den kleinen dunklen Kopf mit dem Mozartzöpfchen, die brennenden dunklen Augen, die in reizvollen Windungen sich hin und her neigende Gestalt, und in seinen Ohren klang es wie ein Triumphmarsch, wie Posaunen und Trompeten. Seine Eltern schienen im eifrigen Gespräch begriffen — er achtete

nicht darauf. Doch wie . . . klang da nicht der Name der Angebeteten aus dem Munde der Mutter? Kein Zweifel, sie sprach von ihnen beiden. O, das Mutterauge sieht scharf, es läßt sich nicht irreführen, es bemerkt Alles, was das geliebte Kind betrifft, bevor dieses selbst vielleicht noch ahnt, was in ihm vorgeht.

. . . „ . . . Laß ihn, Hoffmeister, laß die Beiden ganz ruhig . . . wenn Gott will, ich habe nichts dagegen . . .“

„Aber glaube nicht, Marie, daß der Jarociner jemals zugeben würde . . . ein Millionär . . . der verlangt für seine Tochter nur Geld . . .“

„Thorheit, das hat er selbst genug . . . er könnte sich glücklich schätzen, einen Künstler wie Paul zum Schwiegersohn zu bekommen, dem die Zukunft gehört . . .“

„Diese Leute sehen nur auf das Geld, ich kenne das . . . im Grunde blicken sie doch auf uns herab wie auf Menschen zweiter Klasse . . . Mein Gott, wenn Du Dich nicht täuschest — mir wäre es recht . . . ich bin stets für Mischehen eingetreten — nur auf diesem Wege kann Deutschland endlich ganz germanisirt werden . . .“

„Natürlich müßte das Mädchen zum Christenthum übertreten . . . vielleicht folgte dann die ganze Familie . . . bedenke, welcher Triumph! Ich spreche gleich morgen mit Anselmus Hessel . . . das ist so was für ihn . . .“

„Das thun sie nicht, ich wette ... ja, wenn Paul ein Herzog wäre ... Aber es ist ja auch gleich ... der Glaube thut nichts ... sich als Deutsche zu fühlen, das ist die Hauptsache ...“

Wie häßlich das Alles klang! Wollten sie ihn gar verkuppeln, um dabei ihre persönlichen Schwärmereien zu befriedigen? Er ward über und über roth — die geheimsten Schwingungen in seinem Herzen hier so kalt und laut erörtern zu hören! Es verletzte ihn. Er wandte sich zu den Eltern, er bestritt heftig und barsch jede Spur der Wahrheit ihrer Vermuthung, er untersagte ihnen jede weitere Einmischung in Angelegenheiten, die nur ihn angingen, und wandte sich kurz ab. Eva sei ihm absolut gleichgiltig, setzte er hinzu, sich noch einmal umkehrend, er plaudere gern mit ihr, obgleich sie ihm sehr anmaßend vorkomme: das sei Alles. Hätte die Mutter eine Bestätigung ihrer Ahnung bedurft, so hatte sie sie jetzt erhalten, und sie beschloß nun zu erwägen, ob ihr angebeteter Junge, der Messias der Kunst, sich durch eine Heirath mit dem Goldfischchen nichts vergeben würde. Denn für ihn war keine Prinzessin zu hoch. Sie war überzeugt, daß jedes Mädchen Paul lieben mußte — aber er sollte auch nur die heirathen, welche ihn und die er aufrichtig liebte, und wäre sie das ärmste Mäuschen. Er sollte glücklich werden, ihr herrlicher Junge — und der Reichthum war ein großes Ding, mit dem

man viel Glück in der Welt bewirken konnte — aber er war nicht das Glück.

Während sie auf das Holzgitter blickend, welches den Fußboden des Wagens bedeckte, so in sich verloren sann, ahnte sie nicht, die Gute, daß ihrem Jungen in der Werbung um den schönen Goldfisch ein bedenklicher Nebenbuhler erstanden war, der etwas in die Wagschale zu werfen hatte, was alles Genie Pauls, seine Zukunft, sein Geist vielleicht nicht aufwiegen konnten. Ahnte es doch Paul selbst nicht, ja Niemand außer Treumann, welcher der Wandlung von Anfang an mit scharfem Auge gefolgt war. Hoffmeister lächelte, wenn er Zisterwitz sich Eva nähern und näselnd und schnarrend ein Gespräch mit ihr beginnen sah. Er zog sich gern zurück und überließ die beiden einander. Er fühlte sich sicher, daß dieser geschniegelte Pomadenhengst mit dem beängstigend regelmäßigen Scheitel, der brutalen Miene, der von nichts zu sprechen wußte als Bällen, Gesellschaften, Klatsch und hundert Nichtigkeiten, ihn bei einem so geistreichen Mädchen nicht zu verdrängen vermöge, welches an den höchsten Problemen das eingehendste Interesse nahm. Ach, wenn er gewußt hätte, wie gleichgiltig sie ihr im Grunde waren, diese höchsten Probleme der Menschheit, wie sie die ganze Wissenschaft langweilte, welche sie mit so viel Eifer auskramte! Wie sie Alles langweilte, Gesellschaft, Reisen, Unterhaltung, Schmeicheleien, wie alles das höchstens für eine Minute ihrer Eitelkeit genugthun

konnte, und wie sie aufathmete, wenn Alles fortgegangen war und sie sich ganz allein auf der Chaiselongue bequem ausstrecken durfte, auf die bunten Rosetten starren, welche sich an der Decke durcheinander schlangen, und an nichts denken. Wie das fade, nichtige Plappern des jungen Grafen, bei dem das Gehirn so schön ausruhen konnte, ihr tausendmal lieber war, als die geistvollen Auseinandersetzungen, bei denen sie ihr Hirn ohne Unterlaß durchkramen mußte . . . warum? weil es eben die Pflicht eines jungen Mädchens aus gutem Hause war, auf Alles antworten zu können, weil es nicht anging, daß irgend Jemand, und war es auch nur ein Paul Hoffmeister, Florence Kanter, deren Vater doch eine Million weniger besaß als der ihre, für gebildeter hielt als sie. Das einzige, was sie aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzureißen, zu erregen, zu berauschen vermochte, war Wagnersche Musik . . . und mit welcher Erschlaffung, welcher Erschöpfung mußte auch die Eigenart dieses Rausches stets bezahlt werden!

Er ahnte in seiner Harmlosigkeit auch nicht, daß in derselben Minute, in welcher er sich mit so viel Energie gegen die Einmischung seiner Eltern in seine Herzensangelegenheit gewehrt hatte, in der er mißtrauisch vor der Mutter sein ganzes Selbst, all sein Empfinden Lügen strafte, in der die beiden Alten voll Liebe das Glück ihres Sohnes beriethen — daß in demselben Augenblick in der schönsten Villa der Corneliusstraße, nachdem im Salon sämmtliche Lichter

verlöscht waren und Eva sich in ihr Zimmer zurückgezogen, die Commercienräthin in das Schlafgemach ihres Mannes trat.

„Bist Du nicht zu müde, Salo? Ich hätte sonst gern einmal mit Dir Evas wegen gesprochen.“

„Evas wegen? Wie heißt?“

„Ich meine ... Eva ist neunzehn Jahre ...“

„Ach so ... Nun Du hast doch keine Angst, daß sie sitzen bleiben wird?“

„Ich hoffe, daß sich ein Mann finden wird, der ihrer würdig ist ...“

„Das heißt, Du hast ein Projekt ... Also schieß los ...“

„Allerdings ... Du kennst jetzt den Grafen Zisterwitz ...“

„Stieke! Genug! daraus wird nie etwas ... hörst Du, nie! Ich will den Humbug nicht mit dem adligen Schwiegersohn. Das ist immer dieselbe Leier. Bin ich ein Vergolder? Soll er sich sein Wappen und seine rostige Krone aufputzen lassen, wo er will — mein Gold ist zu schade dazu ...“

Die Räthin erwiderte, die Eltern müßten nun einmal Opfer bringen für das Glück ihrer Kinder. Die Familie Zisterwitz sei gut und der Junge, so weit man höre, ein anständiger Mensch, wenn er auch nichts habe.

Jarociner wurde laut und heftig. „Nein, nein,“ rief er, „Eva ist meine Tochter, sie weiß, daß solche Ehen nicht taugen, Geld muß zu Geld heirathen ...“

„Eva hat mit mir gesprochen . . . sie würde ihn nehmen . . .“

„Was?“ schrie Jarociner heftig. „Das sind Deine Ideen, das hast Du dem Mädel in den Kopf gesetzt. Gräflicher Schwiegersohn . . . das sind Deine Maases! Narrheiten! Sie soll heirathen einen ordentlichen Banquier. Ich will mich nicht gequält haben mein Leben lang für so einen Windhund Ich kenn' sie, sie sind alle gleich . . . Schweig, sag' ich, und komm' mir nie wieder mit solchen meschuggenen Gedanken . . . nie, hörste, nie! . . .“

Die Räthin zog sich zurück. Sie kannte ihren Mann. Mit einem Sturm war hier nichts zu erobern. Das mußte langsam geschehen, Zoll um Zoll mußte das Feld erkämpft werden, bis das große Ziel erreicht war, nach dem sie seit den Tagen ihrer Jugend an strebte — die Herrschaft über die Gesellschaft Berlins.

Als sie, die Tochter eines armen Schneiders, zur Schule ging, verspotteten sie die reichen christlichen Mitschülerinnen: „Judenschicksel! Judenschicksel!“ . . . Sie hatte nicht geweint, nicht den Eltern geklatscht . . . still hatte sie die Fäuste geballt und gedacht: „wartet nur — eines Tages werdet ihr betteln um einen Gruß des Judenschicksels, werdet euch die Rücken krumm biegen, die Kniee wund knixen, um in den Salon des Judenschicksels zu kommen!“ . . . Sie hatte Jarociner geheirathet — obwohl er damals, mit seinem Vater verfeindet, wenig besaß, so hatte er doch eines,

was ihr mehr galt, als Vermögen: Spekulationsgeist. O, und auch sie spekulirte! Sie hatte ihren Mann reich werden sehen, einen Titel erhalten . . . von Hause aus unmusikalisch, hatte sie sich mit aller Energie auf diese Kunst geworfen, die beliebteste Kunst der Salons, um die Gesellschaft durch sie zu beherrschen. Sie hatte bei ihrem anfangs zögernden Gatten den Plan der Nationaloper vertreten . . . Sie die Herrin der Bühne, ihr Sohn berühmter Componist, ihre Tochter die Trägerin eines der edelsten Namen — dann war ihr Ziel erreicht, und die Berliner Gesellschaft lag ihr bedingungslos zu Füßen! In acht Tagen sollte Eva vor . . . und dann wollten sie beide graben und wühlen und bohren mit Energie und Vorsicht, wie es einem so unberechenbaren Manne gegenüber nöthig war, bis die Mauer einstürzte, welche der Speculant zwischen sich und den Aristokraten gezogen hatte, und die er von jetzt ab immer höher aufzurichten bemüht war.

Er behandelte den Grafen mit auffallender Nichtachtung und betonte verschiedentliche Male in seiner Gegenwart, wie wenig er auf Titel und Namen Werth lege, wie die Bedeutung des Menschen nur der Mensch selbst ausmache. Aber Zisterwitz besaß Geschick genug, diese Hiebe aufzufangen, er redete ihn von nun ab nur „Herr Jarociner" an, den unmusikalischen Klang dieses Namens noch verstärkend, und als der so herabgesetzte sich nun ein wenig verletzt zeigte, erwiderte er, er wage seinen verehrten Freund gar nicht mehr beim

Commerzienrath zu nennen, seitdem er erfahren, wie sehr dieser alle Titulaturen hasse. Zisterwitz wußte, wie viel er sich herausnehmen dürfe, er wußte, daß er die Mutter auf seiner Seite habe. Wie sie ihm bei Tisch stets den ersten Platz einräumte — neben Eva! Wie freundschaftlich sie ihm die Hand drückte! Wie sie die Vorzüge ihrer Tochter bei jeder Gelegenheit betonte, ihre Bildung, ihr gutes Herz! Zisterwitz bemerkte die geringste Einzelheit sofort und deutete sie sich. Er ging nach wohlberechnetem Plane vor. Keine Spur von einem stürmischen Liebhaber! Er riß schlechte Witze, sprach dann wieder einmal ganz ruhig und ernsthaft und erzählte so viel als möglich von seinen adligen Verbindungen, von den höchsten Kreisen, in denen er verkehrte, in denen die Menschheit erst beim Baron begann. Er spielte den jungen Mann mit den soliden Absichten, den vernünftigen Rechner, er setzte die Vortheile ins beste Licht, die er zu bieten vermochte.

Aber so leicht war der Alte nicht zu fangen. Er wußte so gut wie Eva und die Mutter, daß auch mit sentimentalen Scenen nichts bei demselben auszurichten sei. Thränen, Beschwörungen, Klagen prallten ab an der glatten, harten Wand des „Feuerfesten", welcher Jarociners Herz barg. Ein großer Schlag mußte geführt werden, der Zisterwitz gleich um ein paar Kilometer vorwärts brachte. Und das Mittel war bald gefunden; es war sein altes, oft erprobtes

Mittel, das ihn nie im Stich gelassen, zu dem er stets griff, wenn es galt, seinen Namen wieder einmal in die Oeffentlichkeit zu bringen, und die Aufmerksamkeit der Kreise auf sich zu lenken, mit welchen er zu rechnen hatte. Dieses Mittel — seine Specialität, wie er sagte — war der Fackelzug. Als Schüler, vor dem großen Abgangsexamen, welches sie damals Alle fürchteten, hatte er seinen ersten veranstaltet, zu Ehren jenes Tyrannen von einem Direktor, der gottlob gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Mit welchem Lobe hatte er dann die Prüfung bestanden! Und jetzt . . . auf der Universität . . . du lieber Gott, in jedem Halbjahr bot doch wenigstens ein Professor die Gelegenheit zu einem Fackelzuge. Wozu gab es Rectoratswahlen, wozu fünfzigjährige Doctorjubiläen und siebzigste Geburtstage? Und welche Aufforderung hätte bei den Commilitonen erfolglos bleiben können, an deren Spitze der Name „Benno Graf Zisterwitz" prangte? Sie ist ja so begeisterungsfähig, die Jugend! Einmal neben einem wirklichen Grafen die Fackel getragen zu haben — für einen Deutschen eine Erinnerung, welche das Leben durchdauert. Man nahm sich so stolz aus hoch zu Roß, — man warf der jubelnden Menge so vornehme Dankesblicke und Kußhände zu, man fand seinen Namen in jeder Zeitung, man hielt zündende Ansprachen, man drückte dankbare Hände, man verpflichtete sich hundert Leute von Einfluß, wenn man ihnen auch nur gute Plätze ver-

schaffte, . . . o, es war eine köstliche Sache, solch ein Fackelzug!

Mit schnellen Schritten ging Zisterwitz in seiner bescheidnen Klause — nur einem schmalen einfenstrigen Miethszimmer, aber in der Hohenzollernstraße — auf und nieder, die Augenbrauen tief herabgezogen, die Stirne voll Falten. Jetzt ein Fackelzug — der konnte ihm ein Ansehen geben! Aber er mußte einer bedeutenden Person gelten, so daß er zum Ereigniß würde, an dem ganz Berlin Antheil nahm . . . einer ganz hohen Persönlichkeit . . . wo in aller Welt nahm man einen Anlaß her? . . . Hastig griff er nach dem „Börsenboten", jenem Blatte, das allen Tagesklatsch brachte, auf das deshalb Jedermann schimpfte und das Jedermann las. Aergerlich durchflog er die Bogen, sie knitternd umwendend. Nichts . . . nichts! . . . O öde Zeit! O Armut an großen Männern, an Erinnerungen großer Thaten! . . . Halt . . . was war das? Feierte da im nächsten Monat der ehrwürdige greise Held, der auf dem Throne saß, nicht den sechzigjährigen Gedenktag irgend einer Beförderung in seiner ruhmreichen Soldatenlaufbahn? . . . Ja freilich . . . aber was hatten die Leutnantssterne des Kaisers mit der Wissenschaft zu thun? Oder mit der Musik? Donnerwetter ja! . . . In Sturmesschritten durchmaß er das Zimmer, in krampfhafter Nervosität zupften seine Finger an den dünnen, winzigen Härchen über den Lippen. Aber wie . . . war die Wehr=

haftigkeit, die Tapferkeit, die Führung der Waffen nicht des deutschen Jünglings höchster Stolz? Allerdings, sie strebten nach der höchsten, der tiefsten Wahrheit . . . aber sie waren auch Deutsche, Deutsche, die ihr Vaterland zu schützen wußten. Der deutsche Student . . . wehrhaft und wahrhaft . . . Das war das Wort . . .! Ein Lächeln der Befriedigung breitete sich auf seinem Antlitz aus, er athmete tief. ‚Wahrhaft und wehrhaft' . . . Donnerwetter! . . . Er stürzte zum Schreibtisch, er nahm die Feder, welche fieberhaft über die Bogen flog . . .: „Commilitonen! . . . Wahrhaft und wehrhaft ist des deutschen Musensohnes Losung! Das Ideal deutscher Wehrhaftigkeit, Europas herrlichster Held steht vor einem Ehrenfeste, vor der fünfzigsten Wiederkehr jenes Tages, an welchem er der Wehrhaftigkeit ersten Gipfel erreichte, jener Wehrhaftigkeit, welche uns ein gemeinsames Vaterland schenkte! . . . .

. . . .

. . . . Fackelzug!!!"

Die Feder machte den letzten Punkt. Er sank in den Lehnstuhl zurück. Das mußte wirken! Die ganze Universität würde in Aufregung gerathen, die Presse würde von nichts Anderem sprechen . . . er war auf Wochen der Held des Tages . . . der Kaiser würde ihn vielleicht vor sich rufen lassen — o sein Name mußte ihm bekannt sein, es war alter Adel! — er würde ihm die Hand küssen dürfen, man würde ihn

feiern ... Eva, Eva, Dein Vater wird sich noch glücklich schätzen, einen so berühmten Schwiegersohn zu bekommen, mit dem der deutsche Kaiser spricht ... Er schloß die Augen, sein Mund ward breiter und breiter, langsam, fast kosend spielte die Linke mit den Schnurrbartspitzen ... o er war glücklich: er hatte ja wieder seinen Fackelzug!

VI.

Felscher trug indessen munter den Mantel nach zwei Seiten. Es nur um Himmels willen mit Keinem verderben! war seine Losung, und er voltigirte von der Pritsche der neuen Musik nach dem Polster der alten und zurück mit einer Gewandtheit, wie sie nur den geübtesten Kunstreitern des Salons eigen ist. Er erschien im schwarzen Radi und erging sich in beißenden Aeußerungen über Stinkert, Schabelsky, Haus Jarociner — er kneipte in der vornehmen Weinhandlung mit Robert, dem Professor und dem Journalisten und war unermüdlich in drolligen Vergleichen der „Stürmer und Dränger". Warf man ihm diese Freundschaft im Kreise der ersteren vor, so erwiderte er, man müsse doch leben, er sei gewohnt, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen: und wahrhaftig, Stinkert besorgte ihm Privatstunden, er brachte ihm einige kleine Tänze und Lieder bei Verlegern unter, er verschaffte ihm zuletzt die Stelle eines Musikkritikers an einer Vorstadtzeitung. Es

war klar, daß Felscher in diesem Blatte seinen Beschützer, seinen Förderer nicht angreifen konnte! Wie schlau er doch war, der große Musikgott! Die drei Idealisten waren darüber einig, daß Felscher der einzige von der ganzen jungen „Bande“ sei, der Vernunft und Talent besitze und für den man etwas thun könne. Ach, und wie er seine Mähne zu pflegen, seinen Bart zu streichen wußte, wie er den melodischen Tonklang seiner Stimme steigerte! Wie bescheiden und fromm seine Augen in die Welt blickten, hinter den großen, runden Brillengläsern! Er sah recht gut, der Spitzbube — aber er tastete bei jeder Gelegenheit unsicher mit den Händen, den Füßen — das gab etwas so hilfloses, bescheidnes, ehrbares! Ueber Abwesende sprach er vor der Familie Jarociner nur Gutes, die Anwesenden übergoß er mit spöttischer Lauge. Ja, er war wirklich ein zu lieber, bescheidner, harmloser Junge! Ein Idealist, der nur für seine Kunst lebte! Selbst die Menscher im „Café Boulanger“ schwärmten für ihn.

Im „schwarzen Radi“ ward oft über ihn gesprochen, wenn er abwesend war. Wichmann verachtete ihn — er verachtete jeden, welcher die Kunst so weit erniedrigte, für Brot zu arbeiten. Das war ein Verbrechen am Genius.

Treumann war so ziemlich der einzige, welcher Felscher vertheidigte, er mißbilligte bei sich selbst wohl den allzu innigen Anschluß Felschers an Personen, die

er nicht achten konnte, aber er wußte, daß der ernste Mensch, in die Nothwendigkeit versetzt sich zu erniedrigen, lieber die Erniedrigung wählt, die er nur selbst zu tragen hat, und jene vermeidet, welche ihm nichts erspart und Andere schädigt: daß er lieber eine unangenehme Arbeit übernimmt, als auf Kosten Fremder faullenzt. O, es waren verschiedene Dinge: zu philosophiren und zu leben!

Und zu leben verstand Felscher: vielleicht schon zu gut. „Das Talent,“ sagte er einmal zu Treumann, „sitzt nicht im Kopfe, glauben Sie mir — es steckt in den Ellenbogen und im Sitzfleisch. Man muß verstehen sich vorzudrängen, man muß auch verstehen zu warten. Was können ist viel, aber nicht Alles: auf dem Posten sein ist die Hauptsache. Auch das Leben hat seine Strategie. Zu einem Erfolge gehören drei Dinge: der rechte Mann, der rechte Augenblick, der rechte Platz.“ Und er berechnete genau, wenn er einen Schritt that, er rechnete, wenn er sich scheinbar bescheiden zurückhielt. Was Hoffmeister fehlte, besaß er vielleicht zu reich: die Lebensklugheit. Wo begann, wo endete das Maaß, welches dem Künstler dienlich war? . . . Alle Scherze, die er mit Frau Liesbeth trieb, alle Lustigkeiten waren wohlberechnet. Er gab sich den Anschein, an ihre Harmlosigkeit, ihre leidenschaftliche Seele zu glauben, er versicherte ihr mit demselben Tone liebevoller Ueberzeugung zum tausend- wie zum ersten mal auf ihre Frage, daß er ihr nicht böse sei,

er schaute mit der gleichen Begeisterung in ihre schwärmerischen braunen Augen, wie am ersten Tage, er plauderte mit derselben Wichtigkeit immer über die gleichen Nichtigkeiten — dabei wie ein Tiger auf die Stunde lauernd, in der sie sich eine Blöße geben, in der ihre Gefallsucht und Eitelkeit die Herrschaft über ihre Trägheit und ihre ererbten und anerzogenen Begriffe von Tugend gewinnen und ihm den großen, zum Siege führenden Sprung gestatten werde. Er suchte durch ein allmähliches, langsames Näherkommen, durch ein Eingehen auf ihre Schwächen, diesen Augenblick zu beschleunigen, aber er hütete sich, den Sturm zu früh zu wagen. ... Er lächelte über Hoffmeisters Bemühungen um Eva: er kannte diese kalten Mädchen der guten Gesellschaft, welche niemals sündigen, weil sie die Folgen der Sünde zu gut kennen, weil sie die Strafen kennen, welche die Natur und die Gesellschaft darauf gesetzt haben. Er wußte, daß für die Töchter der Speculanten, von Jugend auf nichts anderes zu hören gewohnt als Börsengeschäfte, ihre eignen Körper nichts waren als Werthgegenstände, die sie so theuer als möglich losschlugen, gegen eine lebenslängliche Rente, welche die höchsten Vortheile in sich begriff — die Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer Genußsucht, Stellung und Luxus. Einen harmlosen begeisterungsfähigen Künstler zu ihren Füßen schwärmen zu sehen, konnte die Eitelkeit dieser reichen Müßiggängerinnen für eine Stunde reizen: aber sie waren die Töchter

ihrer Väter, und ihre Berechnung war stärker als ihre Eitelkeit. Dieser gute Hoffmeister! Glaubte er vielleicht, die Tochter Jarociners werde sich mit ihm in eine Hütte am Golf von Neapel einschließen und in der Liebe Pauls und den Melodieen aufgehen, die er ihr vorflötete? War er denn blind, daß er den furchtbaren Nebenbuhler nicht bemerkte, der ihr zu Füßen zu legen hatte, was alle Notenstöße und Lorbeeren Pauls nicht aufwiegen konnten . . . diese kleine, verstaubte, verrostete, verbogene, siebenzinkige Krone? . . . Felscher zweifelte nicht, daß Eva den Grafen heirathen würde, er hatte kein Interesse an ihr, aber er ließ sie deswegen doch nicht aus den Augen. Wer konnte wissen . . . vielleicht geschah doch einmal ein Zufall . . . Vielleicht beging sie trotz all ihrer Berechnung einmal einen Fehler . . sie war ja schließlich doch ein Weib, und eine Unvorsichtigkeit begeht jedes Weib . . . Und dann . . .! — daß sie ein göttlicher Bissen war, hätte nur ein Narr läugnen können.

Felscher schmeichelte Stinkert, aber er haßte ihn, er lauerte auf den Augenblick, wo er ihm mit dem Dolch in der Hand einen tödtlichen Stoß würde versetzen können. Stinkert hatte ihm Gutes erwiesen, hatte seine Existenz in Berlin begründet — sein Haß war also natürlich; denn wir hassen stets den, dem wir verpflichtet sind, der uns schwach gesehen, demüthig, hilflos. Daß er ja nicht meine ein Recht

auf unsere Dankbarkeit zu haben! Die Welt soll uns stark glauben. Das ist der Kampf ums Dasein. Hatte ihn Stinkert zum Musikkritiker gemacht aus allgemeiner Menschenliebe? Warum denn gerade ihn? warum nicht Hoffmeister, der, er gestand es sich selbst, berechtigtern Anspruch darauf gehabt hätte? Nein, er hatte gehofft, in ihm ein williges Werkzeug zu erlangen!

Die Hauptsache war: er hatte jetzt sein Blatt, er hatte Einfluß auf die öffentliche Meinung, er war eine Macht. Das war der Punkt, an dem er den Hebel ansetzen konnte. Er konnte verdammen, anerkennen, für den Erfolg der Sache wirken, zu der er stand. Die Genossen mußten ihn respectiren — den Andern stand er jetzt gleichberechtigt gegenüber. Er erschien seltener im „schwarzen Radi" und im „Boulanger", er sprach dann immer von seinen Geschäften, er wurde zugeknöpfter als früher, nahm ironisch was er früher ernsthaft behandelt, versicherte die Freunde seines Wohlwollens. Er begann auf Kleidung und Wäsche großen Werth zu legen. Er trank bessere Weine als früher, er dutzte wie Stinkert und Schabelsky jetzt Roberts Maitresse „Mieze", wodurch Robert sich unendlich geschmeichelt fühlte. Er gestattete Robert, gelegentlich seine Zeche zu bezahlen, ohne es aber so weit zu treiben, wie Schabelsky, der sich ganze Viertel Wein, viele Kisten Cigarren auf Roberts Rechnung kommen ließ, ja sogar von diesem verlangte, er solle bei

seinem Schneider und seinen Wirthen für ihn bürgen. Schabelsky wußte das Seil, Robert an sich zu fesseln. Es waren nicht allein die Notizen im „Börsenboten", welche Roberts Eitelkeit schmeichelten. Er erzählte ganz harmlos von einer neuen Geliebten, die er sich angeschafft, er nannte ungescheut ihren Namen, ihre Wohnung und fügte mit besorgter Miene hinzu: „Wenn ich nur die Gewißheit ihrer Treue hätte! Sie ist leichtsinnig, daß Gott erbarme . . .!" Das hieß: „Greifen Sie zu, lieber Freund, genieren Sie sich nicht!" Wer am nächsten Tage ein kleines rosafarbnes Briefchen nach der eben genannten Adresse sandte, war Robert. . . . Mit einem Manne, dessen Geliebte man besessen, muß man sich schießen, oder sehr gut Freund sein . . . Schabelsky war ein prinzipieller Gegner des Duells — aus ethischen Gründen, er erklärte es oft und schrieb auch Leitartikel darüber im „Börsenboten": „Die Moral der Haudegen und die Moral der anständigen Leute . . ." Augenblicklich war Schabelskys Geliebte die gebildete Thekla im Café Boulanger — Schabelsky war nie wählerisch . . . Sie wohnte Krautsstraße 23, im Hofe, vier Treppen: Robert wußte es seit drei Tagen . . .

Seit jenem stimmungsvollen Abende waren die Künstler Stammgäste im „Café Boulanger" geworden. Je vertrauter die Gäste in derartigen Lokalen werden, desto größere Freiheiten pflegen sie sich herauszunehmen, desto discreter ziehen sich die im Anfang

mißtrauischen Wirthe zurück, geben vor nichts zu bemerken und lassen die Gäste treiben, was sie wollen. Das hintere Zimmer wurde der Schauplatz der wildesten Orgien. Was die verworfenste Phantasie des wüstesten Lebemannes nur ersinnen konnte, den auch das Stärkste nicht mehr kitzelte, ward hier getrieben. Man wälzte sich auf allen Tischen, Sesseln, Sophas, auf der Erde umher. Ein Kleidungsstück nach dem andern flog in die Ecken. Am tollsten trieb es der Minnensänger — er war nicht zu halten, sondern tobte wie ein brünstiger Stier, seine Hände zitterten bei den unanständigen Berührungen, mit welchen er die dicke Alma verfolgte und seine Wangen färbten sich rothbraun, daß die Andern fürchteten, ihn könne in jedem Augenblick ein Schlaganfall treffen. Ihm genügte nicht einmal mehr ein unanständiger Witz, die nackte, blanke Gemeinheit reizte ihn allein, er wieherte vor Vergnügen, er wälzte sich mit Alma am Boden umher, bis er erschöpft nicht mehr weiter konnte und unter Keuchen in einer Ofenecke liegen blieb, die Zunge weit hervorstreckend. Und von außen, vom Nebenzimmer her wimmerte das Clavier unter den Händen des „Herrn Capellmeisters“ leise hinein in den wilden Lärm, das freche Lachen, die gefühlsseligen, breiten Töne:

„Schirm dich der Herr, der Lust in Leid verkehrte“ . . . Und die ganze Bande, halbentkleidet, in den schlüpfrigsten Stellungen, sang dann den schwärmerischen, entsagenden Text mit, schlug mit den

Füßen den Takt und „schunkelte“, eine Kette bildend und die Körper nach rechts und nach links wiegend.

Nicht durch die lebhaftesten Bitten, nicht durch die Drohungen der Wirthin, noch durch das Angebot der höchsten Trinkgelder seitens Roberts war Else zu bewegen, an diesen Orgien Theil zu nehmen. Mit einem festen „Lassen Sie mir in Ruh', ich mag nicht!“ lehnte sie Alles ab, und als Schabelsky sie einmal mit Gewalt hineindrängen wollte, gab sie dem frechen Patron eine schallende Ohrfeige. Der Wirthin, welche drohte, sie hinauszuwerfen, begegnete sie mit der Widerdrohung einer Anzeige bei der Polizei — es war das einzige Mittel, sich zu halten. Sie tauschte gern den Bezirk mit einer weniger bedenklichen Collegin und hielt sich vorn auf, wo die Trinkgelder geringer waren, aber wo es anständiger zuging. Paul, den diese wüsten Gelage im höchsten Grade anwiderten, hielt sich fern: wie erstaunte Felscher, dem keine Tollheit zu arg war, als ihn Else einmal und öfter nach dem langen blonden Paul fragte! Felscher beeilte sich natürlich, zu erkunden, ob sie ihn liebe, ob er mit ihr verkehrt habe — das konnten ja Alles kostbare Waffen werden! — aber er bekam so wenig etwas aus ihr heraus, wie irgend ein Anderer. Ihre Colleginnen schimpften weidlich auf sie, auf das hochnäsige, tückische Ding, dem es faustdick hinter den Ohren sitze, das sich immer so mit seinem Anstand habe und doch nichts anderes sei als sie Alle.

Ein seltsames Wesen, diese Else! Sie hatte keine Freundin, keinen Geliebten . . . der und jener durfte sich wohl rühmen, sie besessen zu haben, aber am nächsten Tage hatte sie ihm nicht einmal einen Blick zugeworfen. Mit Niemandem sprach sie mehr, als das Geschäft verlangte, in sich verschlossen, fast finster ging sie umher. Alle nannten sie tückisch und muckerisch, neckten sie und spielten ihr Schabernack, wo sie konnten. Man goß ihr heimlich Petroleum in das Bier, das sie zu kredenzen hatte, damit sie die Vorwürfe der Gäste und der Wirthin bekäme. Man versteckte ihr die Straßenkleider, den Hut, den Mantel, ja auch die Serviette, welche dem Geschäft gehörte, so daß sie das Pfand verlor, das sie dafür erlegen mußte. Für alles das hatte sie nicht ein Wort, nur ein verächtliches Achselzucken. Ihr ernstes, fast finsteres Gesicht hellte sich nur auf, wenn vom Piano her unter den Händen des Capellmeisters eine Weise erklang. Dann setzte sie sich meistens auf einen Stuhl und starrte mit großen Augen, wie verzückt, in die Luft. Besonders jenes herrliche Lied der Entsagung: „Schirm dich der Herr", konnte sie nicht oft genug hören. Es war ihr, als hätte ihre eigene Seele angefangen zu tönen und müsse sich so äußern. Welch ein herrlicher Mann mußte das sein, der solch himmlische Weisen zu setzen wußte! Die Losung eines Tages hätte sie darum gegeben, ihn nur einmal von

fern zu sehen. Oft kaufte sie dem alten versoffenen Lüderjahn am Klavier — der einst ein berühmter Virtuose gewesen — aus eignen Mitteln ein Glas Bier, nur damit er das herrliche Lied noch einmal spiele, das ihr eignes Herz auf seinen Tönen fortzutragen schien, in ein fernes, unbekanntes Land voller Wunder, voll schöner Studenten und Künstler, welche sie liebten, welche an ihren Schicksalen Theil nahmen und süße, wohlthuende Worte zu ihr sprachen. Und als beim Erklingen dieser Melodie die eben eingetretene Bande unter Stinkerts Führung in ein Höllengelächter ausbrach und schlechte Witze riß, als die andern Gäste den Rhythmus mit den Fäusten auf den Tisch schlugen und die Bierseidel klirrend gegen einander stießen, rief sie ihnen zu: „Sei'n Sie doch man 'n bisken still, wenn gespielt wird. Haben Sie denn gar keene Bildung?“ . . .

Wie erstaunte Paul, als er eines Tages unter der eingelaufenen Morgenpost folgenden Brief fand:

„Sie wehrden entschuldiegen, ser verehrtester Her, daasß ich mir erlauhbe Sie zu belehstiken, mit dieses, weill äs dohch aber aus meinen ihnerste Herzen kohmt, und ich würglich vom ehrsten Augenblühke an woh ich Sie auf die Geruhsalehmerstraße gesen obwoll ös dohch war Abend zen Uhr wahs ich nohch wie hoit weihs alsoh haben meine düffsten Gefühle ihmer vor Jnen geschlagen wahs Sie dohch hebde beweegen misen, wehn Sie ieberaubt Auhgen

haben und nun kohmen Sie gahr nich mer in dem Café wahs mich in ihnerster Sehle schmärzen tuth also eilen Sie schnell in die weit göfneden Armee ihrer verzweifellt

treu ergebehnen
Else

die sich verzärt vohr Sönsuchht."

Hoffmeister starrte auf den Brief wie auf eine Seite der „Fliegenden Blätter". Er schüttelte sich vor Lachen. Die köstliche Schwärmerei desselben wurde nur übertroffen durch die einzige Rechtschreibung und den unvergleichlichen Stil. Dieser Brief war ein Document — kein Humorist konnte ihn gelungener erfinden! Die Else! Sie schwärmte für ihn, sie „verzärte sich vohr Sönsuchht". Die Hebe des Café Boulanger! Es war köstlich! Er hatte immer geglaubt, sein rauhes Gebahren müsse jedes Weib abstoßen, denn bei diesen Wesen zweiter Klasse, diesen Geschöpfen mit den langen Haaren und dem kurzen Sinne wirkte ja nicht wie bei gebildeten Mädchen, gleich Eva der Geist, sondern nur die dumme, häßliche Schmeichelei, die er verachtete. Und jetzt hatte er doch eines Weibes Herz gerührt! Freilich nur einer Kellnerin. Neben der Lustigkeit, die ihn zwang, sich die Seiten zu halten, stieg in ihm plötzlich ein anderes Gefühl auf . . . eine Wärme, welche die Lungen, den Brustkorb ausdehnte, und in die Wangen brannte . . . ein Gefühl des Stolzes . . . so gut

er diesem Weibe gefiel, konnte er nicht auch die Empfindung eines andern erregen, an dessen Herz ihm mehr lag, als an dem der sehnsüchtigen Kellnerin? . . . Lachend legte er den Brief in ein besonderes, für Curiosa bestimmtes Fach . . . Ihm kam auch nicht die Spur der Vorstellung, welche Leiden, welche Kämpfe mit sich selbst vielleicht in der Seele eines Weibes waren ausgefochten worden, bevor die ungeheuerliche Falschschreibung, der gräßliche Stil dieses lächerlichen Briefes zu Stande kam . . .

Es fiel ihm natürlich nicht ein, das Café Boulanger zu besuchen — jetzt noch weniger als früher. Was hätte die dumme Gans sich eingebildet? Es wäre ihm wie eine Beleidigung Evas erschienen. Man ist nicht immer so sentimental, zwei solche Frauen auf eine Linie zu stellen! Eben jetzt hatte er so recht wieder den Unterschied erkannt, jenen unsagbaren Reiz voll auf sich wirken lassen, den ein feines, reiches, geistvolles Mädchen auf einen jungen Mann ausübt.

Es war Nachmittag, und er kam von einem Besuch bei Jarociners zurück. Der Zauber, dem er sich eben entwunden, bebte noch in allen seinen Gliedern nach. Er war wie hypnotisirt. Der Gatte dieses Mädchens zu werden — kein Gott konnte höhere Wünsche hegen. . . . Mit ihr eingeschlossen im lauschigen, duftenden Gemach, beim Schein der röthlichen, geheimnißvollen Ampel! Ihren Mund, ihren Nacken mit Küssen bedecken, ihr langsam im zärtlichen Kampf

Stück um Stück von dem abringen, was ihm das Ziel seines Verlangens verbarg, die Schönheit seiner Liebe neidisch verhüllte . . . wenn er nur daran dachte, so überfiel ihn ein Zittern, daß er sich an den Laternenpfählen, den Häuserwänden festhalten mußte. Er fühlte heiße Wellen in sich emporsteigen, die sein Gehirn, seine Adern zu sprengen drohten . . . Was er auch begann, wie er sich auch zu anderen Vorstellungen zwang: er konnte nichts denken, als immer nur jene Scene, jenen einen seligen Augenblick. Er sah sie immer nur vor sich sitzen, plaudernd, vornübergebeugt, mit gekreuzten Beinen . . . er spürte noch den Duft, der von ihren Haaren, ihrem Halse auszugehen pflegte . . . ah, seine Sinne verlangten nach der Berührung weichen, weißen Fleisches . . . er mußte ein Weib bei den Händen ergreifen und an sich ziehen, jetzt, im Augenblick, oder er wurde wahnsinnig. Er dachte allen Ernstes daran, das nächste Mädchen zu umarmen, das ihm begegnete.

Plötzlich stieß sein Arm an ein Blechschild. Er blickte auf. Er stand vor dem Café Boulanger. Ein Stoß durchschütterte sein Gehirn: . . . Else! . . . Sie war hinter den verhangenen Fenstern, deren Gardinen sich wie im Winde leicht zu bewegen schienen. Er dachte nicht an die Hoffnungen, die Gefühle, welche das Mädchen bei seinem Anblick bewegen mußten, er dachte an nichts, er fühlte nur wieder jene innere Hitze, und ehe er zu sich selbst kam hatte er die

Thürklinke in der Hand, befand er sich in der Kneipe. Wie fahl und abstoßend das jetzt Alles im nüchternen Tageslichte aussah, was der röthliche Schimmer der Gasflamme Nachts noch mit einem gewissen, flackernden Reize umgab! Die Wände wie kahl, die Möbel wie zerschlissen, verstaubt, verbraucht, die Gesichter der Frauenzimmer wie gelb und runzelig und welk! Er bemerkte nichts davon, seine stier in das graue Halbdunkel gerichteten Augen suchten nur Else. Sie stand am Buffet, in Hut und Mantel: sie hatte heut Ausgehtag. Verlegen blickte sie zuerst zur Seite und antwortete nicht, als er sie ansprach. Er stieß die Worte schnell hervor, seine Stimme klang heiser. Sie wandte sich ihm endlich zu, ihr Gesicht glühte über und über. Er berührte das Bier nicht, das er bestellt hatte, sondern bot ihr seine Begleitung an. Er zahlte, und beide gingen. Zehnmal ward ein Gespräch begonnen, das sich abbrechend sogleich wieder verlor. Er versuchte einige Witze, um sie heiter zu stimmen: sie lächelte kaum. Beide hatten in diesem Augenblick nur einen Gedanken, beide bemühten sich um ihn durchzuführen, eine Form, eine Anknüpfung zu finden, welche das Zartgefühl des Mädchens nicht verletzte. Paul zermarterte sich: verdammt, daß ihm gar nichts einfiel! Schon wollte er mit einer rohen, gerade aufs Ziel gehenden Aeußerung kurz einfallen, als ihn ein letzter Rest von Achtung für das Weib in Else zurückhielt — nein, eine gewöhnliche Dirne war sie doch nicht.

Zum Glück begann das Mädchen von ihrem Poesiealbum zu sprechen und bat Paul, ihr auch einen Vers hineinzuschreiben. Ja, das wollte er thun, auf der Stelle, er wollte es sehen, und sie könnten sich ja sofort zu ihr begeben.

Gut, sie gingen also, hinaus, nach der Hasenhaide nach einer jener nüchternen Seitengassen, welche nach dem Tempelhofer Felde zu laufen. Man betrat das kleine, zweifenstrige Zimmer geradezu von der Treppe her. Else war auf den Besuch nicht vorbereitet gewesen — wie sauber und ordentlich sah es trotzdem aus! Die Decken des Fußbodens, das Bett, die weißen gehäkelten Antimacassars auf dem Sopha — Alles war in der rechten Lage. Vor dem Spiegel hauchten in einem Wasserglase ein paar halbverwelkte Sträußchen ihren letzten schwach duftenden Athem aus. In dem grauen Dämmerlicht verwischten sich schon die Umrisse der Möbel, der Schrank trat wie eine finstre Masse hervor, und ein letzter leicht hingehauchter Sonnenstrahl spielte um die Stirn der Gypsbüste des alten Kaisers. Nur flüchtig, wie im Traum, sah Paul dies Alles, er erwartete kaum den Augenblick, neben Else auf dem Sopha zu sitzen und sie an sich zu pressen. O, wäre es Evas Gemach gewesen, wo er sich befand! Es war nur die Wohnung der Kellnerin — was hätte Robert darum gegeben, mit ihm zu tauschen!

Sie zündete die Lampe an und ließ die Vor=

hänge herunter. Er hatte Hut und Mantel abgelegt und sichs bequem gemacht. Er mußte ihre Bücherschätze bewundern: Paul Heyses und Eichendorffs Gedichte. Sonderbar, die Vorliebe aller dieser Mädchen für rührselige Lyrik! Je schwärmerischer, je besser. Er mußte fast lachen: er dachte nicht daran, daß diese Geschöpfe in der Poesie nach ihrer Art die Befriedigung eines Bedürfnisses suchen, das sie empfinden so gut wie alle deutschen Mädchen — die der Empfindsamkeit, welche gerade ihnen das rohe Leben am hartnäckigsten verweigert. Dann holte sie ihr in Sammet gebundenes Album vor. Ueberall die schrecklichen, krummen Krähenfüße der Colleginnen, und überall dieselben sentimentalen Citate

„Wenn Zweie müssen scheiden,
Die sich dereinst geliebt . . .", „O lieb, so lang Du lieben kannst . . ." — keine Zote, keine Schmutzerei; selbst Thekla war mit einem Vers von Goethe vertreten. Das Album war Elses Heiligthum, sie hielt es gut eingeschlossen, unter hunderterlei Kram versteckt, neben ihrer Kasse. Paul hielt nicht länger an sich, er suchte Else wild an sich zu pressen, sie zu küssen, sie wich ihm aus, sie rangen mit einander, Hand in Hand verzargt, in allen Ecken drückten sie sich umher, Paul stand der Schweiß auf der Stirn, bis Else, erschöpft, am ganzen Leibe zitternd, quer über das Bett sank und flüsterte: „Mach die Lampe aus!" Nun war Nacht und nun

floh der letzte Hauch jenes schamhaften Widerstandes, mit dem sie sich gegen ihr eignes Verlangen bisher gewehrt. Die Kleider flogen zur Erde . . . dann schloß das Mädchen die Augen . . . wie im Starrkrampf lag sie da, bewegungslos, nur ihr kurzer, heißer Athem, nur das Zittern ihrer Glieder verrieth das Leben . . . und durch das dunkle Schweigen ringsum hörte man nichts als tiefe Seufzer und die kurzen Laute leidenschaftlicher Küsse . . .

Sie hielt ihn in ihren Armen, den sie liebte: der Augenblick, den sie durch Monate glühend ersehnt hatte, war da. Ihr war, als rieselte Feuer durch ihren ganzen Körper, ihre Nerven brannten, ihre Adern, ihre Lippen, ihre Haut: es war die Trunkenheit erwiderter, erfüllter Liebe, es war einer jener Augenblicke grenzenlosen, nicht zu übertreffenden Glücks, wie sie der Armen, Verfolgten, Enterbten so selten in ihrem Leben geblüht hatten. Und sie preßte ihn an sich, der ihr diesen Augenblick der Seligkeit gegeben hatte, glühend und immer leidenschaftlicher, und in dieser brünstigen Umarmung lag die ergebungsvollste Dankbarkeit, lag das Flehen, sie noch nicht zu verlassen, sie diesen seltenen Moment auskosten zu lassen, so lange dieselbe Natur, die ihn forderte, ihn erlaubte. Denn was in ihr tobte und wallte, war die Natur, jene geheimnißvolle, unbewußte Macht, welche sich von ihrem Rechte keinen Strich unterschlagen läßt, welche verkümmert, wenn es ihr versagt wird, und welche

sich widersetzt, wenn man ihr mehr Speise aufnöthigen will, als sie bedarf.

Und er? . . . Er hätte vor Wuth aufstampfen mögen, als sie sich endlich erhob und die Lampe wieder anzündete — lächelnd, denn jene verlegene Scham von vorhin war jetzt besiegt. Er war zornig, als er mit einem Male wieder die weißen Wände erblickte, den großen Schranken, das alte Sopha, den gypsernen Kaiser — und die kurz geschnittenen Haare, die schlanke Gestalt Elses; denn sein Traum war ja nun verschwunden, jene süße Einbildung, der er sich durch eine Stunde hingegeben mit aller Gluth seiner überströmenden Künstlerphantasie, welche das Blut so schnell durch seine Pulse gejagt, welche diese fast erschreckenden Feuerströme der Leidenschaft entfesselt hatte — daß es ein ganz anderes Gemach sei, in dem er ruhe, daß es ganz andere Lippen seien, auf die er die seinen drücke. Jetzt war ja wieder Licht, eine blakende, häßliche Petroleumlampe mit zerbrochener Glocke, und der Arm, der sich sanft um seinen Nacken legte, gehörte der Kellnerin aus dem Café Boulanger! . . .

Und sie hatte noch den Muth ihn zu fragen, warum er ein so verdrießliches Gesicht mache? Es war zum Auflachen! Es fehlte nicht viel, so hätte er sie fortgestoßen. Sie verlangte, daß er noch bei ihr bleibe, sie langweilte ihn mit ihrem Geschwätz, sie legte seinen Arm um ihre Hüfte . . .

„Was wirst Du von mir denken, Paul? Nicht

wahr, Du hältst mir nicht für ein gemeines Frauenzimmer? Siehst Du, Du bist wahrhaftig der erste Mann, der dieses Zimmer betreten hat — und ich wohne schon drei Monate hier. Glaubst Du mir, daß ich Dir liebe? Gieb mir einen Kuß . . . so! . . . Siehst Du, wenn ich schlecht sein wollte . . . lieber Gott, an Gelegenheit fehlt's nicht . . . Ich kann nicht über die Straße geh'n, ohne daß mir die Männer nachlaufen. Und was sie einem Alles versprechen! . . . Ha, gerade in diesen Tagen habe ich manchmal geschwankt . . . Du ließest Dir auch gar nicht mehr sehen, ich dachte schon Du hättest mir vergessen . . . aber dann sagte ich mir „Nein!" und wenn ich Einen hatte abfallen lassen, war mir's immer als hätt' ich einen Sieg erfochten. Du glaubst gar nicht, man prügelt sich ordentlich mit sich selber . . . Wie Du meinen Brief bekamst, da warst Du wohl recht böse? Kann mir's denken. Hast Du mirs übel genommen, ja? . . . Entschuldige nur . . wirklich . . . ich weiß heut selbst nicht mehr, was damals in mir gefahren war . . . Du hast mir damals wohl für recht gemein gehalten? . . . Aber hältst Du mir jetzt für anständig? Ja? Nein? So red' doch wenigstens einen Ton!" Sie strich ihm mit der Hand über die Falten der Stirn. „Sei nicht so finster!"

„Ja, natürlich . . . keine Offizierstochter hat etwas vor Dir voraus."

Sie merkte die Ironie gar nicht, die sich in

den Worten versteckte. „Natürlich,“ entgegnete sie, „eure feinen Damen sind auch nicht anders. Thun thun sie's Alle! Heimlich! Sie wollen's nur nicht Wort haben! Ich bin auch 'mal Zofe bei einer Gerichtspräsidentin gewesen — 'na, wat da Allens vorkam! . . . Weißt Du, was ich möchte? Heirathen möcht' ich! Irgend 'n Tischler oder Klemptner . . . ganz ejal, wenn's nur solider Mensch wär' — nur keenen Maurer: die saufen zu viel! Ich würd' so 'ne gute Hausfrau werden — glaubst Du nicht? Ich koch' brillant! So um zehne schlafen gehen und um sechs aufstehen, und mit dem ganzen Kneipenkrempel nischt zu thun haben! . . . Ach, jetzt — das ist zu scheußlich! . . . Wenn man so allein steht . . . gräßlich . . .“

„Hast Du keine Eltern mehr?“

„Mutter ist vor drei Jahren gestorben.“

„Und Dein Vater? . . . . Hm?“

„Ach . . . weißt Du . . . reden wir nicht davon . . .“

„Wieso? wieso? was ist?“

Sie verzog den Mund, sah eine Weile stumm zu Boden — mit einem Male sprang sie lachend auf, stellte sich vor ihn hin und rief: „Sieh' mir an . . . seh' ich aristokratisch aus?“ Er lachte. „Nee, nee, faktisch, in mir fließt gräfliches Blut . . . von der einen Seite bin ich 'ne Comtesse . . . leider stimmt's von der andern nicht. Meine Mutter war nämlich

nur Kammermädchen ... Nicht wahr, Du sprichst nicht darüber? Ehrenwort?"

„Wie heißt Dein Vater?"

„Das ... das sag' ich nicht."

„Und hat er sich nie um Dich gekümmert, nie was für Dich gethan? Hast Du Dich nie an ihn gewendet?"

„... Der! ... Als meine Mutter so weit war, schmiß er ihr fuffzig Dhaler hin und warf ihr 'raus ... Wie ich da war, wandte sie sich noch 'mal an ihm, da ließ er ihr sagen: wenn ich für alle meine Kinder der Art sorgen wollte, so reichte mein ganzes Gut nicht hin ..."

Eine lange Pause entstand. Der gewöhnliche Roman, den alle diese Mädchen haben wollen, um sich interessant zu machen, und an dem nicht ein wahres Wort ist! dachte Paul. Aber er konnte sich nicht enthalten, einen schnellen Streifblick auf die noch stehende Else zu werfen, der sie vom Kopf bis zu den Füßen maß. Das Märchen vom gräflichen Papa war wenigstens nicht schlecht ausgesonnen — etwas vornehmes, adliges lag in ihren Zügen, in ihrer Erscheinung, selbst jetzt in diesem Bilde, das die ungeordnete, unvollständige Kleidung störte. Und dieser Kampf mit sich selbst, sich ohne eine Neigung, ohne den dictatorischen Befehl der Natur hinzugeben! ...

Ihn hatte gefröstelt, so daß er sich schnell wieder in seine Kleider geworfen. Jetzt begann ihn eine

angenehme, wohlige Wärme langsam zu durchrieseln. Er schaute sich im Zimmer um . . . es kam ihm nicht mehr so öde und häßlich vor, wie früher. Else bemerkte, wie seine Blicke an einem alten Klapperkasten haften blieben, der wohl auf seine dreißig Jahre zurückblicken konnte. „Ach, spiele etwas,“ bat sie, faßte die Zipfel des Unterrocks mit den Händen und tanzte im Zimmer umher, dabei singend: „Schirm Dich der Herr . . .“

Auch das noch! „Um Himmels Willen, still!“ rief er, „sing' das schreckliche Lied nie mehr in meiner Gegenwart!“ Ueberall hin verfolgte sie ihn, diese grausame Musik, dieser Triumph seines Feindes, sogar bis dahin, wo er nichts sein wollte als Mensch.

„Was, das magst Du nicht? ‚Der Mann der nicht Musik hat in sich selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt, taugt zu Verrath . . .“

Wie kam Shakespeare in die Wohnung der Kellnerin? O sie konnte noch mit mehr Bildung aufwarten. Die Thekla sollte nicht glauben, daß sie allein die Weisheit gefressen habe. Das Juvernantenexamen hätte man freilich nicht gemacht, dafür war man aber auch nicht so saugemein. „Andra moi ennepe Musa, exegi monument äre perennius . . .“ sie warf mit lateinischen und griechischen Brocken und Floskeln, mit medicinischen Ausdrücken, mit Bruchstellen bekannter Citate um sich, die sie aus den Unterhaltungen in den Kneipen aufgeschnappt, die ihre früheren Lieb-

haber zum eignen Gaudium ihr eingetrichtert hatten, und spickte die Unterhaltung damit, als sie sah, wie Paul lachte.

Hoffmeister setzte sich nun aus freien Stücken ans Klavier und spielte ein paar seiner Weisen, so mangelhaft wie er gewohnt war. Sie trat neben ihn, sie schmiegte sich an ihn, ihre Wange wärmte die seine, der Athem aus beiden Münden vermischte sich, er fühlte ihre weiche, zarte Haut; der Duft des weißen lebendigen Fleisches, der Hauch ihrer üppigen Gesundheit schien durch alle Poren in ihn hinüberzuströmen . . . je leidenschaftlicher, kräftiger er spielte, desto größer und erregter funkelten ihre Augen, die ihn zu verschlingen schienen, er hörte ihren Athem rascher gehen, er fühlte wie ihr fester, runder Busen sich schneller an seiner Schulter rieb. Ihre Hand spielte in seinen Locken, zwecklos, gedankenlos, sie küßte ihn auf das Ohrläppchen, auf die Wange. Beide schwiegen. Nur das leise Summen der Lampe raschelte in die auf und nieder schwellenden Tonfluthen. Der alte Kaiser oben schien zu lächeln, gutmüthig, großväterlich, wie ihn Paul im Leben so oft gesehen . . .

Plötzlich ertönte hinter Hoffmeister ein scharfes, leises „Miau! Miau!“ und er sah eine große, graue Katze vom Schrank herabspringen und sich an seinem Bein reiben. „Mieß! Mieß!“ rief Else lachend. „Komm doch her — dir hatt ich ganz vergessen. — Es ist meine Mieß,“ erklärte sie Paul

„ich habe ihr schon lange — man fühlt doch das Bedürfniß, wenigstens was Lebendiges um sich zu haben!" Sie küßte sie und spielte mit ihr wie ein Kind.

Mit einem Male sprang der junge Mann auf, brüsk das Spiel mitten im Takt abbrechend. Mit nervöser Hast griff er nach Hut und Ueberrock, dreiviermal fehlte er in seiner Eiligkeit den Aermel, er ward ärgerlich, sie half ihm hinein, unter fortwährendem „Du willst schon gehen? Warum auf einmal so eilig? Bleibe doch noch!", indeß er mit einem unangenehmen „Nein, nein, ich muß!" zum Ausgang drängte. Kaum, daß er ihre Aufforderung beantwortete, bald wiederzukommen — „ja, ja, ja!" und hinaus war er. Welch ein Dämon trieb ihn fort? Schien er sich nicht gegen einen Zauber zu wehren, der sich leise in sein Inneres schleichen, sein Hirn, seinen Willen einzuschläfern begann und der ihm fatal war, den er nicht aufkommen lassen wollte; um keinen Preis!

Die Kleine aber blieb zurück, noch lange mit geschlossenen Augen in die Sophaecke gelehnt . . . sie fühlte sich so glücklich, so zufrieden, so wunschlos . . . warum waren nicht alle Tage wie dieser? . . . sie verlangte ja nichts mehr! . . . und als sie sich leise seufzend entkleidet hatte und wieder zwischen den Kissen lag, träumte sie so selig wie noch nie . . . — — —

. . . Die „Saison" hätte keinen wirkungsvolleren Abschluß finden können als durch den großen „Fackelzug der königstreuen Studenten", jenes famose Aus-

stattungsstück, von welchem seit Wochen alle Spalten des „Börsenboten“ voll waren. Jeder Beschluß des Ausschusses ward hier verzeichnet als handle es sich um weltgeschichtliche Dinge — ob Magnesium- oder Pechfackeln verwendet würden, ob man drei oder vier Mann tief marschiren solle — welch wichtige Punkte! Zisterwitz lief umher, als laste das Wohl Deutschlands auf seinen Schultern, er ward nicht müde, bei Jarosciners stundenlang von all den Mühen zu berichten, die er auf sich nehmen müsse — Alles aus Liebe zu Vaterland und König. Wie man ihn bewunderte, bedauerte, beneidete! Immer näher kam der große Tag . . . er gestand selbst, daß er keine Nacht mehr schlafe. Aber ob ihn dies nicht furchtbar ermatte? Ein Mann auf seinem Posten hätte keine Zeit zu ermatten, erklärte er der theilnahmsvollen Eva. Und dann schwärmte er, wie imposant der Zug werden würde: fast die ganze Universität nahm Theil — — o, es war schlau, vom Fackelzug der ‚königstreuen‘ Studenten zu sprechen: wer hätte durch seine Ausschließung gewagt, sich als Feind des Herrschers und des Reiches zu erweisen? Das war ein Makel, den ein ganzes ferneres Leben nicht tilgen konnte!

Zwischen dem Opernhause und der Wohnung des Kaisers war eine Tribüne errichtet, wo man den Zug am besten übersehen konnte, natürlich gegen hohes Eintrittsgeld — der Pöbel, der nicht einmal die paar Mark für seinen Kaiser erschwingen konnte,

mochte zusehen, wie er sich den märchenhaften Anblick sonst verschaffte — auf Kosten seiner Hühneraugen. Es war selbstverständlich, daß Jarociners Plätze kauften.

Der große Abend kam. Ueber die schwarzen Säulenstämme der Linden hatte der Frühling einen feinen grünen Spitzenschleier gehaucht. Vom Himmel herunter fluthete es wie ein dunkler Strom, welcher das Licht langsam in sich aufsaugte, und Häuser, Bäume, Laternenpfähle Zoll um Zoll zu verschlucken, aufzulösen, zu einer einzigen, schwarzen, formlosen Masse zusammenzurühren schien. Dunkle, unentwirrbare Menschenknäuel schoben sich über die Stege, sich zu einer endlosen Mauer aneinander schweißend, die sich schlangenartig fortbewegte, unter einem fortwährenden Durcheinander von Kichern, Lachen, Schreien, Fluchen in allen Tonlagen, in welche das unablässige Rollen der Wagen dumpf hineinsümmte. Von ihrem hohen Sitze schauten Jarociners, bei denen sich Hoffmeister befand, lächelnd hinab in die Menge. Plötzlich ein Trappeln der Hufe, Peitschenknall — ein Ruck: und fest stand der Wagen. Unmöglich durch die schmale Gasse vorzudringen, welche die Schutzleute nur mit Mühe offen hielten und welche sich unter dem johlenden Heranfluthen der Menge immer mehr verengte. Kutscher, Schutzleute — Alles war rathlos, Alles fluchte, schrie — umsonst, kein Wagen kam vorwärts. Man mußte aussteigen und versuchen zu Fuß die Tribüne zu er-

reichen. Wie die Ellenbogen sich spitz in die Menge bohrten, um die schwarzen Fluthen nicht hoffnungslos zusammenschlagen zu lassen! Schon stiegen die Säulen des Palais empor, Hoffmeister arbeitete neben Robert mit beiden Armen . . . da plötzlich ein leiser Schrei hinter ihm: „Paul! Paul! . . .“ Das flackernde, fahle Gelb des Laternenlichts fiel auf die weißen, blassen Wangen eines Mädchens, die sich angstvoll mitten im Gedränge vergeblich gegen die Fäuste, die Leiber zu wehren schien, welche sie zu umschließen, zu zerquetschen, zu ersticken drohten, ihr die Luft wegnahmen, den Raum unter den Füßen . . . es war ein Schrei der Todesangst gewesen, des Jubels, des Flehens um Rettung . . . Ah bah — wie Hoffmeister mit schnellem Zucken des Mundes sich abwendete und wüthender seine Ellenbogen in das zusammengepreßte Fleisch vor ihm bohrte, um der zarten Eva den Weg zum Schausitz zu bahnen, die halb besorgt halb lachend sich dicht hinter ihm drängte!

Endlich, endlich saß man oben. In der Runde die finstern Massen des Palastes, der Oper, der Universität, schwerfällig, klotzig, zu Füßen die einförmige, lärmende, an die Schranken, die Mauern brandende Masse, in der sich jeder Kopf verlor, jeder Leib, die nur noch ein einziges empörtes Meer zu sein schien, ein belebtes Stück Fleisch, ohne Geist, ohne Verschiedenheit, von einem blinden, unterschiedslosen Triebe gepeitscht, der Begier zu schauen, das Wunder anzustaunen, die

Komödie des Fackelzugs . . . Und in dieser gleichförmigen, brutalen Masse ward irgendwo Else herumgedrückt, eine Welle, eine Schaumblase wie die hunderttausend anderen . . . Hier oben, hier saß man bequem, breit, ohne einander zu belästigen, man blickte herab auf das tolle, laute Treiben: der beugte sich nach vorn, jener witzelte, ein Anderer kritisirte die Anordnungen . . . hier war Luft, man unterschied jedes Gesicht, jedes Organ . . . Wie übermüthig Eva ihr Köpfchen zurückbeugte und hinwarf: „Uebrigens, Herr Hoffmeister . . . vorhin, unten, in der Menge war mir's, als hätte eine weibliche Stimme neben Ihnen Paul! Paul! gerufen . . .“

„Und Sie glaubten, das galt mir? Für jeden Paul heut unter den Linden einen Hundertmarkschein . . .“

Was hätte er thun sollen? Was blieb ihm übrig, als Else zu verläugnen? Immer wieder dieses Frauenzimmer! Sie wurde unangenehm! Sie drängte sich ihm förmlich auf . . . Nur sie nicht mehr sehen! . . . Die Erinnerung verließ ihn den ganzen Abend über nicht, immer wieder drängte die Kellnerin sich zwischen ihn und den süßen kleinen Kopf da vor ihm: sie war nicht zu unterdrücken, sie störte ihm den ganzen Eindruck des Fackelzugs und verdarb jede Stimmung.

Nicht einmal der hunderttausendfach aufkreischende Jubel der Masse verjagte sie, welcher jetzt dem

aufflammenden, röthlichen Schein entgegenflog, der Lichtwolke, die sich vom Lustgarten heranwälzte, nicht das ferne Schmettern der Trompeten, welches stärker und stärker anschwoll . . . ‚Heil dir im Siegerkranz‘ . . . „Hurrah Sie kommen . . . der Fackelzug!“

Eva brannte vor Begier, zu sehen, wie Zisterwitz sich ausnehmen würde. Wolken braunglühenden Staubes flogen herüber, immer feuriger und feuriger strahlte es im Osten, ein glühender, wallender Brand. Und bald tauchten in dieser riesigen, gleichförmigen Lichtfluth, welche sich immer weiter und weiter ausbreitete, einzelne tiefrothe Punkte auf, sich von der Centralglut loslösend. Einer reihte sich an den andern, sie schwammen näher, glühten feuriger. Die Gruppen auf der Schloßbrücke, die Säulen der Wache, die Mauern der Akademie, die festgestauten Volksmassen — Alles trat hervor, roth, glühend, wie aus Feuer gebildet. Die Luft, der Himmel, die Bäume — Alles war Feuer.

Auf der Tribüne stand man auf und beugte sich vornüber. Die beiden Börsenleute schenkten dem Bilde wenig Obacht. Im Flüsterton tauschten sie ihre Ansichten über den Heldenkaiser aus, der nach ihrer Meinung über Gebühr geschätzt würde. Sie liebten ihn nicht. Er unterdrückte die Freiheit, er hatte die Börsensteuer auf alle Abschlüsse gelegt, er wollte sogar noch den Capitalbesitz mit einer besonderen

Steuer belegen. Aber seine Lebenstage waren gezählt. Sein herrlicher Sohn würde an die Herrschaft kommen, ein Mann ihres Alters, ihrer Welt, mit ihnen emporgewachsen, und der würde ihnen die Freiheit geben, jene Feiheit, wie sie sie verstanden: auf Kosten des Volkes neue Schätze zu den alten zu häufen! Dann wollte man ihm Fackelzüge bringen, die noch anders ausfallen sollten, noch pompöser!

„Mama, jetzt kommt der Graf!“ . . .

Immer wieder dieser Zisterwitz, dieser unangenehme Patron! Den ganzen Abend sprach das Mädchen von keinem Anderen: Hoffmeister ärgerte sich wahrhaftig.

Jetzt schoben die glühenden, wallenden Schwaden sich nah und näher, sie zogen herüber, sie schlugen sich nieder, sie schwärzten die Gesichter, die Kleider der Zuschauer und erfüllten die Nasen mit dem höllischen Gestank des Pechs. Der gräßliche Rauch setzte sich in den Kehlen fest und biß und kratzte die Schleimhäute. Schwarze Wolken wälzten sich weithin, die Straße entlang, die rothe Gluth verdüsternd, trübend, verbergend. Die Trompeten dröhnten und kreischten hinein in das wilde, heulende Johlen der Menge. Und nun ritt Zisterwitz vorbei, den hohen Rappen nach Boulanger zierlich tänzeln lassend, wie ein Fastnachtskönig gekleidet, in schwarzsammetnem Schnürrock, hohen Wasserstiefeln, Fechthandschuhen, von seinem Haupte wallten bunte Federn.

Er winkte der gröhlenden Menge zu, suchte die Sträußchen aufzufangen, die man ihm von allen Seiten in die Augen, an die Wangen schmiß, und wandte alle Kraft auf, die Hustenanfälle zu unterdrücken, welche der gräßliche Dampf verursachte, der so recht in seine Nase, seine Kehle stieg. Er lächelte nach allen Seiten und dankte wie ein König, innerlich fluchend und das Ende herbeisehnend. Sein Antlitz glich dem eines Kohlenbrenners. Bei Jarociners vorbeireitend, senkte er den Degen — Eva klatschte und rief dem Vater zu: „Sieht er nicht herrlich aus, ritterlich . . .?" Der Alte zuckte die Achseln und meinte: „Kunstreiter!"

Mit einem Male begann es hier und da aufzukichern, erst leise vereinzelt, dann immer lauter und allgemeiner: „Was ist denn das für eine Sorte Studenten?" flackerten vereinzelte Rufe auf. Und wahrhaftig, es waren sonderbare Gestalten — Männer mit rothen Nasen und zottigen Bärten, hinter deren Kitteln ein Stück blauer Blouse hervorguckte . . . Mit Blitzesschnelle verbreitete es sich, die Studenten hätten, den Dampf scheuend, Dienstleute zum Fackeltragen gemiethet, indeß sie selbst lächelnd und sicher drüben vor der Hochschule und von den Tribünen ihrem eignen Zuge zuschauten. Und nach dieser Entdeckung war kein Halten mehr. Der Zug hatte sich gestellt und brausende Hochs waren vor dem Palais erklungen. Die Witze, die Spottreden fielen nun aus

der Masse herüber wie ein Hagelschauer: „Aujust, laß de Fackel nicht ausjehn!“ rief man dem Einen zu . . . „herrjees, Fritze von de Mulackstraße, wie kommste 'mang de Studenten? —“ „weeßte nicht, der studirt Vielaussaufie . . .“ Donnernde Lachsalven stürmten in die „Hurrahs!“ hinein. Sie legten sich sich erst ein wenig, als jetzt wie ein Lauffeuer das Gerücht herüberdrang, der Ausschuß sei soeben zum Kaiser befohlen worden. „Jetzt spricht Zisterwitz mit dem Kaiser!“ flüsterte Eva dem Vater zu, laut genug, daß Paul es vernahm. Zisterwitz, immer er! Hätte Treumann Recht gehabt? War er blind gewesen die ganze Zeit? Unsinn! Ihm einen Zisterwitz vorziehen, diesen talentlosen, brutalen Burschen? Ihm? Ein Mädchen von Evas Geist?!

Ha, wie er sich jetzt aufblähte mit seinem rohen Froschgesicht, als er zwischen den beiden Säulen der Rampe hindurchschritt! Draußen johlte und ulkte die Menge, sie riß den Fackelträgern die schwarzen, brennenden Stäbe aus den Händen und lief damit nach allen Richtungen auseinander, bis in die Vorstädte, sie drängte sich in die Reihen, zersprengte sie, löste jede Ordnung auf . . . alle Gesichter, alle Kleider starrten vor Ruß — bah, er hatte seinen Zweck erreicht, er würde ein Dankwort aus dem Munde des gütigen Greises davontragen, es würde durch ganz Deutschland fliegen, daß er der Mann sei, mit dem

Kaiser Wilhelm rede, und es würde nicht aus dem Ohr der Einen verklingen, es würde auch das Hirn des Andern umwölken, für den diese ganze Posse, welche Hunderttausende erregte, in Wahrheit nur veranstaltet wurde . . .

VII.

Frühling! Frühling! . . . Ein Lenz, wie ihn nur die Mark ihren Menschen geben kann, wie ihn die Natur keinem anderen Lande, keinem anderen Volke zu bieten wagen würde, als diesen Leuten ohne Poesie, voll kranker Sinnlichkeit, die hündisch genügsam sind, wo sie keck sein sollten, und frech, wo Zurückhaltung am Platze wäre, vernünftig trocken, wo sich alle Welt austollt, und sentimental, wo man der Nüchternheit bedarf.

Berliner Frühling! . . . Heut stürzten unmeßbare Wasserfluthen nieder und überschwemmten Straßen, Hausflure, Keller — morgen waren die Fahrdämme nur auf Schlitten zu passiren. Der Sturm heulte durch die breiten Gassen, entwurzelte Bäume, zerschmetterte Dächer, knickte Laternenpfähle. Jarociner konnte im Sommerrock zur Börse gehen und bedauerte bei der Rückkehr, nicht den Pelz angezogen zu haben. Die Blätter, die Blüten, welche die brennende Sonne heut grün und bunt hervorgelockt, starrten morgen

schwarz, vom Frost versengt. Die Räthin, Eva, Robert, die alten Hoffmeisters — alle Welt hustete und nieste ohne Unterlaß. Stinkert rang mit einem Anfall von Diphtherie, Rautenkranz lag an einer Lungenentzündung nieder. Die Spitäler füllten sich, die Schwindsüchtigen starben weg wie Fliegen. Alle Welt war krank. Wenn Paul über die Straße ging, so fürchtete er aufgehoben und über die Häuser geschleudert zu werden. Wagenladungen Sand flogen ihm in die Augen, beißender, spitzer Sand, daß sie rot wurden vom Reiben. So feierte Berlin die Auferstehung der Natur.

Aber so viel Mühe sich hier der Frühling auch giebt, sich selbst den Menschen zu verekeln, zuletzt kann er doch nicht gegen sich selbst, und er ist seinem Wesen nach so eitel Wonne, Schönheit, Lust, daß er am einen oder anderen Tage sich auch hier liebenswürdig zeigen muß, voll Wärme, Licht, Fliederduft, Himmelsbläue. Und dann stürzt was Füße hat aus den kochenden, glühenden Straßen heraus ins Freie, wühlt sich in den Sand ein, der sich endlos rings um die Stadt breitet, lagert sich kartenspielend unter den hagern, astlosen Fichten, und hält mit heldenhafter Ausdauer dnrch Stunden unbeweglich die Angel in das schwarze, schleichende Spreewasser, um einen winzigen Iklei zu ergattern.

Es ist nicht vornehm, bei Beginn der warmen Zeit noch in der Stadt zu hocken — mit dem ersten Veil=

chen waren also auch Jarociners hinaus aufs Land geflogen, in die Villen an der Woltersdorfer Schleuse, da wo der Flakensee sich zu einem schmalen Flusse verengt, von den Hügeln eingeschlossen, die sich hier dicht an das Wasser herandrängen. Welche Unbequemlichkeit, zweimal des Tages Eisenbahn und Dampfboot zu besteigen, um die Geschäfte in der Stadt zu erledigen! Aber die Sitte verlangt es so . . .

„Und wir werden uns jetzt seltener sehen?“ hatte Eva den jungen Künstler gefragt, indeß ihre metallische Stimme dabei seltsam zitterte. „Warum ziehen Sie nicht auch aufs Land?“

Das genügte. Seit vierzehn Tagen wohnte Paul in Grünhaide, nur eine Stunde von der Schleuse entfernt. Das kleine rotfarbige Bauernhaus spiegelte sich in den Wellen des Werlsees; das Schilf im Wasser, die Fichten, welche die Rodung im Kreise einschlossen, rauschten ihm ihre eintönigen, schwermütigen Weisen zu, und dieses leise Geräusch, die ganze einfache Tonwelt des Landes regte seine Fantasie an und entfesselte gewaltige Wogen aufbrausender Klänge, die sich zu einem Epos in Tönen zusammenfanden, welches das Bild der biblischen Sündflut entrollte. Es war nicht die heranbrausende, Alles vernichtende Wassermasse der Sintfluth, welche seine Vorstellungen reizte, nicht die Angst, die Hilflosigkeit, das Entsetzen der Ueberraschten — es war der dramatische Gegensatz der Stimmungen, es war die Tragödie der alten,

biblischen Sündfluth — die schwüle, brütende, wilde Sinnlichkeit, der zerschmetternde Zorn Adonais, der Uebergang der frechen Orgie in die wahnsinnige grauenvolle Flucht, hinter den Sündern die Jagd der Racheengel, welche auf den Wogen ritten, über dem wilden, empörten Element schwebend das himmlische Loblied, das naive Hallelujah der Reinen, des dankbaren Viehes in der Arche, welche heiter und friedlich über die Wogen glitt, das Brüllen der Bestien, das vor solch unerhörtem Wunder zum Lobgesang wurde, das langsame Anschwellen der Tonfluthen, das Bild der grauenvollen Vernichtung, der Jubelgesang des neuen aus dem Chaos aufsteigenden Geschlechts, in den zum Schluß ganz leise wieder das Motiv der Orgie hineintönte, den ewigen Wechsel alles Irdischen, die Wiederkehr alles Geschehenen andeutend . . .

Die gewaltige Arbeit floß ihm leicht und glatt — und stockte sie einmal, so nahm er seine Hängematte und ließ sich zwischen den Fichten hin und herpendeln. Er sah die Kronen wie ein windzerrissenes Zeltdach sich hoch über ihm ausbreiten, der Himmel lugte zwischen den Fetzen hindurch. Und es rauschte darin, leise, immer stärker anschwellend und wieder versäuselnd, wie ein Eisenbahnzug, welcher vorüberstürmt. Der würzige Duft des Wachholders traf seine Nase. Die Käfer umsummten ihn, Citronen- und Blaufalter tanzten Polka, scheu blickte ein Reh durch die Zweige. Er pflückte Heidelbeeren und meinte Mandarinen zu

schmecken. Der See schimmerte stählern . . . und in diesem himmlischen Frieden durchbrausten ihn dann sofort wieder seine Tonwogen, eine Schleuse schien sich zu öffnen und die zurückgehaltene Masse donnernd vorzustürzen . . .

Und wie süß mundete auf einen solchen Arbeitstag dann eine Plauderstunde mit der Angebeteten! Fast schien es unmöglich sich zu trennen. Aber dann erst der Heimweg durch den nächtlichen, schweigenden Wald! Nichts um ihn, nichts unter ihm, als die Stille und die Finsterniß, nur ganz schwach, kaum erkennbar leuchtete der Sand des Weges, und wie boshafte Waldmänner tauchten rings die Wacholdersträucher auf. Kein Ton, keine Farbe, keine Gestalt, und doch rings die Wirklichkeit, das All, in dem er sich vorwärts schob . . . die Welt von allen Eigenschaften losgelöst . . . das absolute Sein. Ha, wie die Brust sich dehnte und weitete! Und oben, in schwindelnder Höhe Milliarder kleiner, leuchtender Punkte . . . und dazwischen die breite, volle Mondesscheibe blendend, tief, nahe, frei in der Luft hängend, wie an einem Faden . . . Ah, es mußte doch gelingen, um diesen schmalen Rand herumzublicken, auf die andere Seite, welche sich höhnisch immer dem Auge zu entziehen wußte! . . . Warum ihn die Lust nicht losließ, ihn immer wieder packte? Es mußte doch möglich sein, in einer solch begnadeten Stunde, bei dieser Klarheit der Luft, wie sie das Jahr kaum einmal bot! . . .

Ach, was er darum gegeben hätte, dieses Verlangen zu stillen! . . . Umsonst! umsonst! . . .

Gott, war am Ende sein ganzes Dasein solch ein ununterbrochener Versuch, die andere Seite des Mondes zu erschauen? . . .

Welche Idylle hier draußen! Selbst die Post erinnerte ihn nur zweimal am Tage, daß es außerhalb dieser Natur auch noch eine Culturwelt gab. Und er hatte sich alle lästigen Briefplackereien abgewälzt — ein paar Zeilen seiner Eltern, das war Alles. Auch heut . . . doch halt . . . dieser ungefüge Umschlag . . . diese Krähenfüße? . . . ah so, wieder einmal das Frauenzimmer. Gott, wie lästig sie wurden, diese aufdringlichen Weiber!

„Indem das ich diezes an Ihnen sende, soh sohlen si nich glauben ich wohlte inen nachlaufen wo ich warhafftig nimahls nicht gewend bin jemannden lestich zu fahlen weder mit schreiben noch mit meine Persohn allsoh endschuldiejen sie wen ich mir nich anders helfen kan, das ich sie nuhr nohch einmahl mechde sprächen, weill sig mein ganses Ihneres empört, indem jehner Kuß noch auff meine Libben brehnt bis in mein Hertz, der mich damahl's beglickte. Sohlen sie nich denken, es währe abgesen auf edwas, nuhr das ich inen noch bis einmal noch sprechen mechte und ire Stime hörn, bevor ich scheide vileigt auf ewich.

Else.“

Bei den letzten Worten hatte die Hand offenbar gezittert. Er war ärgerlich, sich jemals mit dem Weibe eingelassen zu haben, schwor sich, dergleichen nie wieder zu thun, und warf den Wisch mit den banalen Sentimentalitäten dieser Mädchen in die Ecke.

Aber es schien wirklich, als sollte er seinem Verhängniß nicht entgehen, als sollte er jene eine Stunde der Leidenschaft, die wahrhaftig nicht der Kellnerin gegolten, mit Wucherzinsen bezahlen müssen. Daß sogar Treumann von dieser dummen Gans zu reden anfing und sich hergab, eine Liebesbotschaft zu bestellen! „Wir waren gestern dort, das Mädchen war ja ganz toll, sie heulte, beschwor mich, Sie nur noch einmal hinzubringen, dann wolle sie fort aus Deutschland, um die Geschichte zu vergessen."

„Was fällt denn der dummen Pute ein? Ich kenne sie kaum. Knapp zehn Worte hab' ich mit ihr gesprochen, und sie nicht einmal angesehen. So 'ne Frechheit! Sie soll sich hinscheeren, wo der Pfeffer wächst . . ."

Er hielt an, er fragte sich selbst, ob es nicht Brutalität war, so von einem Weibe zu sprechen, in dessen Armen er geruht, das, wenn auch nur eine Kellnerin, ihm ihre Liebe geschenkt hatte. War ihm das Geschenk zur Annahme doch nicht zu gering gewesen! Nein, nein, er haßte sie, er wollte ihren Namen nicht mehr nennen hören, sie sollte todt für

ihn sein, er verläugnete sie, er löschte sie aus seinem Hirn!

Der langweilige Treumann! Sich immer in seine Angelegenheiten zu mischen! Er liebte das nicht — ums Herz soll nur einer wissen. Kaum hatte er ihm die Else ausgeredet, so kam er mit der Eva und mit seinem ewigen, widerlichen Zisterwitz. Dieser Treumann war eigentlich ein ganz indiscreter, neugieriger Bursche — was kümmerten ihn seine Verhältnisse? Er wollte sich vor ihm in Acht nehmen. Kühl und von oben herab brach er das Gespräch kurz ab. Aber ein Gutes hatte die Unterredung doch gehabt: dieses Zaudern, Hinhalten war sinnlos, dieses ewige Schwanken, Zweifeln, Sichpeinigen und Erregen mußte ein Ende nehmen — er wollte Gewißheit haben, das Recht, Eva an seine Brust zu drücken und sie „Du" und „Geliebte" zu nennen. Das Sommerfest, welches den bevorstehenden Sonntag in der Villa Jarociner gefeiert wurde, sollte ihm die Gelegenheit geben. —

Mit Eva begann seit einigen Wochen eine merkwürdige Veränderung vorzugehen. Sie schlief schlecht, unruhige Träume peinigten sie, schreckten sie mitten in der Nacht empor, daß sie stöhnend erwachte. Am Morgen war sie dann abgespannt, sie fühlte sich den ganzen Tag wie gebrochen, und ihre Stirn glühte. ihre Wangen wurden blaß, das Blut schien sich daraus zu verflüchtigen. Bald strahlten die Augen in

fieberischem, unheimlichem Glanze, bald blickten sie kalt und todt, wie hinter einem blaugrauen Flor. Sie wurde reizbar, bei harmlosen Anspielungen ihres Bruders, über die sie sonst herzlich gelacht, zeigte sie sich jetzt verletzt, schmollte und weinte, so daß selbst die Eltern sie oft unausstehlich nannten. Bei dem kleinsten Versehen der Dienerschaft, bei der geringsten Verzögerung eines Auftrags, schalt und zankte sie. Dann verfiel sie nit einem Male wieder in unbegreifliche Ansgelassenheit, spielte dem Bruder, den Eltern einen Schabernack und lachte, wenn er gelungen war, so unbändig, so bäurisch, daß die Räthin um ihre ganze Erziehung ängstlich besorgt war. Ihren leichten, schwebenden Gang verlor sie fast ganz: es war ein sich Fortziehen von einem Möbel zum andern, wobei sie sich wie ermattet an jedes lehnte. Ganze Stunden hintereinander verbrachte sie auf der Chaiselongue. Ihre Muskeln um die Mundwinkel zuckten beständig, oft wie im Krampf. Jedes Wort fiel ihr schwer, langsam und verschlafen kam es aus ihrem Munde. Dann tollte sie wieder mit ihren Freundinnen im Zimmer umher, kugelte sich mit ihnen auf dem Teppich herum, wühlte in ihren Haaren, riß an ihren Zöpfen und lachte dabei auf, kurz, grell und schneidend, um der einen im nächsten Augenblick weinend an die Brust zu sinken und sie mit Küssen zu bedecken. Stunden lang saß sie am Flügel und spielte den ganzen Wagner herunter, bis sie vor Erschöpfung

enden mußte, oder hörte dem Spiel ihrer Mutter zu, in die Ecke des Sofas gedrückt, mit halbgeschlossenen Augen. Sie ließ die Mutter nicht aufhören, wenn auch deren Handgelenke schmerzten — sie schien unersättlich, und je rührender, verhimmelnder, weicher die Musik klang, desto glühender lauschte sie derselben, den langgezogenen Tönen, den sehnsüchtigen, nach der Auflösung girrenden Accordfolgen Wagners, den überirdischen Klangeffecten der hohen Octaven.

In ihrem Verkehr mit Hoffmeister trat keine Aenderung ein: wie früher saßen sie einander stundenlang gegenüber, plauderten von Kunst und Wissenschaft, Politik und Religion . . . sie sah ihm tief und schmachtend in die Augen, er bewunderte den geschmeidigen Linienfluß ihrer Büste, ihrer Schenkel, den die raffinirte Kunst der Schneiderin, den ihre eigene wohlberechnete Haltung geschickt verrieth; seine Finger streiften ihr Kleid, ihre Hand, die sich anfühlte wie das weiche Fell einer Katze; und Jeder bemerkte das Zucken im Antlitz des Andern . . . . einmal wagte er, hinter ihr stehend, unfähig sich zu bemeistern, berauscht von dem Duft ihres Haares, die Hand um ihren Gürtel zu legen und sie an sich zu ziehen . . . Aber das Weib, stärker im Bemeistern der eignen Wallung, fester an den angewohnten Grundsätzen der Erziehung hängend, als an den Geboten der Natur, entzog sich ihm sofort, und der ernste Blick, den ihm Eva zuwarf, hielt ihn von einem zweiten Versuche zurück . .

der alte, ungesunde Zustand währte weiter, jene Anziehung der Natur und Abstoßung der Sitte, jene ungeheure Lüge der modernen Gesellschaft, welche den Verkehr der jüngern Geschlechter nach den Interessen der väterlichen Geldbeutel regelt, jene ‚Tugend‘ der Generation von Achtundvierzig, welche die Gesundheit des kommenden Geschlechts zerstört, um die Zahl ihrer Actien nicht zu vermindern.

Der Zustand des Mädchens fiel endlich den Eltern selbst auf, und sie sprachen mit ihrem Hausarzt, dem Sanitätsrath Haßlinger. Das war ein alter Herr mit blühend rothen Backen, klugen Aeugelchen, kupferner Nase und struppigem weißen Bart, ein Siebziger und Arzt, der nie in seinem Leben selbst empfunden, was Krankheit war, und der sich noch heut mitten in der Nacht erhob, wenn an seiner Glocke gezogen ward — so recht der Typus der dritten, der ältesten Generation, der von 1813. Seine Altersgenossen, die mit ihm aufgewachsen waren, schwuren auf ihn, denn es war kein Fall bekannt, daß er sich in der Diagnose geirrt hätte: in den verwickeltsten Fällen, wo alle Autoritäten die Achseln zuckten, fand er mit einem Blick das richtige. Aber er sagte den Damen keine galanten Worte, er war kurz angebunden, von urgermanischer Formlosigkeit, nannte alle Dinge beim rechten Namen und wurde grob, wenn man ihm widersprach, und so begann er allmählich ein wenig aus der Mode zu kommen. „Ich habe nach einem Arzt geschickt, aber

nicht nach einem Unteroffizier!“ sagte entsetzt eine Freundin der Räthin, die an einer schweren Frauenkrankheit litt, dankte dem Sanitätsrath und schickte nach dem berühmten Professor Lassarius. Das war ein Mann! Der sprach sogar französisch mit ihr und brachte ihr die neuesten Pariser Romane. Leider konnte sie sie nicht auslesen, denn nach acht Tagen war sie todt. „Verschreiben?“ fuhr der Alte die Räthin an (er war kein Freund von Recepten) „Unsinn! Lassen Sie das Mädel reiten, fechten, turnen, schwimmen und verbieten sie ihr Flügel und Chaiselongue! Die sind Gift. Jagen Sie sie runter, wenn sie nicht will. Und vor Allem: verheirathen Sie das Mädel! Die Säfte müssen in Bewegung kommen! (Das war seine Redensart, die Säfte! — die jungen Mediciner lachten furchtbar darüber.) Schaffen Sie ihr 'n Mann! Und zwar bald — eh' sie Ihnen hysterisch wird ...“

„Siehst Du?“ sagte die Räthin zu ihrem Gatten. „Was sage ich immer? Soll ich Zisterwitz erlauben, mit Dir zu reden?“

Der Rath schrie: „Laß mich zufrieden!“ und ging hinaus.

... Der große Nachmittag des Festes war gekommen. In allen Kreisen, die mit Jarociner Fühlung hatten, war es seit Wochen das Hauptgespräch gewesen. Die Frauen, die Mädchen boten alle erdenklichen Listen auf zu erfahren, was die andern für dieses Fest anziehen würden, um sich selbst darnach zu richten

und sie zu überstrahlen. Seit einiger Zeit herrschte die Mode, jedem Feste einen besonderen Charakter zu geben: dieses sollte ein Hirten- und Schäferfest im Stil Watteaus darstellen. Der Eingang zum Garten der Villa ward durch ein lebendiges Thor aus Buxbaum gebildet, den die Scheeren zu glatten Wänden gestutzt hatten. Ueberall wohin man sah, tiefgrüne, glatte Hecken, Bäume, deren Kronen Buchstaben darstellten, Gestalten, mathematische Figuren, kleine Orangen- und Limonenstämme, an denen die Früchte blitzten: Alles in großen Kübeln künstlich in die Erde versenkt. Ueppige Rosenhecken dufteten berauschend, Springbrunnen plätscherten, bunte Lämpchen glitzerten, seidene Zelte, farbige Baldachine schwangen sich von Ast zu Ast. Und noch auf dem See, der an den Garten stieß, schienen losgerissene Theile des Gartens zu schwimmen, breite Flösse, mit Erde bedeckt, aus der Blumensträuche lustig emporwuchsen. Wie knisterte die Seide, wie blitzten die Edelsteine all der reizenden Schäferinnen, welche sich lachend hinter den Rosenbüschen, den Taxushecken versteckten! Hoffmeister erkannte Eva kaum wieder: eines jener reizenden Nippfigürchen schien lebendig geworden zu sein, die man in Meißen fertigt. Diese Wolken von Bändern und Spitzen! Dieser betäubende Duft, den man nicht müde wird einzuziehen! . . . Und morgen würde alle diese Herrlichkeit wieder öde und todt liegen, die Rosen würden welk die Köpfe hängen, die Hecken, die Bäume

würde man wieder ausgraben, der Garten würde zertreten daliegen, voller Löcher, die flatternden Gewänder würden zerdrückt, durchschwitzt im Schrank hängen, und wo heut Lachen und Jubel herrschten, nur das gräßliche, kreischende „ick“ und „wat“ der Gärtnerburschen ertönen, welche die gemiethete Herrlichkeit fortschafften. Und Paul mußte an jenen Nachmittag denken, da Jarociner so viele Winkelzüge gemacht, um sich von der Ausgabe der drei Mark für sein Buch zu drücken . . . er, der heut Zehntausende weggab für eine Lüge, für den flüchtigen Schein weniger Stunden, und sich weigerte einige Groschen zu opfern für das Ewige, für den Fortschritt des menschlichen Geistes . . .

Ueberall, aus jeder Laube, hinter jeder Hecke her erschallte Musik, Gesang, Tanz, Lachen. Heut war wieder ein großer Tag Stinkerts: man spielte nur seine Menuette, man sang nur seine Hirtenlieder: dieser zierliche, leidenschaftslose Geist des Rokkoko war so recht seine Welt — man glaubte nicht, daß diese fetten, dicken, unbeholfenen Finger überhaupt im Stande seien, so zierliche Notenfiguren niederzuschreiben. Der Abend brach herein; in allen Zweigen, auf dem Rasen, am Rande des Wassers — überall erglänzten bunte Lichter, roth, grün, blau, blitzend und glitzernd, Raketen und Leuchtkugeln stiegen vom Dach der Villa empor, zerplatzten mit leisem Krach! und fielen in bunten Feuertropfen nieder. Prasselnde Flammen-

garben stiegen gelb und roth am andern Ufer auf und an hundert Stellen zischte es glühend aus dem Wasser empor. Dazwischen klang der helle Ton der Champagnergläser, die sich berührten, wie selbst berauscht. Alles schien trunken: die Menschen, der Baumschlag, das leise anschlagende Wasser, die Luft, welche in weichen Wellen an die Wangen fluthete.

Auf einer kurz in den See vorspringenden Bühne stand Liesbeth Spielberg, an eine Trauerweide gelehnt, deren herabhängende Zweige das Wasser netzte. Ihre schwärmerischen Augen starrten in die Dämmerung, über die murmelnde, leicht gewellte Fluth, nach dem mächtigen Aussichtsthurm, der sich auf dem Kranichberge wie ein Zeigefinger emporstreckte, nach der langsam ansteigenden Fichtenschonung, welche die Hügel des andern Ufers deckte, und blieben an den Hörnern des Mondes haften, welcher eben über die Bäume emporstieg. In diesem unbeweglichen Blick lag eine Schwermuth, ein feuchtschimmernder Glanz, eine unsagbare Sehnsucht, die weit hinwegzufliegen schien, ein sanftes, inniges Wünschen, aber ziellos, gegenstandslos, unpersönlich, traumhaft. Es war der Ausdruck eines unklaren Gefühls der Unbefriedigtheit, ein Mißvergnügen mit diesem eintönigen Leben des arbeitslosen Genusses, welches ihr nicht mehr genügte, eine unbewußte Ahnung, daß irgendwo in der Welt irgendwer irgendwas besitzen müsse, was ihrem Dasein irgend einen neuen Inhalt geben könnte, irgend ein unbe-

kanntes Gefühl, das sie ganz ausfüllte, das sie beseligte, indem es sie verzehrte. War an einer Stelle ihres Lebens eine Lücke? War ihr Dasein wirklich das höchste Glück, wie ihr Mann ihr stets versicherte? Gut essen und trinken, elegant wohnen, die theuersten Roben tragen, die nächtliche Freude des Ehelebens . . . gab es wirklich in der Welt nichts besseres als das? Sie wußte es nicht, denn sie kannte ja eben vom Leben nichts weiter . . . sie zweifelte auch nicht . . . aber sie hätte doch gern eine Gewißheit gehabt, die sie beruhigte! . . . Ah, wie schön blau die Venus funkelte . . . Dort würde man es vielleicht einst erfahren . . . Aber war nicht auch vielleicht das Unsinn . . . und es gab gar kein Jenseits . . . ? . . .

„Ach!“ . . .

„Sie seufzen, gnädige Frau?“

„Um Gottes Wi — ah, Sie, Herr Felscher. Sie!“

„Verzeihung . . . ich sah Sie den Weg hierher einschlagen . . . sah Sie hier unmittelbar vor dem Wasser stehen . . . meine Besorgniß . . .“

„Was fällt Ihnen ein? Wenn man glücklich ist wie ich . . .“

„So seufzt man in der Regel nicht . . .“

„In der Regel. Ich bin aber nicht wie andere Frauen. Ich bin eine Ausnahme . . .“

„Allerdings — eine Frau von Geist . . .“

„Finden Sie?“

„Und eine tief angelegte Natur.“

„Wirklich? Bin ich das?“

Felscher gab seiner Stimme die süßeste Farbe, seine Worte waren wie Tokayer — der Lieblingswein der Frauen. „Und weil ich das weiß, bin ich unglücklich Sie leiden zu sehen.“ Felscher mußte beinah sich selbst verlachen: das Leiden bekam Liesbeth vortrefflich, sie ward von Tag zu Tag stärker.

„Wie können Sie wissen, ob ich leide!“

„Gnädige Frau, ich habe Augen, Ohren —“

„Und wenn schon — was kümmerts Sie?“

„Sie kränken mich . . . Sie wissen, welchen Antheil ich an Ihnen nehme —“

„Wirklich?“ sie drückte ihm die Hand. „Sind Sie mir böse?“ flüsterte sie.

„Weshalb?“

„Weil ich hier am Wasser stand?“

Sancta Simplicitas! So kam man zu keinem Ziele! Er gestand auch zu leiden. Er liebe. — Sie frage noch, wen? — Sie!

„Mich? Sie lieben mich? O, das ist zu nett von Ihnen!“ Sie drückte ihm wieder die Hand. „Seit wann lieben Sie mich?“

„Seit dem Tage, da ich Sie zum ersten Mal sah!“

„Ah . . . welches Kleid hatte ich damals an? das braun seidene nicht wahr? Ja, es steht mir gut . . .“

So konnte nur die raffinirteste Berechnung reden

oder die grenzenloseste Dummheit. Er legte leise seine Hand um ihren Gürtel, sie schob sie ruhig weg, dabei blickte sie ihm ins Antlitz mit ihren braunen Augen, deren Glanz die Dunkelheit durchdrang. Weiße Schleier stiegen aus dem See, ballten sich durcheinander, tanzten hin und her und verhüllten die Hügel, die Forste über dem Wasser. Er führte ihre Hand leise an seine Lippen, er suchte sie leise fortzuziehen, in den Hintergrund des Gartens, nach der Jasminlaube, deren Duft berauschend herüberdrang. „Was thun Sie?“ flüsterte sie. „Lassen Sie mich.“

Das war der Augenblick. Es mußte sich entscheiden. Der Sturm war begonnen! Es war die Rede, welche er immer in solchen Momenten hielt, die er sich mit allen Feinheiten und Wendungen ausgearbeitet hatte, das alte Lied von dem Mitleid mit der tiefen Natur, die an eine oberflächliche festgeschlossen war, welche sie nicht verstand, von der eignen unbezähmbaren Leidenschaft, die sich aller seiner Gedanken bemeistere, von der Unmöglichkeit, sich dagegen zu wehren, die Versprechungen des höchsten unbekannten Glücks, die Drohung zu fliehen, im Strudel der Welt unterzugehen, wenn ihr Ohr verschlossen bleibe — die alten Redensarten, welche so abgegriffen sind und doch nie ihre Wirkung verfehlen.

Ein leises Zittern durchlief Liesbeths Leib, ihre Lippen klemmten sich zwischen die Zähne, ihr Busen wogte, sprachlos, angstvoll starrte sie mit großen Augen

Felscher ins Gesicht. War das der erträumte Augenblick, war es das, was sie in Stunden dunklen, verworrenen Verlangens ersehnt hatte? War das jenes geheimnißvolle Glück, jenes Wunderbare, Neue, das sie irgendwo auf der Welt verborgen ahnte, und das nun zu ihr kam, schmeichelnd, süß, flüsternd? . . . Es überlief sie heiß und kalt . . . Aber was wollte er eigentlich, wozu sagte er das Alles, was sollte sie thun? . . .

„Hier ist Alles voll Lauscher und Späher . . . wenn Sie mich lieben, wenn Sie eine Stunde ungestörten, echten Glückes genießen wollen . . . seien Sie morgen bei mir . . .“ zischelte es wie Schlangenrascheln an ihrem Ohr . . .

Ah, war es das? Verführung — Ehebruch — Sünde . . . ? Ja, war es Sünde, die Ehe zu brechen? Sie hatte so viele Stücke im Residenztheater gesehen, sie hatte so viele Novellen von Heyse gelesen, in denen die Beredtsamkeit der Lüsternheit jedes Vergehen vertheidigt . . . in denen das Alles so süß, so himmlisch dargestellt war . . . Der Fluß, der Garten, die Laube, die bunten Lichter, Alles schien sich im Kreise um sie zu drehen . . , war es ein Verbrechen, war es keines? . . . O Gott, so etwas sah und las sich wundervoll, die Nerven bebten, das Blut siedete, man wünschte an Stelle der Glücklichen zu sein, heraus aus diesem eintönigen, langweiligen Leben der Diners und Concerte, man fühlte die Prosa erst so recht,

die rings starrte . . . aber es jetzt selbst durchmachen? . . . Wenn es doch Sünde war? . . . und die Scenen zu erleben . . . vielleicht Überraschungen, einen Prozeß . . . in Aller Munde zu sein, ein Skandal . . . Nein, nein, lieber nicht, sich lieber all die Unruhe, die Aufregung, die Furcht ersparen . . . „Sind sie verrückt?" rief sie, „ich bin eine verheirathete Frau! Lassen Sie mich los . . ." und da er sie fester an sich pressen wollte . . . „Lassen Sie mich los oder ich rufe meinen Mann!" Er kam ihr plötzlich grenzenlos unverschämt vor. Hielt er sie für eine Halbweltlerin? Ihr solche Anträge zu stellen! „Lassen Sie mich — oder ich rufe!" Nur keinen Skandal — das hätte noch gefehlt. Er trat zur Seite — sie würde schweigen, das wußte er: war sie zu träg zur Sünde, so war sie auch zu träg zur Anklage. Er blickte ihr nach, wie sie hastig davoneilte, so schnell ihr Gewicht es gestattete — mit zusammengezogenen Brauen, und über seine Lippen kam ein Fluch über diese Gesellschaft, deren Frauen im eigenen Fett erstickten und zu indolent waren selbst zur Sünde. Dann lachte er kurz auf und ging ruhig in die Gesellschaft zurück, um sich ein anderes Opfer zu suchen. — — —

Durch die dunklen Gänge des Gartens, zwischen den Hecken, am Ufer, die Corridore der hellerleuchteten Villa entlang, schlich Hoffmeister. Er liebte die Einsamkeit, und am liebsten fühlte er sich einsam in einer großen Menge, die rings um ihn brandete, inmitten

des Jubels und des Lärms: er kam sich dann vor wie eine Klippe mitten im Ocean. Sonst pflegten sich in alle seine Gedanken, seine Thätigkeit stets seine künstlerischen Pläne hineinzudrängen — jetzt hing er seinen künstlerischen Gedanken nach, und fortwährend stellte sich das Bild Evas dazwischen. War es seiner würdig, welcher der Welt eine neue Kunst, eine neue Welt schenken wollte, sein ganzes Herz an ein Mädchen zu hängen, ein Wesen jenes Geschlechts mit den langen Haaren und dem kurzen Sinne? So fragte er sich oft. Aber erhob er in Eva nicht wieder das ganze Geschlecht zu einer höheren Erkenntniß, einer höheren Anschauung, einem reiferen, bewußten Glücke? Gottlob, er durfte also lieben!

Eben schlug er den Vorhang eines Zelts zurück — Erstaunen! Da saß die Königin des Festes, die holde Hirtin, im Gespräch mit Zisterwitz. Er murmelte etwas und wollte den Vorhang wieder fallen lassen, da rief Eva: „Aber, Herr Hoffmeister, treten Sie doch näher . . . Stören? Wie sollten Sie uns stören?" Auch Zisterwitz bestätigte das näselnd und sah dann gelangweilt zur Seite. Er erhob sich bald.

„Habe — äh — Fräulein Menke zum Walzer engagirt — äh — bedaure, Sie verlassen zu müssen — äh, lasse Sie ja in angnehmer Gesellschaft zurück — äh —" Dieses näselnde „Äh" des Gardeleutnants hatte er sich seit Kurzem zum Ueberdruß angewöhnt.

„Was ist das mit Ihnen? Warum tanzen Sie nicht?" — Paul tanzte nie, er nannte den Tanz die Unterhaltung der Geistlosen. Wenn man nicht Witz besaß, um zu plaudern, so hopste man stumm mit einander. Menschen von Geist belebte nur das Wort, und der Stoff zum Gespräch ging ihnen nie aus.

„Sie ziehen sich aber förmlich vor Einem zurück, Sie fliehen uns ostentativ — was ist das?"

„Sie haben jetzt so anziehende Unterhaltung, Fräulein Eva . . . eine Unterhaltung, die Ihnen jedenfalls bedeutend interessanter ist, als mein Kunstgeschwätz . . ."

„Ich unterhalte mich mit Niemandem so gern, wie mit Ihnen . . . ich habe auch keine Ahnung, wen Sie meinen . . ."

„Den Herrn, der uns eben verließ . . ."

„Zisterwitz' Unterhaltung mir lieber als die Ihre?"

„Wenn nicht die Unterhaltung, so doch vielleicht — die Person?"

„Was fällt Ihnen ein! Sie sehen Gespenster! Er ist unser Gast, ich muß ihn höflich behandeln — nicht mehr."

Sie liebte ihn nicht, sie gestand es selbst — er war beruhigt. Dieser alberne Treumann! Nicht einmal die Möglichkeit kam ihm in den Sinn, daß Eva log, um ihre Pläne nicht vorzeitig zu verrathen,

und um den Sieg ihrer Eitelkeit ihm gegenüber zu vollenden.

„Warum sieht man Ihren Freund so selten? Warum hat er heut abgesagt?"

„Ich weiß es nicht. Er ist ein Sonderling. Ich glaube, er hüllt sich jetzt in die Maske des Cynikers, der den Glanz und die rauschenden Feste und den Reichthum verachtet. Er wird die Kunst noch aus dem Salon vertreiben."

„Ist er Socialdemokrat?"

„Er läugnet es."

„Die meisten Socialisten sind Füchse, denen die Trauben zu sauer sind."

„Ich hasse den Pöbel, ich hasse die Unordung. Ohne sittliche Ordnung keine Welt, keine Kunst."

Sie waren wieder glücklich in der Philosophie. Aber in ihm loderte neben der Philosophie der Vernunft noch eine andere verborgen: die der Leidenschaft. Er hielt es nicht länger aus — er mußte eine Gewißheit haben. Von draußen drang der Jubel der Festtheilnehmer herein, das Rauschen der Gewänder, der Duft der Blumen, der sich mit dem Geruch der Speisen, der Weine mischte, und die sanften Klänge einer gefühlvollen, traumseligen Musik. Alle Sinne waren erregt, alle Nervcn bebten in unabläſſigen Schwingungen. Und hier, durch die Freiheit des Festes geschützt, allein, von der Außenwelt abgeschlossen, zwei junge Wesen, in deren Leibern Blut

floß, warmes, rothes Blut, an deren Brust die Natur klopfte, jene unbarmherzige Zöllnerin, die keine Tageszeit, keinen Stand, keine Etikette kennt. Durch ihre Adern brauste der Frühling, welcher das Blut schneller kreisen macht ... Und immer wieder die fluthenden Töne Wagnerscher Musik, das weiche Schmeicheln der Geige, das Locken der Clarinette, das Girren der Flöte ... Dem Mädchen ward es dunkel vor den Augen, Alles schwebte auf und nieder, große rothe Flocken durchflogen die Luft ... sie schloß die Lider und lehnte den Kopf zurück, die halb geöffneten Lippen schienen die Töne einsaugen zu wollen, welche hereinschwirrten ... Wie warm, wie weich der Nachthauch die brennende Wange streifte! Ach, wie schön! wie süß! Das Köpfchen neigte sich zur Seite, ganz auf die Schulter des Freundes herab ... Nur eine Minute ... die Lider gingen langsam auseinander, die Sterne starrten gläsern in die Luft, der Athem ging kurz ... Und plötzlich sprang Eva auf ... Wozu hatte sie sich hinreißen lassen? ... wie konnte sie so schwach werden in Gegenwart eines jungen Mannes? Wenn er kühner geworden wäre, wenn seine Leidenschaft sich wie ein Geier auf sie gestürzt hätte? Als was würde er sie von heute an betrachten? Ein Weib, welches sich wegwirft, welches schwach ist und sich mit Leichtigkeit erobern läßt! Wenn man sie in dieser Stellung überrascht hätte, in dieser Pose einem jungen Manne gegenüber! Und die Folgen ... in

einem Augenblick stand die ganze Kette der möglichen Folgen vor ihr bis zur äußersten, schlimmsten, welche ein Mädchen für ewig aus der bürgerlichen Gesellschaft ausschließt . . . Ah, diese Situation — und die verwünschte Musik, welche den Willen brach, welche die Nerven festband und bis zum Fieber erregte — man konnte unglücklich werden für sein ganzes Leben! Sie eilte mit glühenden Wangen zur Thür. Er erhob sich: „Folgen Sie mir nicht — bleiben Sie!“ flüsterte sie in einem Tone, der einer Drohung glich . . .

Er blieb zurück. Als sie so vor ihm gelegen, mit geschlossenen Augen, mit heißen, blassen Wangen, zitternd, willenlos, war seine Leidenschaft mit einem Schlage wie an einer eisernen Kette festgehalten gewesen, ein Beben war über ihn gekommen, eine grenzenlose Furcht, er hätte sich selbst mögen die Hände binden, all seine Kühnheit war gelähmt, er meinte eine Stimme zu hören: „Zerstöre nicht, was Du anbetest“ — und wie ein Blitz war es durch sein Gehirn geschossen: „sie ist in Deiner Gewalt; sei ritterlich, schone den Feind, den Du besiegt hast“ . . . und dann hatte es wieder in ihm gerufen: „Du glühst nach ihr, sie dürstet nach Dir, jede ihrer Bewegungen bezweckte von Anfang an nur Dich zu fangen. Niemand stört euch; die Luft, die Töne, die Möbel rufen Dir zu: folge dem, was die Natur gebietet — und doch vereint sich Alles, was Du und sie bis zu diesem Tage

von Menschenlippen gehört haben, in diesem Augenblick in dem Schrei: Du darfst nicht! weh' Dir, wenn Du wagst! Strafe und Verfolgung trifft Dich . . ." großer Gott, wem folgen? Wer hatte Recht? War das ein guter, ein gesunder Zustand? Die ganze Lüge dieser Gesellschaft überwältigte ihn, die verbot, was die Natur befahl — und er hatte gebebt und gezagt . . .

Aber jetzt, jetzt war sie draußen, der Bann schien gebrochen . . . o er hatte Muth, mit der ganzen Welt um sie zu kämpfen, sie zu erobern, allein gegen eine Schanze zu stürmen, hinter der sie saß — alle Leidenschaft brannte in ihm, die ihre Anmuth, ihre Bewegungen, ihr Wesen, ihr Duft je in ihm angeblasen, und sein ganzes Gefühl brach in einem Entschlusse aus: „Jetzt zu ihrem Vater!" Er verlangte sich zu erkämpfen, was er gewinnen konnte. — —

Wie ein Panther schlich Felscher umher. Um seine Lippen spielten grausame Lichtblitze, welche nach ihrer Beute zu verlangen schienen. Eine Stellung hatte er sich errungen, deren Bedeutung er geschickt zu steigern wußte — nun wollte er auch genießen, eines jener schönen Weiber, die so viel umworben wurden, die zu verführen dem Manne so schwer ist, der ihnen keinen Preis von gleichem Werth bieten kann: er wollte es durchsetzen durch seine Schlauheit, seine Berechnung. Ein verwundbarer, angreifbarer Punkt mußte sich doch bei Einer finden! Da sah er Eva

an sich vorüberstürzen mit glühenden Wangen, aufgerissenen Augen, wie eine Furie der Sinnlichkeit, für seine Gegenwart blind . . . und hinter ihr drein flutheten aus dem Saale die jauchzenden, girrenden Töne des Liebeszwiesanges von Tristan und Isolden . . .

Er stand im Schatten . . . wie eine Tolle blickte das Mädchen um sich . . . und er sah sie plötzlich wie verzweifelt auf den Lohndiener zustürzen, der ahnungslos an der Thür stand, in die Dunkelheit starrend . . . er sah sie, ihn mit sich fortreißend, an der Hand, nach der Villa . . . — der große blonde Mensch folgte, fortgezogen, schwankend, verblüfft, nicht wissend, um was es sich handle . . . Was bedeutete das? War es eine Erscheinung? . . . Mit schnellen, leichten, vorsichtigen Schritten folgte er. Hinter einer Thür verschwanden sie . . . Der Schlüssel drehte sich . . .

Es war Evas Zimmer. Das wußte er. Er mußte erfahren, was drinnen vorgiug. Aber keine Möglichkeit, einzudringen! . . . Was thun, was thun?? . . .

Halt! . . . Dieses Zimmer mußte nach dem See zu gehen; nur ein schmaler Landstreifen trennte die Hausmauer von der Uferböschung. Sein Kopf brannte. Er hatte keinen klaren Plan, er flog nur hinunter zum Ufer. Er berechnete das Fenster: da lag es! ein gelbes, helles Viereck spiegelte sich am Boden wieder. Aber nur eine Giraffe vermochte da hineinzuschauen. Er murmelte einen Fluch . . . Halt, lag dort nicht das Ruderboot? Welch ein Gedanke! Er

zog es herauf, keuchend, schwitzend, das schwere Holz, aber ohne zu ermatten. Nun lehnte er es fest an die Wand und begann hinaufzuklettern, vorsichtig, leise, wie ein Affe. Nur kein Geräusch! Und jetzt, jetzt sah er ... er mußte sich selbst den Mund verschließen vor Ueberraschung ... Wie die keusche, vornehme Commerzienrathstochter dem noch immer wie betäubt vor ihr stehenden Lohndiener ihre kleine Börse in die Hand drückte, Jacke und Mieder aufriß, ihn zu sich auf das Sofa zog, ihn stöhnend, ächzend an sich preßte, mit wahnsinniger, stürmischer Gluth, Kuß um Kuß auf seine Lippen einbrannte, ihn umhalste, immer glühender, und wie der Bursche, jetzt verstehend, was man von ihm wollte, nun seinerseits begann mit seinen Liebesbeweisen vorzugehen, die sie immer rasender erwiderte, aber ihn mit kurzen, heftigen, abgebrochenen Bewegungen zurückstoßend, sowie er drohte, diejenige Grenze zu überschreiten, welche sie ohne Gefahren meinte herausfordern zu können.

Felscher auf seinem hohen schmalen Sitze bebte vor Erregung ... Diese Entdeckung hatte er nicht erwartet, er schwankte ... wenn er nur nicht von dem schmalen Platze fiel! Um Gottes Willen, was war das? Welches Aufkreischen, welches Emporblicken der Beiden, die in ihrer Gluth wie Schlangen in einander verbissen schienen? Hatte er an das Fenster gestoßen? ... er war entdeckt ... ah ... schnell hinunter ... Herr des Himmels, das Boot gleitet,

— er stürzt — er muß sich am Fenstersims festhalten ... Und jetzt öffnet Eva das Fenster ... Soll er sich hinunterstürzen? ... unten schlägt der See dumpf an die schräge Böschung ... Was ist das? Welch Flüstern ... „Herein, sofort herein!" ...

Er ist im Zimmer, kaum wissend, wie er hineingekommen. Blaß, zitternd, keines Wortes mächtig, stehen sich Eva und Felscher gegenüber — der Lohndiener hat das Gesicht dem Thürvorhang zugekehrt. Und nun klopft es draußen — die Stimme der Mutter: „Eva, bist Du drinnen? ... öffne doch!" Woher nimmt sie die Fassung zu antworten, sie habe Migräne? „Komm schnell hinunter, eine schreckliche Nachricht ..." und die Schritte verhallen ... Was mag es sein? Bah, sie kümmerts nicht, in diesem Augenblick kennt sie nur ein schreckliches. Doch ein gut erzogenes Mädchen muß sich fassen. Todtenblaß, kaum hörbar, aber fest, spricht sie: „Herr Felscher, — sind Sie ein Ehrenmann oder nicht? Schwören Sie, von dem, was Sie hier gesehen, gegen keinen Menschen ein Wort zu verrathen, so lange Sie leben? Weigern Sie sich ... so ist dort das Fenster und unten der See — ich stürze mich auf der Stelle hinab. ..."

Felscher wandte sich weg, seine Zähne nagten an den Lippen, am Schnurrbart. Er hatte die Ueberraschung überwunden. War er nicht doch ein Glückskind? War dieser Vorfall nicht ein Wechsel auf Eva, der sich jederzeit einfordern ließ — ein Septimenaccord, den Eva

zu jeder Zeit auflösen mußte, wie er wollte? O, er hatte wieder einmal famos gerechnet! Langsam und ernst sprach er: „Ich gebe mein Ehrenwort zu schweigen.“ Eva athmete auf. Sie sah ihm eine Sekunde fest in die Augen, schritt dann zur Thür, öffnete sie und sprach kurz: „Gehen Sie!“ Er ging, kalt, ruhig: sie trennten sich, wie zwei feindliche Kaufleute, die einander bedürfen, nach einem Abschluß scheiden, ohne Händedruck, ohne Gruß. — — —

Hoffmeister hatte Jarociner im Herrenzimmer gefunden, von seinen Freunden umringt, Spielberg, Robert, Stinkert, Rautenkranz — im Hintergrunde hielt sich der alte Baurath. Man rauchte die schwersten Havannas — ein dunkler Nebel lag über der Versammlung, aus dem die einzelnen Köpfe nur langsam und undeutlich heraustraten. Das Gespräch bildete natürlich die Nationaloper.

„Ich habe ein Stück für dieser Bühne errworrben,“ blähte sich Rautenkranz auf, „es ist das schenialste was in die letzten zwanzig Jahre geschaffen ist. Es wirrd machen Furrores.“

„So? das interessirt mich! Wie heißt die Oper?“ mischte sich Hoffmeister in das Gespräch.

„Oeh — oeh — wahrhaftig, hab ich im Augenblick den Titel verrgessen. Ein Meisterstück sag ich Ihnen.“

„So nennen Sie mir wenigstens den Componisten.“

„Sehr gärn. Warum nicht. Oeh — oeh — 's is' e ganz unbekannter Name, ich unterrstütze gärrne die jungen Jenies. Derr Name: Wahrrhaftig, ich hab ihm vergässen! Aber was thut's? Der rreine Mozarrt. Süß wie Honig. Jenial, sag' ich Ihnen, ich hab's selbst geprofen!

„Natürlich — was thut der Name?“ fiel Jarociner ein. „Kennt man ihm nicht, werden wir ihm machen bekannt. Wird Schabelsky schreiben so lange bis man ihm kennt. Heißt nicht?“ Er klopfte Schabelsky auf die Schulter. „Natürlich!“ erwiderte dieser, der eben Spielberg die Adresse Theklas zu geben im Begriff war, „Sie wissen, ich mache mich zum Herold alles Guten und Idealen!“ Und man begann von Neuem von dem voraussichtlichen Riesengewinn zu sprechen, den die Unternehmung abwerfen würde. Während dessen zog Stinkert den Baurath bei Seite und fragte ihn, ob es nicht lebensgefährlich sei, einen so großen Bau zu leiten — jeden Augenblick könne Einem ja eine Leiter, ein Stein auf den Schädel fallen. Und als der Baurath das zugab, legte er ihm dringend an Herz, um seiner Familie willen sein Leben zu versichern.

Paul wußte eine Pause geschickt zu benutzen, Jarociner um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten.

„Herr Rath,“ sagte er, als sie in dem kleinen behaglichen Arbeitszimmer saßen, „ich liebe die Umschweife nicht. Kurz denn: ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.

Der Rath drehte lächelnd seine Cigarre zwischen den Fingern. „Herr Hoffmeister,“ erwiderte er, die Worte ein wenig verlegen dehnend, „wir sind Ultimo Mai, der April ist doch längst vorüber —“

„Ich verstehe Sie nicht — ich werde mir doch selbstverständlich keine Scherze mit Ihnen erlauben.“

„Nun verzeihen Sie, lieber Herr —“ Jarociner drehte die Cigarre ein wenig schneller, nervöser, aber nur ein wenig — „wir sprachen doch erst kürzlich einmal von Ihren Einnahmen, und Sie sagten selbst —“

„Daß ich davon nicht leben kann. Aber ich will Fräulein Eva ja auch nicht heute schon oder morgen heimführen — ich will natürlich warten, bis meine Sache durchgedrungen ist und ich einen Namen habe —“

„Einen Namen — verzeihen Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam mache ... meine Tochter bekommt 500 000 Mark mit.“

„O bitte, ich verachte keinen Menschen seines Reichthums wegen —“

„Sehr liebenswürdig — an Ihrem Geistreichthum zweifle ich auch nicht — aber — —“ er drehte die die Cigarre noch etwas schneller, das Deckblatt löste sich langsam ab — die Geschichte kam ihm offenbar höchst drollig vor; er suchte nach Wendungen, um den Sohn eines Mannes nicht zu beleidigen, mit dem er in Geschäftsverbindung stand — „Sie müssen mir doch ein Aequivalent bieten, wenn ich Ihnen meine Tochter geben soll —“

„Herr Rath, ich bin Künstler —“

„Lieber Herr Hoffmeister, die größte Kunst ist viel Geld zu verdienen —“ er feuchtete das Deckblatt an, daß es wieder klebte — „wenn Sie noch wenigstens Hofkapellmeister wären, Professor — eine Stellung, ein Titel — ich binde mich natürlich an nichts, aber, Gott, es ließe sich auf dieser Basis doch wenigstens verhandeln —“

„Fräulein Eva und ich lieben einander — von mir beschwöre ich's — von Fräulein Eva bin ich's überzeugt.“

„Eide und Überzeugungen kosten nichts; wenn Sie aber 'ne Vorliebe dafür haben, so schwöre ich Ihnen auch aus Überzeugung, daß die Tochter von Jarociner Niemanden liebt, der ihr kein standesgemäßes Auskommen bieten kann. Wovon wollen Sie die Ansprüche erfüllen, die meine Tochter zu stellen berechtigt ist — Toiletten, Schmuck, Reisen, gesellschaftliche Vergnügen und was Alles zum Leben gehört?“ Er hatte die Cigarre in den Mund gesteckt und rauchte kräftig.

„Ich glaube allerdigs selbst, daß wir uns heut nicht mehr verständigen werden.“ Paul stand auf. „Sie weisen mich also rundweg ab? Wie einen Bettler?“

„Aber nein!“ Mit beiden Händen drückte er ihn auf den Stuhl nieder. „Sobald Sie sich die erste Million mit Ihrer Notenfeder zusammengeschrieben haben, wollen wir von der Sache weiter reden. Hier . . . darf ich Ihnen eine gute Cigarre anbieten . . .?“

Er reichte ihm das geöffnete Etui: „Plaudern wir gemüthlich —“

„Ich danke!“ Hoffmeister starrte nach der Decke, blaß, bemüht, seine Erschütterung zu verbergen. Ein bittrer Geschmack zog ihm den Mund zusammen, er meinte vomiren zu müssen. Ach wie ekelhaft — So tief hatte er diesen Menschen, dieses Haus, diese Gesellschaft von der gemeinen Geldgier, vom Materialismus doch nicht angefressen geglaubt. Aber er würde es ihnen zeigen. Er sollte sich noch wie ein Schulbube vor ihm schämen, dieser schmutzige Filz! Ihm war an den Menschen nichts gleichgiltiger als der Glaube, ihm, dem freien Geiste, dem Künstler — in diesem Augenblicke haßte er in Jarociner sogar den Juden. O und er würde sich doch seine Eva erringen, sie ihm abtrotzen, er war dessen sicher! Das Blut begann ihm nach dem Kopf zu steigen. —

In diesem Augenblick vernahm man draußen ein dumpfes Gemurmel, ein Stimmengewirr, das immer weiter anschwoll. Die Musik brach ab, spielte wieder, langsam, abgehackt, zögernd, unschlüssig. Laute Rufe flogen herein, schreckensvoll, erregt. Jarociner erhob sich: „Verzeihen Sie,“ sagte er, „mir scheint, da ist etwas vorgefallen . . . ich bin da wohl nöthig . . .“

Gottseidank, daß er ging. Hoffentlich brannte ihm die Baracke über dem Kopfe zusammen! Apathisch, mit leerem Schädel ging Paul hinunter nach dem dunklen Garten. Was vorgefallen sein mochte,

ihm war's gleich. Er ging, er wollte allein sein. Es fiel ihm nicht im Entferntesten ein, daß ja auch seine Eltern sich unter demselben Dach befanden.

Unten rannte Alles in sprachloser Verwirrung durch die Corridore, die Säle. Den Weibern standen Thränen in den Augen. Blaß wie Schnee stürzte der Baurath in den Tanzsaal, mit schlotternden Knieen, ein Zeitungsblatt in der Hand. „Aufhören! Aufhören!" rief er den Musikanten zu — die Stimme gehorchte ihm kaum. Einer nahm das Blatt und las, dann rief er entsetzt: „Unser Kronprinz, Friedrich Wilhelm, hat den Krebs im Kehlkopf — morgen wird er operirt — auf Leben und Sterben —"

Eine Todtenstille folgte. — —

Die Musiker packten die Instrumente, die Noten zusammen. In allen Winkeln standen Gruppen, welche leise flüsterten Ab und zu hörte man ein Schluchzen, ein Seufzen. Im Garten löschten die Diener die Lichter aus; was sie versäumten, besorgten der Wind und der Regen, welche so plötzlich heraufgezogen waren, wie es in dieser Gegend zu geschehen pflegt. Es war pechfinster draußen. Die Tropfen klatschten an die Scheiben. Man drückte einander die Hände, murmelte sich Trost zu, bat um Näheres. Kein Mensch dachte weiter an das Fest, Niemand vermißte Paul. Der schönste, ritterlichste, meistgeliebte Mann Deutschlands, die Hoffnung der Zukunft, den Jeder in üppiger Gesundheit glaubte,

rang mit dem Tode, war vielleicht schon morgen eine Leiche! Die Frauen, welche ihn anbeteten, waren verzweifelt: die Räthin bekam Weinkrämpfe, der Baurath und seine Frau hingen an den Hohenzollern fester als an der eignen Familie: hätte das Unglück ihren Abgott, ihren Paul getroffen, sie wären nicht entsetzter gewesen. Der Baurath zitterte am ganzen Körper. „Wie ist das möglich?" wiederholte er unabläßig. Seine Gattin beschwor Gott, seine Allmacht zu beweisen und für das Vaterland ein Wunder zu thun. Die Dienstboten lasen sich in der Küche das Zeitungsblatt immer wieder vor.

Die Herren der Gesellschaft standen und gingen finster umher, mit gerunzelten Stirnen, die Börsenleute sahen drein wie bei einem allgemeinen Bankerott, als hätten alle Dinge mit einem Schlage ihre Werthe verloren.

„Wenn er stirbt, so giebt's morgen Krieg," sagte Stinkert.

„Bist Du schon aus dem Dienst?" fragte Liesbeth ängstlich ihren Mann.

„Erst im nächsten Jahre —"

„O Gott! o Gott!"

„Wie lange werrden bei Landestrrauer die Theaterr geschlossen?" fragte Rautenkranz.

„Es ist nicht möglich!" rief der Baurath. „So kann Gott das Vaterland nicht prüfen. Ich glaube es nicht."

Welche Hoffnungen würde dieser Tod vernichten!

Der, in dessen Leib der furchtbare Feind wüthete, war ja die Sehnsucht aller dieser Männer, er war von ihrer Generation, in ihren Anschauungen großgewachsen, und von seiner Herrschaft an erhofften sie erst den vollen Triumph ihrer Prinzipien. Würde er nicht, wie Jedem, auch ihnen die vollste Freiheit geben? Glaubten sie nicht, er werde sogar die Börsensteuer abschaffen, um jede Schranke vom Handel zu nehmen? Wenn er starb, mit wem sollten sie rechnen? Ein Greis, dessen Tage gezählt waren, der einer vergangenen Epoche angehörte, dessen eiserne Hand sie aber jeden Tag spürten — selbst wenn sie nur ein Schlußschein ausfüllten. Und nach ihm ein Jüngling, einer von jener neuen Generation, die sie haßten, welche sie bekämpfte, welche so neue Grundsätze besaß, nichts von jener Freiheit wissen wollte, die sie verlangten, und neue Worte unausgesetzt im Munde führten, die sie nicht verstanden — die so fremd klangen — Nationalität . . . soziale Ordnung . . . realistisches Ideal . . . Kampf um die Wahrheit . . . geistige Vertiefung . . .

Welch ein herrlicher Mensch er war, dieser arme Kranke! Wie edel, wie gütig, wie fern von jedem Stolz! Man begann sich Züge mitzutheilen, Einzelheiten, kleine Begebenheiten, die ihn bezeichneten . . . Bei einem Bazar im Rathhause hatte er Jarociner auf die Schulter geklopft und lächelnd gesagt: „'Na Jarociner, wann stürzen wir Rothschild?" Das war

ein Kronprinz! Das mußte ein Herrscher sein! Und solch ein Mann sollte sterben, fast an der Schwelle seines Zieles? Nein, dann gab es keine Vorsehung! Jarociners Auge leuchtete, als er von jenem Bazar sprach. Er sah ihn wieder vor sich stehen, die herrliche Erscheinung, hoch wie ein Recke, breit, mächtig, mit den strahlenden blauen Augen, dem wallenden blonden Bart, im weiten Deutschland der männlichste Mann, strotzend von Mark und Gesundheit . . . Der ein Todeskandidat? Nimmer! Der nie Besiegte, der Triumphator von Wörth würde auch mit diesem Feinde fertig werden.

„Pah,“ rief er, „ich verzweifle nicht . . . ich glaube an ihn . . .“ und mit einem Male starrte er wie geistesabwesend in die Luft, das Kinn sank herab — und jetzt, wie ein Tieger auf seine Beute springt, stürzte er in sein Zimmer, an den Fernsprecher.

„Verbinden Sie mich mit Herrn Seemann — Amt I, Nr. 7190.“ Seemann war sein Procurist. Für dringende Nachrichten waren beide dem Fernsprecher angeschlossen.

Und schon raschelte es im Hörrohr . . . „Hier Seemann — wer dort?“

„Ihr Chef. Kronprinz schwer krank. Komme morgen mit dem Mittagszug herein. Wenn an der Vorbörse Preußische Consols Baisse sind, so kaufen Sie zusammen, was Sie kaufen können!“ . . .

Ende des ersten Bandes.

Alberti, Konrad,

Die Alten und die Jungen Sozialer Roman

Bd.: 1

1889